Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

Siebenter Band.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollständige Ausgabe.

Siebenter Band.

Verlag der Börne'schen Schriften.

Hamburg. Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. (Rütten & Löning.)

1862.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Fragmente und Aphorismen.

1.

Minister fallen wie Butterbrode: gewöhnlich auf die gute Seite.

2.

Eitelkeit ist Oekonomie; man sollte sie nicht tadeln, sie ist eine Tugend. Der Eitle legt täglich einige kleine Befriedigungen seiner Eigenliebe zurück und bringt so endlich einen kleinen Schatz zusammen. Auch hat man Unrecht, zu behaupten, daß sich nie wahre Verdienste zur Eitelkeit gesellten; man kann sehr reich sein und geizig zugleich. Von zwei Menschen mit gleich großen Verdiensten, von welchen der eine eitel ist und der andere was man bescheiden nennt, ist im Grunde der eitle bescheidener als der bescheidene. Der letztere weiß, daß er reich ist, und denkt, es könne ihm an Ruhm nicht mangeln, so oft er ihn brauche; der andere ist vorsichtig, traut seinen

Verdiensten nicht und spart. Wenn Ruhmbegierde eine Tugend ist, ist es Eitelkeit auch; denn sie ist die Scheidemünze der Ruhmbegierde. Daß wir mit eiteln Menschen ungern umgehen, beweist nichts für ihren Fehler, sondern für unsern. Wir meiden sie aus gleichem Grunde, als wir die Armen meiden; wir fürchten immer, sie möchten etwas von uns verlangen.

3.

Ich las von einem berühmten Philosophen, es sei einer der Hauptgrundsätze seiner Lehre: Alles was ist, ist gut. Ob es wahr ist — nicht der Satz, sondern daß er so aufgestellt worden — weiß ich nicht. Ich kenne die Schriften jenes Philosophen nicht, ich lese nie philosophische Bücher, mein Kopf ist zu schwach, er verträgt sie nicht. Ein deutsches philosophisches System kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt und uns freundlich einladet, uns satt zu essen. Ganz gewiß ist in der deutschen Philosophie die beste, gesundeste und unentbehrlichste Nahrung des menschlichen Geistes; doch wäre es artiger von unsern Wirthen, wenn sie uns gebackenes Brod vorsetzten. Wenn wir vor jeder Mahlzeit erst die Schnitter, die Drescher, die Müller, die Bäcker machen sollten, dann kämen wir gar zu

spät an den Tisch. Doch das gehört nicht hierher. Ich hörte ferner erzählen, daß es Staatsmänner gäbe, die jenen Philosophen wegen seiner Lehre und diese selbst sehr begünstigten, weil sie glaubten, sie sei für die Regierungen vortheilhaft, indem sie den Regierten Grund und Recht zu klagen nehme, sondern sie vielmehr anweise, mit allem Bestehenden zufrieden zu sein, weil Alles was ist, gut ist. Ob es sich mit der philosophischen Praxis jener Staatsmänner, wie mir erzählt worden, wirklich so verhalte, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich gewiß: daß, wenn jener Grundsatz wie bezeichnet ausgesprochen, und wenn er wie berichtet angewendet oder zum nöthigen Gebrauche zurückgelegt worden — jene Staatsmänner nicht wissen, was sie wollen, da es keine Lehre gibt, die für die Ruhe der Staaten und für die Sicherheit der Regierungen gefährlicher, keine, die revolutionärer wäre, als die Lehre: Alles was ist, ist gut. Man denke sich, jener Philosoph würde Regierungspräsident oder gar Minister; seine Verwaltungsgehörigen hätten Klagen oder glaubten sie zu haben, wären gedrückt oder glaubten sich gedrückt; sie gingen zum Philosophen-Minister, machten ihm Vorstellungen und bäten um Abhülfe. Dieser, obzwar Minister, würde sich bei der überraschenden Veranlassung ohne seinen Willen erinnern, daß er

früher Philosoph gewesen — die Katze läßt das Mausen nicht, auch wenn sie eine schöne Prinzessin geworden — und würde den Abgeordneten der Bürgerschaft sagen: Ihr guten Leute wißt nicht, was ihr sprecht; geht eures Weges, Alles was ist, ist gut. . . Schön, Minette, man muß seiner Natur treu bleiben! . . . Wenn aber jetzt die Abgewiesenen zu murren anfingen, sich zusammenrotteten, dem Minister-Philosophen die Fenster einschlügen, die Kassen, die Magazine plünderten, raubten, mordeten und andere Verbrechen begingen, die eine Empörung zu begleiten pflegen — was thäte dann der Minister-Philosoph? Er würde die Empörer zu besänftigen suchen, ihnen ihre Gesetzwidrigkeit, ihr Verbrechen, die unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen vorhalten. Wenn diese aber sprächen: Herr Minister, Sie wissen nicht, was Sie reden, gehen Sie Ihres Weges, Alles was ist, ist gut; ein Ist ist wie das andere Ist; ist eine Regierung, so ist ein Volk; ist Ordnung, so ist Anarchie; ist Gesetzmäßigkeit, so ist Revolution; ist die Macht, die ist, zu ehren, so ist unsere Macht auch eine, die ist — was würde der Philosoph darauf antworten? . . Der Philosoph gar nichts; aber der Minister ließe die Anführer der Empörung aufhängen und die minder Schuldigen einkerkern; und das ist auch das Klügste, was er in

einem solchen unphilosophischen Falle thun könnte. Aber, nach Hause gekommen, ließe er sich heimlich von seiner Frau seine alten Collegienhefte holen, sie abstäuben, und dann — wenn er die Stelle noch finden kann — nähme er eine Schwanfeder und machte durch den Satz: Alles was ist, ist gut, einen dicken Strich. Mich dauern nur die armen Gehängten; der Strich, einige Tage früher gezogen, hätte ihnen das Leben erhalten.

4.

Diplomaten sehen mit den Ohren; die Luft ist ihr Element, nicht das Licht. Darum lieben sie Stille und Dunkelheit.

5.

Das Schicksal macht nie einen König matt, ehe es ihm Schach geboten.

6.

Sinnliche Ausschweifung ist viel öfter die Folge, als die Ursache einer zerrütteten Gesundheit.

7.

Es gibt Menschen, die geizen mit ihrem Verstande, wie andere mit ihrem Gelde.

8.

Es ist schwer zu entscheiden, welches ein verdrießlicheres Geschäft sei: die Lichter putzen, oder Weiber durch Gründe belehren. Alle zwei Minuten muß die Arbeit wiederholt werden, und wird man ungeduldig, löscht man das kleine Licht gar aus.

9.

Der Eigensinn einer Frau ist auf eine ganz wunderliche Art befestigt. Der Graben ist hinter dem Walle, und hat man die steilsten Einwendungen erstiegen und glaubt, jetzt wäre Alles geschehen, entdeckt man erst, daß das Schwerste noch zu thun sei.

10.

Das größte häusliche Unglück, das einem Manne begegnen kann, ist, wenn seine Frau einmal gegen ihn Recht hat, nachdem er es ihr abgestritten. Dieses einzige kleine Recht dient ihr wie ein Fläschchen Rosenöl; damit macht sie zwanzig Jahre all' ihr Geräthe und Gerede wohlriechend.

11.

Eine Geliebte ist Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käse.

12.

Reichthum macht das Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei.

13.

Ein constitutioneller Thron ist ein Armsessel, ein absoluter ein Stuhl ohne Lehne. Fürsten sind ihrer Natur und ihrem hohen Standpunkte nach dem Schwindel unterworfen, und eine Staatsverfassung sorgt nicht weniger für ihre eigene Sicherheit, als für die der Regierten. Hätte Napoleon Frankreich die Verfassung bewilligt, die ihm Ludwig XVIII. gab, er wäre, als ihn der Schwindel befiel, nicht vom Throne gefallen, er wäre noch heute Kaiser der Franzosen.

14.

Hätte die Weltgeschichte ein Sachregister, wie sie ein Namenregister hat, könnte man sie besser benutzen.

15.

Die öffentliche Meinung ist ein See und man behandelt sie wie eine Suppe. Verrückte Köche stehen vor ihr — der eine wirft Salz hinein, der andere Zucker; ein dritter kommt mit dem Schaumlöffel,

die Blasen abzuheben; ein vierter bläst, daß ihm die Backen schmerzen; ein fünfter will sie aufessen; ein sechster sie dem Haushunde vorsetzen; ein siebenter sie in das Spülfaß schütten. Wahrhaftig, die Kinder auf der Gasse werden euch noch auslachen!

16.

Im alten Frankreich machte der Witz auch Bürgerliche hoffähig, und ward dadurch zur Nadel, durch die man den geistigen Faden zog, welcher den dritten Stand mit dem Adel verknüpfte. Auf diese Weise wurde die Revolution herbeigeführt. Die Regierungen unseres Landes können also ruhig bleiben; denn unsere grobe Packnadel zerrisse nur die fein gewebte Seele der Weltleute — wir werden uns nie vereinigen und befreunden. Aber welch ein großer Mißverstand ist es, politischen Schriftstellern Grobheiten zu untersagen und Feinheiten zu verstatten! Man sollte gerade das Gegentheil thun.

17.

Feuerbach, in seinem Werke über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege, erklärt sich für beide, kann sich aber dennoch nicht enthalten, gegen diejenigen Schriftsteller zu eifern, die derselben Lehre anhängen. Er bezeichnet sie als solche, „die

davon gewöhnlich nicht mehr wissen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe." Das ist zwar witzig, aber der Spott scheint gar nicht am gehörigen Orte zu sein. Von jeder Staatseinrichtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, ist derjenige Theil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigste. Die ächte Regierung hat keine Kunstgeheimnisse. Spitzfindige Gelehrsamkeit mag in der Untersuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes aufzudecken finden; Feuerbach mag das französische Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigste bleibt allerdings, daß Mund und Thüre dabei geöffnet werden. Feuerbach war empfindlich, weil ihm vorgeworfen worden, daß er seine Meinung, die früher gegen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das hätte ihn von seinen Landsleuten nicht überraschen sollen. Es ist ja auch eine von den unseligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man seine Meinung ändert. Als wäre der Mensch unfehlbar! Daß er es nicht ist, ist gerade schön; denn einen Wahn verlieren macht weiser, als eine Wahrheit finden.

18.

Aus einer Rede, die der Abgeordnete Girardin in der französischen Kammer gehalten, erfährt man, daß unter der alten königlichen Regierung die Briefe auf der Post eröffnet wurden, daß dieses unter Napoleon auch geschah, und daß es jetzt noch immer geschehe. So oft man mit manchen Staatsmännern von dergleichen Gegenständen spricht, lächeln sie, und das ist auch wirklich das Beste, was sie thun können, denn wie ließe sich ein Lächeln widerlegen? Es ist ein Alphabet, worin die Bestandtheile aller möglichen Meinungen enthalten sind. Was antworten sie aber darauf, wenn man sie fragt: haben jene Eingriffe in das Eigenthum Ludwig XVI. gerettet, haben sie Napoleon vor dem Untergange bewahrt? Wenn man sie fragt: haben tausend abgeschmackte Polizeikünste, deren Anwendung man sich immer noch nicht schämt, haben sie die spanische, die portugiesische und andere Revolutionen, haben sie den Abfall der südamerikanischen Staaten verhindert? — was werden sie darauf erwiedern können? Werdet Ihr nie begreifen, daß Ihr es nicht mit Personen zu thun habt, sondern daß Euch Sachen feindlich gegenüber stehen, und daß eine Sache, wie die Luft, unverwundbar ist? Ihr jubelt, wenn es Euch gelang, einen kleinen Raum luftleer zu machen, und Ihr

vergesset, daß es dann um so gefährlicher ist für Euch, weil in luftleeren Räumen fallende Körper um so schneller fallen. Freilich sind solche Reden vergebens und man wird damit ausgelacht; aber es ist besser den Athem, als den Verstand verlieren.

19.

Herr Wilhelm von Schütz, ein Kampfgenosse des Offenbacher Staatsmannes, hat „Blicke in die amerikanischen Reiche“ geworfen. Wenn er Nichts deutlich gesehen, so ist das durchaus nicht seine Schuld; denn Amerika ist eine dunkle Unterwelt geworden, seit es unsere superben Tarquinier zur Cloaca maxima gewölbt und es bestimmt haben, den europäischen Unrath abzuführen — die Liberalen nämlich. Auch ist Herr von Schütz so ehrlich, über das, was er dunkel gesehen, dunkel zu berichten. Wir mögen also nicht mit ihm streiten. Auch vermöchten wir es nicht. Denn hoch erhaben über den Wolken des Trugs thront Herr von Schütz in ewiger seliger Ruhe, und lächelt des sterblichen Menschengeschlechts. Er redet die Sprache Göthe's, der Diplomaten und der olympischen Götter. Läßt er die herrlichen Worte vernehmen: detachirt, Intentionen, suppliren, Independenz, Intervention, Perfektion, Revolten; sagt er, die Freigebung Süd-

amerika's berührend: „kaum ist wegen des Reichthums an verborgenen Rücksichten hierüber ein durchgreifendes Wort zu sagen möglich" — hören und schweigen wir mit heiliger Scheu, so sehr uns auch die Finger jucken, hinabzugreifen, um den Schatz verborgener Rücksichten zu heben. Aber mit Herrn Pfeilschifter, der zu jener Abhandlung einen „Nachtrag" geschrieben, wollen wir ein Wort sprechen. Herr Pfeilschifter ist der Sterblichen einer; er kennt den Haß, den Zorn, die Liebe; er kann grob sein, er fühlt menschlich — mit ihm wollen wir rechten. Er sagt in seinem Nachtrage: „Gegen eine Faction, welche ihren Sieg nur auf Betrug und Täuschung, den Betrug auf den allgemeinen Mangel an gründlichen Kenntnissen und das Schweigen ihrer Gegner gründet, gibt es keine bessere Taktik, als ihren Lügen die Wahrheit, ihren Declamationen die Thatsachen, ihren Verkündigungen die Wirkungen ihrer Siege entgegen zu setzen. Aus diesem Grunde haben wir nachstehende Notizen über den Zustand von Neuspanien, wie er durch die revolutionären Unternehmungen geworden ist, zusammengestellt, um zu beweisen, wie nachtheilig und verderblich sogar in materieller Rücksicht die Versuche der sogenannten Emancipation für Südamerika selbst geworden sind." Und nun stellt Herr Pfeilschifter

seine Berechnungen an. Wir wollen dem Manne von gründlichen Kenntnissen an seinem Facit der ehemaligen Glückseligkeiten und gegenwärtigen Leiden der südamerikanischen Provinzen keinen Deut und kein Seelchen abziehen. Es soll sich Alles so verhalten, wie er gesagt; jene Länder sollen durch den Versuch ihrer sogenannten Emancipation den fünften Theil ihrer Bevölkerung verloren haben, und ihr Handel, Landbau und Gewerbthätigkeit sollen wirklich darüber zu Grunde gegangen sein. Was beweist dieses aber? Wenn die Gegner der Freiheit deren Vertheidiger im offenen Kampfe bekriegen, oder sie durch höllische Polizeikünste zu Bürgerkriegen bethören — wer hat das vergossene Blut, wer die Verwüstungen zu verantworten? Wen hat Herr Pfeilschifter durch seine Gaukelrechnerei zu täuschen den Auftrag erhalten? Das ist das ewige Räthsel. Der Pöbel, der nicht denkt, liest auch nicht, und die, welche lesen, denken, und lassen sich durch alte abgeschmackte Lügen nicht irre führen. Herr Pfeilschifter, der ja selbst gesagt, daß wir Andern unsern Betrug auf das Schweigen unserer Gegner gründen, wird, uns dieses Fundament zu entziehen, sich ohne Zweifel rütteln und auf die hier gemachte Bemerkung die gebührliche Antwort geben.

20.

In einer Sitzung, welche die Akademie der Wissenschaften in München zur Feier des Geburtstages des Königs hielt, las Professor Oken eine Rede über das Zahlengesetz in den Wirbeln des Menschen vor. Er suchte darin zu zeigen, daß fünf die herrschende Zahl in diesem Theile des menschlichen Leibes sei und schließt dann mit den Worten: „Diese Gesetzmäßigkeit in unserm Leibe, ja in einem einzigen Systeme desselben, wen sollte sie nicht ergreifen, wen nicht begeistern zur Freude über jene Gesetzmäßigkeit, welche er auch in der Geschichte und im Leben, dem Ebenbilde der Natur und des menschlichen Lebens, erkennt! Wen sollte sie nicht hinweisen auf das Land, in welchem Gesetz und Ordnung herrscht, in welchem Anstalten bestehen und werden, durch die es der Wissenschaft möglich wird, diese Gesetze zu erkennen, und der Kunst, diese Harmonie darzustellen: in welchem den Gelehrten nnd Künstlern Muße gegeben ist, in diesem fruchtbaren Felde zu arbeiten, und Lust dem zu danken, durch den dieses alles hervorgebracht, erhalten und befördert wird, dem Könige der Gelehrten und Künstler!“ So ein deutscher Professor hat den Teufel im Leibe! Er ist zugleich Osteolog und Hofmann, er kann Alles! Fünf Knochen zu einem Geburtstage, welch' ein An-

gebinde! In welchen schönen Pentametern wird das Lob des bairischen Königs besungen! Das bairische Recht, fest, wie eine Wirbelsäule! Was werden mißhandelte und gedrückte Völker sagen, wenn sie erfahren, daß ihr Rücken, weit entfernt, die Bestimmung zu haben, schwere Lasten zu tragen und geprügelt zu werden, vielmehr ihr Recht auf eine freie Verfassung beurkundet? Prinz Michel hat in Wien Alles gelernt, aber leider die Osteologie nicht. Er weiß nichts von fünf Wirbeln, er weiß nichts von Konstitutionen. Selbst die Rücken reden von Freiheit, selbst die Wirbel werden revolutionär! Man muß die aufrührerischen Wirbel mit ihrem ganzen Anhange von verschworenen Gliedern einsperren. Geschwind die Anatomie zensirt, wenigstens auf fünf Jahre, mit Vorbehalt weiterer Verlängerung! Geschwind aus fünf drei gemacht, wie Villele. Geschwind die Zahl fünf ganz ausgestrichen aus der Reihe der Zahlen!

21.

Es hüte sich der junge Dichter, an seinen Werken jene steinerne Ruhe herauszuarbeiten, von welcher Göthe so verlockende Beispiele gab. Bei den Alten warf die Anbetung den warmen Purpurmantel um die kalten, nackten Marmorgötter. Aber wir mit

unsern Winterherzen lassen nackt, was wir nackt gefunden. Ruhe, Friede und Klarheit muß im schöpferischen Geiste wohnen; dann wird sie den Schöpfungen nicht ermangeln. Die Ruhe der Gleichgültigkeit schafft nur Werke, die gleichgültig lassen. Shakespeare und Calderon wurzelten tief, der in der Natur, der im Glauben, und weil sie so fest gestanden, gaben sie ihre Zweige dem Sturme, ihre Blätter kosenden Lüftchen hin, und zitterten nicht vor der rohen Gewalt des Windes, und fürchteten nicht, nahende Vertraulichkeit möchte der Ehrfurcht schaden. Der Bewegungslose wird nie bewogen, und nur der bewegte Dichter kann dem bewegten Herzen Ruhe geben.

22.

Mit Cicero begann jene bis auf unsere Tage herabgehende Zeit, wo sich das Licht von der Wärme, die Einsicht von der Kraft, das Wollen von dem Können, der Geist vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil sie nur den einen oder nur den andern besaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten, oder einsichtslos die Kraft zum Bösen hatten und übten. Cicero, ein gelehrter, geistreicher Staatsmann, wenn er sprach oder schrieb, war unwissend und verblendet, wenn er handeln sollte. Er hatte den Muth des Geistes,

aber nicht den Muth des Charakters, und er verstand nicht, daß zur Heilung einer schlechten Zeit, wo sie je möglich ist, man zu guten Zwecken sich schlechter Mittel bedienen müsse. Octavius war der Mann seiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizei-Spitzbüberei, der Ministerialismus. Er zuerst übte die Kunst, die Freiheit des Volkes, statt wie es früher wohl geschah, zu morden, zu rauben oder zu stehlen, zu übervortheilen, und durch jüdische Schlauheit sich anzueignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Cicero's, einst einen seiner Neffen besuchte, traf er ihn in einem Buche Cicero's lesend, das er beim Eintreten des Cäsar schnell zu verbergen suchte. Augustus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Theil im Stehen, und sagte zu seinem Neffen, indem er es zurückgab: „das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, ein gelehrter Mann und der sein Vaterland sehr liebte.“ Das ist ganz der stolzgutmüthige Ton eines modernen Staatsmannes, der einem unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht schaden kann, nach seiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt.

23.

Im Kampfe zwischen Adel und Bürgerschaft hat der Adel, er mag angreifen oder sich vertheidigen,

den Vortheil, daß er von der Höhe herab gegen einen Feind streitet, der in der Ebene steht.

24.

Was die Besten und nur die Besten unter den Zeitgenossen wünschen, das geschieht zwar auch, aber spät; denn da die Besten ihrer Zeit vorauseilen, so werden ihre Wünsche und Bedürfnisse erst die der Nachwelt. Doch was die Menge wünscht, das geschieht bald.

25.

Die Vorsehung ist auch weltklug, und heult mit den Wölfen, wie der schlaueste Mensch. Sobald aber ihr Wille reif geworden, wirft sie die Maske ab.

26.

Manche Menschen haben blos männliche, andere blos weibliche Gedanken. Daher gibt es so viele Köpfe, die unfähig sind, Ideen hervorzubringen, weil man die Gedanken beider Geschlechter vereint besitzen muß, wenn eine idealische Geburt zu Stande kommen soll.

27.

Die deutschen Blätter, die politischen sowohl als die nichtpolitischen, sind, wenige ausgenommen, ganz

unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, und von der Bettelei nur das Unausstehliche. Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen, müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen Nichts thäten als spielen und singen, und für Nichts Sinn hätten, als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen sein, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Wien die Agathe gesungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. October zu erfahren, daß am 29. September Demoiselle Sonntag in Berlin die Donna Anna singen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reise nach Berlin brauchte, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? O! es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker, vom Schlamme der

Lüste über und über bedeckt, mit heißdurstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen, und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten!

28.

Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, schickt sie immer fähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzustecken. Ließe man diese Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete sie, erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht. Man nennt Jene Vorläufer, Unruhstifter, Verführer, Schwärmer, und hält sie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Trosse, und weil sie Nichts bestellt und angeordnet findet, wohnt sie sich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerstört mehr, als sie gebraucht und verlangt.

29.

Daß die Diplomatik sich verrechnet, ist etwas sehr Gewöhnliches, auch etwas sehr Natürliches; man verlernt leicht das Rechnen, wenn die Folgen der Rechnungsfehler auf Andere fallen. Daß aber auch Jene sich verrechnen, die, entfernt vom Gedränge der Thaten, ungestört in ihrem einsamen

Zimmer nachdenken können und Zeit genug haben, hundert Male die Probe zu machen — darüber muß man erstaunen. Wenn die deutschen wissenschaftlichen Männer den Verstand auch noch verlieren, was bleibt ihnen übrig? Thatkraft, Reichthum, Macht und Ansehen haben sie nie gehabt.

30.

Die deutsche Geschichte gleicht einem ungebundenen Buche; so beschwerlich und verdrießlich ist sie zu lesen. Man muß oft die Bogen umwenden, verliert den Zusammenhang darüber, und Titel und Register liegen nicht selten in der Mitte versteckt.

31.

Im Weinmonat 1828 enthielt der Hesperus einen Aufsatz: „das Wichtigste der Resultate und Verhandlungen des großherzoglich hessischen Landtags von 1826 bis 1827.“ Also ein Jahr, anderhalb Jahre nachher. Ein wenig spät, ein wenig spät — schadet aber nichts. In Deutschland kömmt Nichts zu spät; die deutsche Zeit, ungleich den Postwagen, wartet auf jeden Passagier. Der Aufsatz erscheint in den acht Blättern des Hesperus, die vor mir liegen, nur als Fortsetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein

wenig lang — schadet aber auch nichts. In Deutschland ist Nichts zu lang; je länger, je lieber. Die Einsender langer Abhandlungen kommen unter die Mitarbeiter von der Garde, ihre Artikel bilden die Garde-Literatur der Zeitschriften, und sie erhalten größern Lohn. Aber etwas Anderes schadet, und davon will ich sprechen. Der Titel des Aufsatzes ist nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leser weist die schönste Abhandlung zurück, die sich ihm unter einem so übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuschen, man muß ihn locken. Wer das Wichtigste, also den Geist einer deutschen Stände-Versammlung mittheilt, der ist ein Destillateur, er macht Branntwein; er sollte also seinen Berichten einen wohlschmeckenden Liqueur-Namen geben. Der Darmstädter Destillateur im Hesperus hätte seinen Aufsatz nennen sollen: Extrait d'Ennui, doppelte Langeweile, Darmstädter Wasser, Eau de Hesse, double patience, Esprit de Mirabeau, oder mit sonst einem Namen, der die Zungennerven reizt.

In diesem Landtags-Berichte ist unter Anderem von der Wohnungs-Steuer die Rede, und bei dieser Gelegenheit lesen wir Folgendes: „Sei nun z. B. das reine Einkommen des X aus seinem Grundvermögen = A, und verdanke er seiner soge-

nannten rein persönlichen Thätigkeit ein weiteres Einkommen = a; sei ferner der rein persönliche Erwerb des Y, der kein Grundvermögen besitzt und kein steuerbares Gewerbe treibt, = 2a, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Gesammt-Einkommens auf die Wohnung verwendet werde: so verwendet X: $\frac{A + a}{b}$ und Y: $\frac{2a}{b}$. Nehme nun endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnung als Steuer in Anspruch, so muß X bezahlen: $\frac{A + a}{bc}$, und Y: $\frac{2a}{bc}$. X versteuert also hier das reine Einkommen aus seinem Grundvermögen noch einmal, und kein Mensch wird behaupten können, daß sich der rein persönliche Erwerb Beider, oder a : 2a, wie ihre Wohnungsteuer oder wie $\frac{A + a}{bc} : \frac{2a}{bc}$ verhalten müsse." — — Mein lieber Herr, ich glaube, Sie wollen uns zum Besten haben. Spricht man so mit den Lesern des Hesperus? Ist das die Art, politische Aufklärung in Deutschland zu verbreiten? Ist das die Art, die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann

man denn ohne X und Y, Plus und Minus, dieses Alles nicht eben so deutlich machen? Wie viele unter den Schoppengästen, die sich jeden Abend bei Herrn Wiener, in der Post und in der Traube in Darmstadt versammeln, gibt es denn, die das verstehen? Wie viele im deutschen Volke überhaupt? Ich habe den Versuch gemacht. Nord-Deutschland ist bekanntlich viel gebildeter als Süd-Deutschland, und Hannover besitzt ohne Widerspruch die größte politische Aufklärung unter allen deutschen Staaten. Nun, ich, der ich gegenwärtig in Hannover sitze und schreibe, habe vier Kopisten abwechselnd zu meinem Gebrauche. Es sind die gebildetsten Kopisten, die mir je vorgekommen sind, wie es auch nicht anders sein kann; denn der eine ist im Kriegsministerium angestellt, der zweite in der Stände-Versammlung (die man hier Landschreiberei nennt), der dritte bei einem Justizrathe und der vierte in einer Thorstube. Es ist wahr, sie haben beim Abschreiben ihre Eigenheiten. Sie schreiben gewöhniglich statt gewöhnlich; setzen den Punkt nicht über das i, sondern fünf bis acht Buchstaben weiter rechts; geben jeder Königin ein doppeltes n; haben einen unbesiegbaren Eigensinn, y für i zu setzen, c für z und ck statt k. Uebrigens aber sind sie musterhaft und so genau und treu, daß sie aus jedem Dintenklekse,

der sich im Manuscripte befindet, einen Gedankenstrich machen, wodurch mancher meiner Sätze ein tiefsinniges Ansehen bekam, das er ursprünglich gar nicht hatte. Diesen vier Kopisten gab ich, einem nach dem andern, gegenwärtigen algebraischen Artikel zum Abschreiben; aber keiner konnte damit fertig werden, keiner schrieb ihn so, daß er in der Druckerei verständlich gewesen wäre, und ich war darum genöthigt, ihn selbst zu kopiren. Wenn nun sogar vier hannövrische Kopisten keine Algebra verstehen, was läßt sich erst von süddeutschen Bürgern erwarten? Sprechen und schreiben denn die Franzosen in ihren Kammersitzungen, wenn vom Finanzwesen die Rede ist, auf solche algebraische Weise? Warum gehen wir bei ihnen nicht in die Schule, um reden und schreiben zu lernen? Wozu denn hielten wir zwei Male Paris besetzt?

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

32.

Der Hofnarr des Kaisers Claudius sagte: man könne die Namen aller guten Fürsten auf einen einzigen Ring schreiben. Der lateinische Geschichtschreiber, der dieses erzählt, spricht dann weiter: „Fragst du, woher solche böse Fürsten kommen, so antworte ich,

mein Bester, daß zuvörderst die Ungebundenheit, dann der Ueberfluß, außerdem ruchlose Minister, verabscheuungswürdige Gesellschafter, habsüchtige Verschnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge, und was nicht zu leugnen ist, die völlige Unwissenheit in den Staatsgeschäften die Ursachen davon sind. Der Kaiser Diocletian, da er bereits in den Privatstand zurückgetreten war, sagte, wie mir mein Vater erzählt hat: es sei Nichts schwerer, als löblich zu regieren. Vier oder fünf Personen vereinigen sich, machen einen Plan, den Regenten zu betrügen, und schreiben ihm sein Verhalten vor. Der in seinem Palaste verschlossene Kaiser ist von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt Nichts weiter, als was ihm dieß Leute vorreden, besetzt alle Stellen mit Personen, die man entfernen sollte, und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten sollen. Kurz, der beste, vorsichtigste und vortrefflichste Regent wird, wie Diocletian sagt, verrathen und verkauft."

33.

Es ist so etwas Kleines, groß zu sein in unsern Tagen, daß man daran erkennt, wie es mehr der Kampf als die Beute ist, woran sich der Ehrgeiz entzündet. Der Ruhm liegt auf allen Wegen, und keiner der Berechtigten greift darnach.

34.

Vor der Revolution war es am französischen Hofe Sitte, daß gemeinschaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches Kind erzogen wurde, das, so oft der junge Prinz sich verging, statt seiner gezüchtigt wurde. Eine ähnliche bürgerliche Bestimmung hat das deutsche Volk. Wenn die Franzosen, wenn die Spanier und Portugiesen, wenn die Neapolitaner und Piemontesen, wenn die Russen sich unartig betragen, bekommen die armen deutschen Kinder Ohrfeigen. Es ist gar zu betrübt; wir müssen machen, daß wir groß werden.

35.

Ein redlicher Mann will zwar nur Recht behalten, wenn er Recht hat; doch das Recht haben soll er mit seinem Gewissen und vor Gott ausmachen, aber mit Menschen soll er um das Recht behalten streiten. Diejenigen plebejischen Sachwalter erscheinen mir daher sehr abgeschmackt, die, statt von der Macht, von dem Rechte ihrer Klienten sprechen.

36.

Die Staatsbaumeister glauben, um dem Rauchen ein Ende zu machen, brauche man blos die Schornsteine zu vermauern. Sie thun es, treiben den Rauch

zurück, vermehren ihn, werden ärgerlich darüber, und ahnen gar nicht, daß ihre Unwissenheit das Uebel vergrößert.

37.

Herr von Hornthal hat in der bairischen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die bestehenden strengen Verordnungen über die pflichtmäßige Verschwiegenheit der Beamten, als unvereinbar mit einer konstitutionellen Regierung, aufheben oder lindern möchte. Das ist ein Wort zu seiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhanden. Wenn irgend eine Regierung geheimnißvoll verfährt, so ist dies das Traurigste nicht — das Traurigste wäre, wenn sie das Bedürfniß fühlte, so zu verfahren. Wenn bestehende und bekannte Gesetze in gegebenen Fällen nach voraus bestimmten Regeln angewendet werden, wozu thäte dann Verschwiegenheit der Beamten Noth? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die sich selten auf den theoretischen Werth der Gesetze verstehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich sie sind? Wozu jener Hokuspokus und aller sonstiger Schnickschnack, dem man in dem Treiben der Beamten so oft begegnet? Ernst soll der Gesetzgeber, streng der

Richter, aber der Verwaltungs-Beamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug sein. Man muß denjenigen Theil der Regierung, der heilkünstlerisch verfährt und die Schärfe des wundärztlichen Messers wie die Bitterkeit der Arzneien nicht erlassen kann, von demjenigen unterscheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt und sich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutschen Amtsstube riecht Alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, so geschieht von zweien Dingen Eins. Entweder man ist unerfahren, und dann fühlt man sich das Herz wie zugeschnürt über diese ängstliche Stille, diese Grämlichkeit der Beamten und ihr geisterartig hohles und gefühlloses Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzuviel, weil man nur allzugut weiß, daß diese finstern Götter so unerbittlich nicht sind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem andern die Achtung verloren.

38.

Man sollte denken, wer sich vor keiner Kanonenkugel fürchtet, fürchtet Nichts auf der Welt; aber man gewahrt das Gegentheil. Vielen Menschen, Vornehmen wie Geringen, ist ein solcher Aberglauben anerzogen, daß sie zittern vor dem Rauschen eines

Blattes, ob sie zwar mit freudigem Muthe in die Schlacht gehen. In der politischen Welt hat diese Schwäche üble Folgen. Nicht an tapfern Feldherrn fehlt es manchen Fürsten, aber an diplomatischen Helden, die — nicht zittern vor dem Rauschen eines Blattes.

39.

Es wird keineswegs behauptet, daß in Staaten mit repräsentativen Verfassungen ein ewiger Frühling herrsche. Aber sie haben den Vorzug, daß jedes Jahr der Schnee in ihnen schmilzt, während er sich in unbeschränkten Monarchien zu Gletschern und Lawinen anhäuft, die das unten wohnende Volk immer bedrohen, oft zermalmen.

40.

Leidenschaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenschaften des Volkes aber zeugen von Stärke.

41.

In der guten alten Zeit, da das ganze große Frankreich nur die Schleppe von Versailles war, und bei der Toilette einer Buhlerin erst über die neue Form der Hauben, dann über das Schicksal von

fünf und zwanzig Millionen Menschen entschieden wurde, erhielt der General von R. aus den Händen der Frau Pompadour den Plan zum bevorstehenden Feldzuge, der auf einer Landcharte mit Schönpflästerchen und Schminke bezeichnet war. Die gute alte Zeit!

42.

Regierungen sind Segel, das Volk ist Wind, der Staat ist Schiff, die Zeit ist See.

43.

Denkt euch: ein Arzt untersagt seinem Kranken jede anhaltende Bewegung; sie könnte ihm tödtlich werden, erklärte er. Der Kranke wäre unfolgsam und ginge eine Meile weit. Was würdet ihr von jenem Arzte sagen, der, um den Fehler wieder gut zu machen, den Kranken seinen gegangenen Weg wieder zurücklegen ließe? Jetzt denkt euch: ein Volk sei krank, man verbiete ihm die Bewegung; aber es hat sich doch bewegt. Wenn nun, um den Schaden zu verbessern, die Staats-Aerzte dasselbe zu dem Punkte, von dem es ausgegangen, wieder zurückführten, was würdet ihr davon denken? . . . Ist Bewegung schädlich, so ist es jede, sie richte sich vorwärts oder rückwärts, und es bleibt nichts übrig,

als das Volk an dem Orte, wo man es eingeholt, ins Bett zu legen, und die Krise abzuwarten.

44.

Die Macht, als sie selbst noch hausmütterlich, die Zeit aber wohlfeil war, lebte von den Zinsen ihres Vermögens, und war glänzend genug. Jetzt aber, weil alle Bedürfnisse der Menschheit so kostspielig geworden, hat die Macht ihr Vermögen auf Leibrenten gestellt. Daher scheint es, als hätten ihre Mittel sich vermehrt. Das die erste Hälfte des Geheimnisses! Die andere Hälfte ist: früher wurde durch Hebel regiert, jetzt geschieht es durch Menschenkraft, und so weiter. Der Leser wird gebeten, den Spuren dieses Gedankens nachzugehen.

45.

Was den Uebergang der alten Zeit in die neue so blutig macht, ist die Enge des Weges, der von jener zu dieser führt. Zwischen Vergangenheit und Zukunft fließt ein breiter Strom, die Gegenwart ist die Brücke darüber. Die Angreifenden und Die, welche sich vertheidigen, die Vordringenden und die Fliehenden treiben, drängen und hindern sich darauf. Tausend Schlachtopfer fallen fruchtlos, ohne den Sieg zu beschleunigen, noch die Niederlage zu ver-

zögern. Aber der Mensch muß auch gerecht gegen sich selbst sein, das ist nicht seine Schuld, das Schicksal hat es zu verantworten.

46.

Ein Schüler der Diplomatik hat bekanntlich drei Dinge zu lernen: erstens, französisch sprechen, zweitens Nichts sprechen, und drittens die Unwahrheit sprechen. Diesen Künsten verdanken Monarchien ihre Haltung von außen. Man muß daher erstaunen, daß die hohe Pforte stets in gutem Vernehmen mit sämmtlichen Mächten geblieben ist, ob sie zwar von jenen Künsten nichts versteht. Die türkischen Minister reden arabisch, lügen nie und sagen Alles, was sie denken. Es ist so wenig Zartheit in ihrem Benehmen, daß man glauben sollte, sie wohnten tausend Meilen von Pera entfernt. Als einst ein europäischer Gesandter dem Großvezier bekannt machte, daß sein Fürst über einen andern einen entscheidenden Sieg erfochten hätte, antwortete dieser: „was liegt daran, ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt, wenn nur die Angelegenheiten meines Herrn gut stehen." Quelle horreur!

47.

Jede Gegenwart ist eine Notherbin der Vergan-

genheit. Sie kann die Erbschaft weder ausschlagen, noch sub beneficio inventarii antreten! Sie muß sie und zwar ganz übernehmen, mit ihren Schulden und mit ihrer Schuld.

48.

Es wäre nichts leichter, als die alte Zeit wieder herzustellen, man brauchte nur die öffentliche Meinung zu unterdrücken — und Kindern sagt man: Schwalben wären leicht gefangen, man brauche ihnen nur Salz auf den Schwanz zu streuen.

49.

Wer glaubt, er könne die öffentliche Meinung benützen, ohne ihr wieder zu nützen, der betrügt nicht, der wird betrogen. Diese Wirthin läßt den reichen und lustigen Studenten auf Borg zehren und fort zechen — am Ende kommt die Rechnung.

50.

Die Geheimnisse der Politik und die Brabanter Spitzen werden unter der Erde geklöppelt: denn die freie Luft zerrisse das überfeine Gespinnst. Und das Erzeugniß so vieler Tage, so vieler Hände, so vielen Geldes? — Ein Schleier. Und der Gebrauch? — Die Schönheit verliert, was die Häßlichkeit ge-

winnt. Und der Nutzen? — Ein Windstoß hebt den Schleier auf, und eine einzige Minute zerstört die Täuschung einer langen Woche. Und die Lehre? — Verwebt euren Flachs zu Leinwand für das Volk; die hält Wind und Wetter aus, und kleidet den Bürger wie den König.

51.

Die Mauern Jerichos sind freilich von den Trompeten der Juden eingestürzt; aber es geschehen in unsern Tagen keine Wunder mehr, und ein vernünftiger Mensch sollte sich schämen zu glauben, das Geschrei der Zeitungen könne das gelobte Land der Freiheit eröffnen.

52.

Welche Staats-Verfassung ist die beste? „Diejenige, die am besten verwaltet wird." Diese Antwort hat die Schlauheit erfunden, um über die Nutznießung der Freiheit deren Besitz, und über deren zeitigen Besitz das ewige Recht daran vergessen zu machen. Man könnte eben so gut, nämlich eben so falsch, auf die Frage: Welches Geschöpf ist das vollkommenste in der Reihe der lebendigen Wesen? erwiedern: das gesündeste — woraus folgen würde, daß ein gesunder Pudel höher stände, als

ein kranker Mensch. Dieses ist aber in dem Grade unwahr, daß sogar ein kranker Weise mehr als ein gesunder Narr ist; denn der Weise kann gesund, der Narr kann aber nie weise werden.

53.

Als Karl der XII. in Bender war, legte ihm sein Günstling und Schatzmeister Gruithusen eine Rechnung von 50,000 Rthlr. vor, die in zwei Linien und folgenden Worten abgefaßt war, „10,000 Rthlr. auf Befehl Sr. Majestät den Schweden und Janitscharen gegeben, und den Rest von mir durchgebracht." Das ist aufrichtig, sagte der König, und so liebe ich, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen. ... Unsere heutigen Finanz-Minister, die ihre erschreckliche Noth haben, bis sie das Budget durch die Kammern bringen, werden diese Anekdote nicht ohne Seufzen lesen können, und ohne mit nassen Augen auszurufen: ach, die schöne alte Zeit!

54.

Aufmerksamen Lesern der französischen politischen Blätter wird es nicht entgangen sein, daß die Aristokraten, sowohl auf der Redner-Bühne, als in ihren schriftstellerischen Mittheilungen, immer nur von Freiheiten sprechen, und nie das Wort Freiheit

gebrauchen. Hier ist Mehr Weniger. Der Unterschied zwischen Freiheit und Freiheiten ist so groß, als zwischen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion besteht in der Erkennung eines einigen Gottes, so besteht die wahre politische Religion in der Erkennung einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten, und Freiheiten ohne Freiheit. Das französische Volk ist in dem erstern Falle, es besitzt rechtlich den Boden, aus welchem die Freiheiten entsprießen — die Charte; aber es genießt deren Früchte nicht, wenn sie ihm durch Exceptionsgesetze und andere Staatsstreiche entzogen werden. Beispiele von Freiheiten ohne Freiheit finden sich in solchen europäischen Ländern, die autokratisch regiert werden und keine Verfassung haben. Wenn zu wählen ist, ist Freiheit ohne Freiheiten besser, als umgekehrt. Im Besitze des Bodens ist es leichter, sich gegen den Raub der Früchte zu vertheidigen, als bei der Nutznießung der Früchte den Boden wieder zu erobern. Die Aristokraten möchten durch Bewilligung von Freiheiten das französische Volk einschläfern, und es würde ihnen auch gelingen, wenn nur ihr Opium auf fünfzig Jahre ausreichte. Es wäre hier dasselbe Verhältniß wie mit Staatsgläubigern, die, so lange ihnen die Zinsen richtig ausbezahlt werden, nicht an ihr Recht auf das Kapital denken.

Auf der andern Seite suchen die liberalen Redner und Schriftsteller das Wort Legitimität zu umgehen, und gebrauchen dafür Legalität. Auch zwischen diesen beiden Worten ist der Unterschied sehr groß. Legitimität bezeichnet die Herrschermacht, welche über die Gesetze erhaben ist, Legalität das Herrscherrecht, welches den Gesetzen unterliegt.

55.

Bei jeder Ministerialherrschaft (in der Kanzleisprache absolute Monarchie genannt), ist es Grundsatz und muß es Grundsatz sein, die Mißbräuche der Verwaltungsbeamten mit weniger Strenge zu untersuchen und zu bestrafen. Eine Regierung solcher Art steht dem Volke stets kriegerisch gegenüber, und wie ein General im Feldlager den Ausschweifungen der Soldaten, wenn sie nicht den Dienst betreffen, nachsieht, um ihnen Liebe für ihr Handwerk einzuflößen, so finden die Beamten aus gleichem Grunde Gelindigkeit für ihr Vergehen. Nur die Insubordination der Beamten wird bestraft. Man nehme jeden beliebigen Staat, wo keine Volksrepräsentation stattfindet, und gehe einen Zeitraum durch, so lange als man will, und dann berechne man wie viele Staatsdiener wegen Mißbrauch der Gewalt bestraft worden sind, und ob sie nicht immer, wenn sie ja

Absetzung oder eine Strafe betroffen, sich diese wegen Subordinations-Vergehen zugezogen hatten.

56.

Lange Zeit haben sie sich für mächtige Zauberer gehalten, die Wind und Wetter machen können nach Belieben. Nun, da das finstere Ungewitter heraufgestiegen wider ihren Willen, haben sie zwar ihre Freudigkeit, aber nicht ihre Zuversicht verloren. Sie nehmen sich vor, den Sturm eine Rossinische Arie singen, die Blitze symmetrisch als chinesische Feuerwerke leuchten, und den Donner im Takte rollen zu lassen. Auch der verschlagenste Dieb kann aus seiner Verborgenheit gezogen werden, er halte sich versteckt in dichten Wäldern, in unterirdischen Höhlen, oder in dem finstern Winkel eines Hauses. Aber den Hochmuth aus den Schlupfwinkeln eines menschlichen Herzens zu vertreiben, dazu ist selbst die himmlische Polizei nicht schlau genug.

57.

Die Menschen würden nach jeder neuen Erfahrung, die ihnen die Geschichte darbietet, weiser werden, wenn sie sie unentgeldlich benutzen könnten. Weil sie aber dafür zahlen müssen, benutzen sie sie nicht; denn das Schicksal warnt wie die Buchhändler:

„beschmutzte und aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.“

58.

Wenn, wie es in Deutschland oft geschieht, Gesetze in der Sprache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man die Bürger daran, Gesetze als blose Befehle anzusehen, denen man folgt, nicht weil man sie ehrt, sondern weil man sie fürchtet.

59.

Nie wurde die Wissenschaft in Deutschland von den Großen so sehr verehrt, als jetzt. Ich rede ernst, wenn ich das sage; aber es ist ein Jammer mit den Deutschen, daß sie, weil keinen Spaß, auch keinen Ernst verstehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, selbst eines Majestätsverbrechens überwiesenen akademischen Lehrer (so lange nur criminalistische Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren lassen, bis zur Stunde der Hinrichtung. So sehr war das Leben getrennt von der Wissenschaft, daß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers nicht fürchtete. Fällt aber jetzt nur der leiseste Verdacht auf die polizeigemäße Denkungsart eines Professors, so werden gleich seine Vorlesungen eingestellt. Ist das nicht Ehrfurcht vor der Wissenschaft? Das

ist Furcht vielleicht, aber sie führt zur Ehrfurcht. Die Bessern unter den Großen liebten vormals die Wissenschaft, aber sie liebten sie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, sie achteten sie nicht. Jetzt ist es besser. Man soll zittern vor ihr; denn der Geist sei König der Welt, und das Recht sein Schwert.

60.

Konstitutionen, wenn sie dauerhaft sein sollen, müssen fresco gemalt werden. Andere sagen das Gegentheil. Wir wollen sehen, wer Recht behält.

61.

Der ächte Deutsche wird verlegen, wenn man ihn über einem witzigen Einfall ertappt; keuschen Geistes erröthet er bei den buhlerischen Küssen der Phantasie.

62.

Frau von Staël sagt: „Es gibt Zeiten, wo das Schicksal der Menschheit von einem einzigen Manne abhängt, und das sind unglückliche Zeiten; denn nichts ist dauerhaft, als was durch die Mitwirkung Aller geschieht.“ Das mögen Jene sich merken, die das Heil der Welt von einem politischen

Messias erwarten. Völker sterben nicht, sie haben Zeit übrig, krank zu sein, und darum ist es besser, sie leiden etwas länger, als daß sie ihre Heilung einem Einzelnen verdanken. Das ist der gefährlichste Tyrann, der sich auch die Herzen unterwirft. Hätte August wie Tiber regiert, wäre die römische Freiheit nicht untergegangen. Fürsten, die größer waren als ihre Zeitgenossen, haben noch immer der Nachwelt Jammer vorbereitet; Friedrich der Große hat die Schlacht von Jena verloren. Auch haben in Demokratien die Völker immer eingesehen, daß sie eine Wohlthat, die sie einem großen Mitbürger verdankten, sich nur durch Undank gegen den Wohlthäter sichern konnten. Die Riegos aller Zeiten sind noch immer geopfert worden.

63.

Die Staatsmänner schreiben ihre Erfahrungen mit Bleistift auf Pergament-Tafeln, und ist das Blatt voll, löschen sie die Bemerkungen wieder aus, um für neue Platz zu gewinnen. Daher sind sie oft klüger, als gestern, aber niemals klüger, als vorgestern.

64.

Philidor konnte sechs Schachpartieen zugleich

spielen, und er gewann sie alle. Doch das waren hölzerne Figuren, die stille stehen, bis man sie bewegt. Wer aber mit Menschen spielt, verliert gewiß, wenn er mehrere Spiele gleichzeitig verfolgt.

65.

„Wann wird Ihre Frau entbunden?“ fragte Ludwig XIV. einen Hofmann. „Quand il plaira à votre majesté,“ antwortete dieser mit tiefer Verbeugung. . . So schmeichelt man noch heute den Fürsten, sie könnten die Stunde bestimmen, in welcher die Zeit ins Kindbett kommen soll.

66.

Es könnte eine zweite Sündfluth über die Erde kommen, was würde sie nützen? Die Thoren und die Bösen würden untergehen, aber Thorheit und Bosheit würden bleiben. Die Vorsehung ist barmherzig, sie sorgt für eine rettende Noahs-Arche, und läßt keine Gattung auch des niedrigen Gewürms verderben.

67.

Der süße Brei ist aufgegessen . . . jetzt balgen sie sich um die Schärre . . . darüber zerbrechen sie den Topf . . . dann gibt es keinen Brei und keine

Schärre mehr . . . dann schlagen sie sich auch nicht mehr.

68.

Die Fürsten hätten sich und ihren Völkern viel Unglück ersparen können, wenn sie die Hofnarren nicht abgeschafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr sprechen darf, handelt sie.

69.

Häringe oder Sardellen — das ist der ganze Unterschied zwischen Sonst und Jetzt. Gesalzen sind sie immer noch, und werden es immer bleiben.

70.

Sie wollen keine Preßfreiheit, weil sie glauben, der Wind drehe sich nach der Wetterfahne.

71.

Man kann nie genug bewundern, mit welcher Schlauheit das Schicksal die Schwächen, Eitelkeiten und Leidenschaften der Menschen benutzt, um seine Zwecke zu erreichen. Dieses ist so klar geworden, daß man sich freuen muß, wenn der Unverstand oder der böse Wille einflußreicher Menschen hervortritt; denn das ist ein untrügliches Zeichen, daß das Wünschenswerthe sich seiner Erfüllung naht.

72.

Auf der Weltbühne ist das Schicksal der Souffleur, der das Stück ruhig und leise abliest, ohne Geberden, ohne Declamation, und ganz unbekümmert, ob es ein Lustspiel oder ein Trauerspiel ist. Das Zappeln, das Schreien und Uebriges thun die Menschen hinzu.

73.

Wenn es wahr ist, daß der Bandwurm sich erneuert, so lange der Kopf besteht, dann bleibt den Völkern nur die traurige Wahl zwischen Verbrechen und Krankheit. Darum bedenkt euren Vortheil, die Tugend des Volkes und die Ruhe der Welt — seid nicht länger der Kopf des Bandwurms.

74.

Gewisse Leute leben, als wüßten sie, daß sie am andern Morgen gehängt werden. Auch sind sie wirklich verurtheilt; nur daß die Tage des Schicksals keine Sonnentage sind. Darum wollen wir ihrer letzten Mahlzeit, so theuer sie uns auch zu stehen kommt, mit Vergnügen zusehen, ihr Appetit sei unser Trost.

75.

Die Schreiber-Regenten. — Es geht drunter und drüber in unsern Staaten her, weil die

Beamten nicht verstehen, auf das Volk zu wirken. Sie schlagen darauf los, und das nennen sie verwalten. Verstimmen ist leicht, aber stimmen kann nicht Jeder. Und wie sollte es anders sein? Schuster, Schneider, Schlosser, müssen in Deutschland einen großen Theil ihres Lebens in der Lehre stehen und wandern, bis ihnen verstattet wird, ihr Handwerk auszuüben; Bierbrauer und Faßbinder lernen, der Himmel weiß wie viele Jahre, an einer einzigen Suppe kochen, an einem einzigen Gefäße schnitzen, und das Regieren, denkt man, sei eine angeborne Fähigkeit. Oder etwa das Studiren auf der Universität bilde den Beamten? Regieren ist eine Kunst, keine Wissenschaft, und ein Schneiderjunge, der lesen und schreiben gelernt hat, versteht darum noch keinen Rock zu machen. Das Regieren von ehemals steht von dem gegenwärtigen so weit ab, wie die Schifffahrt auf Strömen von der auf dem Meere. Unsere Beamten sind Ruderknechte, sie verstehen die Segel, den Kompaß, das Steuerruder nicht zu gebrauchen, und die Vornehmen in der Cajüte verstehen es auch nicht. Sie wissen nichts von Sandbänken und Klippen und Meeresstille. Sie haben ein paar Bretzeln, die hinreichen, nach Offenbach oder Niederrad, aber nicht Mundvorrath genug für große Seereisen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen, und sie zu leiten,

das ist freilich schwerer, als dem S. T. Herrn Vorgesetzten einen unerträglichen Bückling zu machen, und ihn bei seinen Launen zu führen. Das lernt sich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeschichte, nicht aus dem albernen Knigge und dem eiteln Chesterfield. Man besuche nur ein Collegium oder ein Büreau; wie das höflich ist, wie das einander kennt, wie das pfiffig aussieht, wie sich das wechselseitig forthilft, wie das dekretirt, tabellirt, kontrolirt und kabalirt! Der Direktor ist ihnen Fürst, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in seidnen Strümpfen auf schön gebahntem Wege, von einem Protokolle zum andern, von einem Decrete zum andern, von einer Weisung, von einer Rechnung zur andern. Steckbriefe schreiben, die Schatzung einnehmen, eine Schildgerechtigkeit ertheilen oder abschlagen, einen bettelnden Handwerksburschen ins Loch stecken, einen Wirth bestrafen, der Abends nach zehn Uhr noch einem Bürger den Durst gelöscht, eine Hure auspeitschen, das sind freilich leichte Sachen. Aber jetzt sind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tausend Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu bestimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauschte Länder in Achtung zu erhalten, und zu diesem Allen ist euer Concept- und Stempelpapier viel zu klein.

Geht nach Paris, das ist eure Universität; leset den alten Moniteur, das ist euer Corpus Juris; hört die Deputirten-Kammer, das ist euer Praktikum: und dann laßt euch den Doktorhut geben, kehrt zurück, heirathet und regiert.

76.

Karamsins Geschichte des russischen Reichs. — Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern besteht, anders lesen, als mit Unwillen oder Ueberdruß? Aber Könige sind nur die Titelblätter der Geschichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig die dürren Haiden der neuen europäischen Geschichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende Herberge den müden Forscher stärkt. Sie sind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maaßstabe der Besteuerung nach Länge und Breite abgemessen, und Völker wie Grundstücke nach jedem Kaufe, Tausche und Todesfalle neu ab- und zugeschrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein schwacher Stab als schlauer Hebel der Stärke gebietet, sondern der schwächere Geist dem mächtigeren gehorcht? Wer stiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menschengeschichte frisch aus der Quelle der Natur floß, da die Völker-

strömungen sich ihr selbstgewähltes Bett gruben und unbekümmert um Herkommen und Federsatzungen ihren angetretenen Weg fortsetzten? ..... Das alles finden wir in der russischen Geschichte.

Dieses und das Weitere könnte in klaren verständlichen Worten dargethan werden; aber wir Sünder werden genöthigt, uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das russische Reich, ein Mann, wenn man es mit seinen Gespielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachsthums die Dauer der Kindheit bestimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules schon in der Wiege, die Europa umschnürende Riesenschlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug, es ist im Werden und in Europa das einzige aufsteigende Licht. Wie man auch gesinnt sei, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig sollte man nicht sein, man sollte stets, selbst mit Verluste des nöthigen Schlafes, die Augen offen halten, und sich nicht einlullen lassen von Denen, die ungleich den Anwohnern des Vesuvs ruhig sind, weil der Berg nicht raucht. Wenn die Pest im Lande, freut man sich des rettenden Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menschheit nie an einem keh-

4*

renden Herkules gefehlt, so oft ihre Augias-Ställe überfüllt waren.

Schon das ist ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in seiner Mitte einen großen Geschichtschreiber findet; denn jeder Künstler, auch wenn er verschönt, kann doch nur an einer schönen Wirklichkeit sich begeistern. Karamsins Geschichte des russischen Reichs ist ein Meisterwerk, das seines Gegenstandes würdig ist. Die Anordnung ist zweckmäßig, klar und verständlich. Die verwickelten Massen von Gebieten und Völkern, aus denen sich das ungeheure Reich nach und nach zusammengebildet, sind mit vieler Kunst gesondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Styl ist edel, kräftig, und wo es geschehen durfte, malerisch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber sie folgen alle den Ereignissen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfasser als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamsin die Verbrechen und Niederlagen seines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als dessen Siege und Tugenden. Angenehm überraschend ist die Offenheit, mit welcher er warm und beifällig gewisse Grundsätze aussprach — und also aussprechen durfte — von deren Aufnahme ins Leben Rußland

noch so weit entfernt ist, weniger weil es der Regierung an Freisinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie sich die Herrschaft der Sterblichen irdisch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben befiehlt, als Unsterbliche von dem Himmel herabgestiegen sei. „Der russischen Geschichte Beginn stellt uns ein bewunderungswürdiges, in den Annalen vielleicht beispielloses Ereigniß dar. Die Slaven vernichten freiwillig ihre alte Volksregierung und verlangen Herren von den Warägern, ihren Feinden. Ueberall führte das Schwert der Starken oder die Verschlagenheit der Ehrgeizigen die Herrschermacht ein (denn die Völker wollten Gesetze, fürchteten aber den Verlust der Freiheit): in Rußland wurde diese mit der allgemeinen Zusammenstimmung der Bürger gegründet. . . . .“

77.

Deutsche Demuth. — Als der König von Preußen in Paris war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt, er habe die Ehre gehabt, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu essen. Eine deutsche Zeitung keifte etwas über solche leichtfertige unumständliche Rede. „So spricht

eine Zeitung der civilisirtesten Nation in Europa von ihren Gästen!" rief sie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne sich bewegte, war schön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutschen laßt uns schmollen, daß sie nicht zu sein wagen, wie Jene. Wenn auch ja einmal das Maaß der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einem fremden Fürsten schuldig ist, nicht gehörig beachtet worden, was ist tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberschreitung jenes Maaßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich einen König, dessen siegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkosen verschmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten seines Glanzes die Staaten seiner Bundesfreunde durchreiste, der Zeitungsschreiber irgend einer Residenz zu sagen gewagt: der Kaiser von Frankreich habe die Ehre gehabt mit dem Könige zu speisen, beim Himmel! alle deutschen Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu versöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeschrieben. Also die Preußen, die wären eine „civilisirte Nation," weil sie 1806 am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin die Stadt auf's Prächtigste beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieses als ein Ammenmährchen belächeln!) Also die Deutschen wären „civilisirter" als die Franzosen, weil sie, wenn es dem Könige

von Frankreich gelüstete, von Paris nach Petersburg zu reisen, mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm sprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Register darüber führen würden, wo Allerhöchstdieselben jede Nacht zu schlafen, um wie viel Uhr ins Bett zu steigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa zu Allerhöchstderen Dienste gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrschern nicht geringere Ehrfurcht als seinen eigenen bezeigt, verräth hierdurch, daß es in seinem Fürsten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, sondern nur die Fürstlichkeit in ihm abergläubisch fürchte. Es gibt deutsche Blätter, die nie von dem Vielen, was in englischen Hochherziges und Herrliches enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jetzt verstorbenen Königin von England uns Monate lang täglich die genauesten Berichte lieferten. Es gibt deutsche Blätter, die vierzehn hinter einander folgende Tage von einer todten Prinzessin und von den Lichtern sprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt und wie viel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die französische Deputirtenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstille schwei-

gen. Es gibt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Konstantinopel so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eignen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutsche Volk schmieget und windet sich, als wäre es der Hofmarschall Kalb bei allen Fürsten Europa's. Es ist ein gemeines Wesen unter uns, aber kein Gemeinwesen.

78.

Der heilige Bund. — Der Fürst von Leyen hat zu Aachen eine Denkschrift eingereicht, in welcher er eine Entschädigung für seine verlornen landesherrlichen Einkünfte anspricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Christenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre und die Gerechtigkeit allein herrsche. Man kann vor der Tiefe des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung sinnend stehen; aber ein menschenfreundliches besorgtes Herz läßt sich dennoch von der Furcht überschleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt, eine schmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Uebereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen

Abgrund stürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages immer den Fürsten, die ihn geschlossen, allein überlassen, dann wäre nichts zu fürchten, als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dolmetschern ihres Willens hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündnisses, gefordert, bewilligt, oder versagt werden. Keiner, auch noch so voll des billigen Argwohns gegen die Versprechungen irdischer Machthaber, verkennt das schöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexanders lodert und das die Menschheit läutern würde, wäre dieser Fürst nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geschehen, daß die stille reine Quelle seines frommen Herzens zu einem Strome fortgerissen worden, der nun alle europäische Höfe durchfließt, wo auch das klarste Wasser getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durstes gebraucht, sondern nur als eine schnellere Straße, die zu selbstsüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden so viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelassen? Alexanders einsames Beispiel hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß seiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber bestehen die Grund-

säße, von welchen der Fürst v. Leyen Ersatz für seine verlorne jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit ist es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündnisses sich verpflichteten? Die himmlische kann es nicht sein, denn die Verwaltung dieser wird kein schwacher Mensch zu übernehmen sich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit ist es nicht, denn diese, die ausgleichende, zerstört um zu schaffen, nimmt um zu geben, raubt um zu bezahlen. Die menschliche, welche nichts vermag, als den Besitz zu heiligen und das Bestehende zu schonen, ist's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber diese Gerechtigkeit, wenn sie weiter als über die Verhältnisse der Einzelnen, wenn sie über die der Völker und Staaten sich erstreckt, ist unheilbringender, als die schnödeste Willkür. Sie hält die Staaten in ihrer Entwickelung auf, sie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit und schmiedet das Schicksal unsterblicher Völker an vergängliche Fürstengeschlechter fest. — Der heilige Bund ist ein goldener Becher, der gemeinschaftliches Eigenthum aller europäischen Regierungen ist, und den jeder Berechtigte, so bald ihn durstet, mit dem Getränke, nach welchem ihm gelüstet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urtheil ist ihm längst gesprochen: die zwei einzigen freien Staaten der Welt,

England und Nord-Amerika, sind ihm nicht beigetreten.

79.

Ein ehrlicher Mann, der in sogenannten Welthändeln verwickelt ist, verfällt oft in Gewissens-Zweifel, ob er denn wirklich ehrlich verfahre oder nicht. Denn da man sein Gesicht für eine Maske hält, wird er an sich selbst irre, und weiß endlich nicht mehr, ob er die Leute, oder ob die Leute sich nur in ihm betrogen.

80.

Die heutigen Menschen, in der kleinen wie in der großen Welt, sind über ihren eigenen und wechselseitigen Vortheil so aufgeklärt, daß sie sich einander nicht mehr täuschen können. Wenn es daher nicht aus alter Gewohnheit geschieht, ist es ganz unerklärlich, warum man noch lügt, oder sich verstellt. Die einzige Art zu betrügen, die zuweilen noch Erfolg hat, ist — offenherzig zu sein.

81.

Es gibt immer noch wohlthätige Menschen, und wer einmal so glücklich ist, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht!

82.

Vernunft verhält sich zum Verstande, wie ein Kochbuch zu einer Pastete.

83.

„Alles für, nichts durch das Volk" — sagen die Schlauen. Das heißt in's Aufrichtige übersetzt: nicht an Geld und Gute ist uns gelegen, sondern nur daran, daß wir herrschen. Wer aber ist der gefährlichste Feind der bürgerlichen Freiheit? Nicht der niedrige Mensch, der nur nach Reichthum und sinnlichen Genüssen strebt; denn dieser läßt sich abfinden, und hat die Macht sich zum Volke gewendet, bettelt er auf dem Markte, wie er früher in den Palästen gebettelt. Der gefährlichste Feind der Freiheit ist der herrschsüchtige; denn selbst das Gute thut er nur mit Willkür. Nicht Mirabeau, ein Lüstling und ein bestechlicher Mensch, sondern Robespierre, der den Reichthum verachtete, ward der Tyrann seines Vaterlandes.

84.

Schon manches dunkle Räthsel der Geschichte haben Zeit und Forschung gelöst; aber die Geduld, die Langmuth der Völker wird ewig unbegreiflich bleiben. Unter Ludwig XV. ward ein Montmorency

des Mordes überführt und zur Strafe durch eine Lettre de Cachet auf einige Zeit in die Bastille gesetzt. Sein Bedienter aber, als Mitschuldiger verdächtig, ward auf's Rad geflochten. Und zwischen dieser schrecklichen Willkür und der Revolution verflossen noch mehr als fünfzig Jahre!

85.

Vor der Revolution gab es in Frankreich nach der Berechnung eines der zuverlässigsten Schriftsteller, und um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen: „sieben Millionen Menschen, die Almosen verlangten und zwölf Millionen Menschen, die nicht im Stande waren, Almosen zu geben." Jetzt ist der Wohlstand über das ganze Land verbreitet, durch alle Stände des Volks vertheilt; es gibt keine Bettler mehr .... Man nenne uns den Staat, wo eine so glückliche Verwandlung oktroyirt worden ist.

86.

Wenn man das Treiben der französischen Ultras sieht, glaubt man an das Wunder: daß der heilige Dionysius, nachdem er enthauptet worden, seinen Kopf unter den Arm genommen, und damit spazieren gegangen sei.

87.

Bei dem Einmarsche der königlich spanischen Truppen in Valencia im Jahre 1812, unter General Wittingham, wurde aller Orten angeheftet und ausgetrommelt: die von Süchet eingeführte Polizei höre gänzlich auf. Das Volk war außer sich vor Freude, wobei es immer rief: „Nun sind wir wieder, wie vor diesem, sicher auf der Straße und in unsern Häusern; es gibt keine Polizei mehr.“

88.

Seitdem das Wunderbare vor unsern Augen sich erfüllt hat, haben wir alle Berechnung für das Natürliche verloren.

89.

Man heilt Leidenschaften nicht durch Verstand, sondern nur durch andere Leidenschaften.

90.

Die Weiber haben Launen, weil sie zu gut sind, das Böse nach Grundsätzen, und zu schwach, das Gute mit Dauer zu üben.

91.

Eitelkeit ist die sicherste Wächterin der öffent-

lichen Ruhe. Sie ist die Omphale des Ehrgeizes, und legt ihm Rosenketten an. Wer am Schimmer des Goldes seine Freude findet, wird das Eisen nicht achten, und im Tanzschritte ist noch Keiner auf den Thron gestiegen.

92.

Die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesschnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, entspringt entweder aus der Tiefe des Geistes, oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeister lehrt sie, noch Chesterfield.

93.

Beschränkten Menschen ist es eigen, daß sie die wenigen Ideen, die in dem engen Kreise ihrer Fassungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geistes oft irre macht. Sie sind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

94.

Die Fürsten sehen immer noch nicht ein, daß die Polizei ihre gefährlichste Feindin, ja die einzige revolutionäre Macht ist, die sie zu fürchten haben. Sind wirklich Uebel vorhanden, so werden sie von

der plumpen und abgeschmackten Quacksalberei jener Staatsgewalt nur verschlimmert. Ist das Volk krank, so gebt ihm frische Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeschickten Händen eitler, thörichter und pflichtvergessener Pfuscher an.

95.

Carneades hielt zu Rom öffentlich zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit, und — ward 90 Jahre alt. Hufeland hat es in seiner Makrobiotik zu bemerken vergessen, daß man, um alt zu werden, keine Grundsätze haben dürfe.

96.

Juden in der freien Stadt Frankfurt. — Europa und Amerika müssen ganz den Verstand verloren haben, daß sie sich seit Jahren mit den spanischen Kolonien, den Cortes, der französischen Deputirtenkammer, den englischen Radikalen und anderen dergleichen elenden, gesetzter Männer unwürdigen Klatschereien beschäftigen, und die wichtigste Sache der Menschheit, nämlich die Frankfurter Judenschaft, darüber aus dem Sinne verlieren. Die Schwachköpfe beider Welttheile bilden sich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Million Menschen, welche der

Befreiungskrieg hingerafft — alle diese schrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geschehen, und den großen Zweck, welchen die Vorsehung dabei hatte, nämlich die Vertreibung besagter Judenschaft von der Schnurgasse zu Frankfurt, davon ahnen sie nichts. Stein in seiner sehr genauen Geographie sagt, es wohnten 10,000 Juden in Frankfurt, ob zwar keine 4000 dort wohnen. Allein er sagt dieses metaphorisch, da sie so viel Lärm verursachen, als 10,000. Ehemals wohnten sie in einer eigenen Gasse, und dieser Fleck war bestimmt der bevölkertste auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heirathen, damit ihre Kinder stark und gesund würden. An Feiertagen durften sie erst um 6 Uhr Abends zum Thore hinausgehen, daß die allzugroße Sonnenhitze ihnen nicht schade. Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen untersagt, man nöthigte sie, ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirthschaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Christ rief ihm zu: Mach Mores Jud, so mußte er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe

zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein schlechtes unbequemes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaaren war ihnen verboten. Bedienten durften sie nicht halten, denn dieses ist ein Verbrechen gegen die Grammatik, sondern nur Knechte, und als einst ein Actuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort Bedienter in den Reisepaß gesetzt hatte, und dieser bereits abgereist war, schickte ihm der regierende Bürgermeister einen Husaren nach, der ihn zurück holen mußte, worauf im Passe das Wort Bedienter ausgestrichen, und dafür Knecht geschrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genossen die Frankfurter Juden und üben sie heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie die Post, die neuen Kräme, die Börse halten sie militärisch besetzt, und es darf kein Christ ohne ihre Erlaubniß durchgehen. Es ist ihnen verstattet, jeden Fremden oder Einheimischen, der an ihren Waarenläden vorübergeht, so lange an den Kleidern festzuhalten, bis er ihnen etwas Beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Todten in den ersten 24 Stunden beerdigen, die Christen müssen drei Tage damit warten. Letztere werden in das wöchentlich erscheinende Geburts- und Sterberegister nur dann hinein gesetzt, wenn sie wirklich

geboren werden oder sterben, die Juden hingegen sogar auch dann, wenn dieses nicht geschieht; denn es wird im Intelligenz-Blatte ausdrücklich bemerkt, von der israelitischen Gemeinde sei in dieser Woche Niemand gestorben, Niemand geboren worden, damit sich Jedermann erfreue, nämlich an Ersterem.

Mit allen diesen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor zehn Jahren den Revolutionsschwindel, der sich von Frankreich her nach Deutschland verbreitet hatte, benutzt und sich unter der Großherzoglichen Regierung die sogenannten angebornen Rechte für ein Spottgeld, für eine halbe Million, gekauft. Darauf maßten sie sich an, Doktoren, Schuhmacher und Schneider zu werden; sie trieben Wissenschaften und die ganze Technologie, sprachen deutsch wie Adelung, und aßen mehrere Sorten Wurst. Besonders in Spedition und Kommission haben sie der Menschheit ungeheuern Schaden zugefügt, und hierdurch Europa in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfen. Aber der Tag der Erlösung nahte herbei; nach der Schlacht bei Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenschlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück; diese wollten aber nicht von der Stelle und klagten beim hohen Bundestage. Hierauf sollten die Christen und Juden

sich gütlich vergleichen. Der Senat und der gesetzgebende Körper, beide von „übergroßer Freisinnigkeit" erfüllt, machten billige Vorschläge.

97.

Die Ermordung Kotzebue's. — Man kömmt nie zu spät und zu weit her, sich diese Begebenheit zu beschauen; sie ist der Krystallisationspunkt, um den die neue Geschichte der Deutschen sich ansetzt. Nicht die nachgeborenen Folgen, erst die Enkel der furchtbaren That werden unter dem Fluche des Schicksals erliegen. Es gibt keine Betrachtung, die sich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch Nichts, was in diesem Kreise liegt, unbetrachtet bleiben. Professor Lehmann hat eine „Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung" herausgegeben. Das Werkchen ist zu Bartenstein in Ostpreußen (nahe bei der russischen Grenze) erschienen. Es ist nicht lang, aber breit, und in einem stammelnden Style geschrieben, so daß, der Natur dieses Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer sechsmal wiederholt wird. Der Verfasser nimmt sich die unnöthige Mühe, zu beweisen, daß Kotzebue kein Spion gewesen sei, und gibt über diese Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf

Glauben annehmen müssen, da wir von der Sache gar nichts verstehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe Kotzebue gesucht, die deutsche Freiheit zu untergraben. Etwa, weil er gegen das Turnwesen und den heißen Verfassungstrieb geredet? Unsere gelehrten Vorfahren haben von allem diesem Zeuge nichts gewußt (sagt Herr Lehmann). „Wenn es wahr ist, daß der wissenschaftliche Geist unter Deutschen sehr lau und stille wird, weil der Geist unter ihnen sich mit seinem Wissen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt (der Verfasser scheint sich auf die adelige zu legen); auf Verfassungen, Abgaben, Maschinen, Reformen, Berechnungen (also selbst die Mechanik und Arithmetik käme uns nicht zu?); der in einen Mystizismus verfällt, dagegen unsere Aeltern mit ihrem Denken rein wissenschaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Bestand lebte (d. h. schlief), ohne sie so anzuschlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie solche wir erfahren, so sind eben die Anstalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. sich empörte, von der Art, daß man sagen muß, sie allein führen uns mit der wahrhaft wissenschaftlichen Aufklärung in Finsterniß und Barbarei, und K. hatte, indem er gegen ein solches bürgerliches Treiben sich verbreitete, wohl gar

noch das Verdienst (wohl gar noch!), eben der Barbarei, welche uns drohet, entgegen zu wirken, und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es ist also ein gar irriger Gedanke in dem Schlusse: wer das bürgerliche Licht in Deutschland auslöschen will, geht auf eine totale Finsterniß aus, indem vielmehr das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt, und selbst erlöschen muß, wenn eine freie Wissenschaftlichkeit gedeihen soll. Indem unsere Philosophen sich in Kriegswissenschaften werfen, in Staatswissenschaften und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußern Freiheit umtreiben, vernachlässigen sie die reinwissenschaftliche Tiefe des freien Geistes, und so sind eben sie es, die eine Barbarei des Geistes über uns bringen; wer sie nun in diesem bürgerlichen Felde angreift, um solche Freiheiten ihnen zu beschneiden, ist dagegen eben Der, welcher die eigentliche Barbarei begraben, und die wahre Freiheit des Geistes erhalten will." Wenn Herr Lehmann durch die Lehre oder Heuchelei solcher Grundsätze sich auf die schwere Seite zu werfen gedachte, so kann man ihm das leicht verzeihen, da er sie durch sein Gewicht wahrlich nicht schwerer gemacht hat; aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er nicht beabsichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr ist, daß das bürgerliche Licht

den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt, so würde ja daraus folgen, daß alle Diejenigen, welche mit bürgerlichen Dingen beschäftigt sind: sämmtliche Minister und Staatsbeamten, unwissende Menschen und niedergebrannte Geister wären, die man auf ein Profitchen stecken müßte — eine Behauptung, die wenigstens Herr Lehmann nicht wagen wird. Die so häufig ausgesprochene Unverträglichkeit des wissenschaftlichen Forschens mit der Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten ist eine so plumpe Lüge, daß sich auch der schwachsinnigste Mensch nicht dadurch täuschen läßt. Cicero war trotz seiner Gelehrsamkeit ein so großer Bürgermeister, als irgend einer unserer Zeit, der diesen Fehler nicht hat. Cäsar schrieb trotz seiner Heldenthaten so gut, als ein Professor in Breslau, und man hört nicht klagen, daß so viele berühmte, gelehrte Mitglieder der deutschen Bundesversammlungen durch ihren wissenschaftlichen Geist in ihren Staatsgeschäften je wären aufgehalten worden.

Ueber Kotzebue's Ermordung sagt Herr Lehmann sehr naiv, er werde der Meinung sein, welche die Regierungen davon haben werden. Bei der Frage also, ob dieser Mord ein gemeiner sei oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man sieht, was die Regierungen aus ihm machen

werden (das sind ächte gehorsame Ansichten). Daß sich unsere Jugend so viel herausnehme, daran wären Umstände Schuld, „wohin ich (sagt der Verfasser) außer dem Turnwesen, welches die Körper und Geister wählig macht, auch das noch rechne, daß unsere Schulen die Köpfe der Kinder so anfüllen, daß dieselben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er sich nur immerhin zum Herrschen anschicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Noth die Alten so mürbe geschlagen hat, daß sie überall an Kraftlosigkeit und Schwächen leiden.“ Kostbare Geständnisse, die Herr Lehmann aus Unachtsamkeit verloren hat! Wenn unsere Alten zu wenig gelernt haben und unsere Jugend zu viel lernt, so widerspricht ja das der frühern Behauptung, daß die Wissenschaftlichkeit der Vorfahren in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geschlechts zu Grunde gegangen sei. Mürbe — ja, das ist das rechte Wort, aber nicht die Noth der Zeit hat die Alten mürbe geschlagen, sie hat sie so gefunden; wären sie nicht mürbe gewesen, hätte die Noth der Zeit nicht entstehen können. . . . Um dem herrschenden Mysticismus entgegen zu wirken, schlägt der Verfasser das Studium der Logik als einen sichern Damm vor. Wir haben die Logik

immer höchst langweilig gefunden; aber wenn es ihr gelingt, die Mystik, diese schändliche Gelegenheitsmacherin des Despotismus, zu vertreiben, so wollen wir ihre besten Freunde werden und täglich beim Frühstücke eine Viertelstunde in des Professors Maas Compendium lesen.

98.

Biographie. — Die stille Zeit, da große Menschen und Schicksale uns nur im Abbilde erschienen und Jeder in seinem Hause das Kunstwerk ruhig und bequem anstaunte, ist nicht mehr; unsere Väter waren die Letzten, die sie gesehen. Gab es auch ungewöhnliche Menschen unter den Zeitgenossen, so berührten sie doch den Lebenskreis des Volkes nicht, denn nur mit der Höhe ragten sie über der Menge empor, aber ihre Grundfläche breitete sich nie über das eingeführte Maß aus. Waren es Bösewichter, so tobten sie wie wilde Thiere hinter eisernen Stäben, und konnten nur die Hand verletzen, die sich ihnen entgegenstreckte. Waren sie hoch und gut begabt, so betrachtete man sie als Schauspieler, deren Wirken auf die enge Bühne beschränkt und in einigen Stunden eingeschlossen blieb, nach deren Verlaufe der fallende Vorhang sie auf immer von den Zuschauern und dem Leben trennte. Aber die Begebenheiten

unserer Zeit mit den Menschen, aus denen sie her-vorgegangen oder in die sie zurückgekehrt, sind uns als willkommene oder schlimme Gäste selbst in das Haus gekommen, und nachdem uns so die großen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die schwachen Gemälde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des Parrhasius täuscht uns nicht mehr, wir wissen, daß Nichts dahinter ist. Die sogenannten denkwürdigen Personen der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht), dünken uns flach und deren Lebensbeschreibungen langweilig. Gestürzte Minister; Bauernsöhne, die es bis zum Geheimerathe gebracht; geliebte Weiber, die das Land regiert; Günstlinge, die mit dem Herzen der Fürsten ihren eigenen Kopf verloren; Hofkriege, wo man sieben Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geschnitten, die beim Friedensschlusse einige Meilen Landes diplomatisch eroberte; Helden, die das Vaterland gerettet, und am Ende ihrer Tage tausend Thaler Zulage erhielten — das sind die wichtigsten Kapitel der Geschichtsbücher jener Zeit. Sie haben den Reiz verloren, und schon darum allein könnten Samuel Baur's (Pfarrers im Württembergischen) interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts, deren erster Band in einer neuen

Auflage vor uns liegt, uns keinen Beifall abgewinnen, selbst wenn der Ausdruck „interessante Lebensgemälde“ nur einen Sprachfehler und nicht einen falschen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 648 arabischen und 12 römischen Seiten mit großer Geduld durchlesen; doch so oft das Urtheil streng werden wollte, mußte es am Ende wieder erweichen; denn es ist viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeistlichen die Menschen und die Dinge erscheinen. Die Wände der stillen Pfarrwohnung sind mit Kupferstichen behängt. Schlachtstücke und Schäfereien, untergehende Schiffe und Häfen, Bildnisse von Bösewichtern, Gelehrten, Narren und Helden, sie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholze eingesperrt, die ruhige und farbenlose Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perspective dargeboten, aber die Sinne können Nichts ergreifen. So sind die Lebensgemälde. Sie gleichen dem Wachsfiguren-Cabinette, das sich vor einigen Jahren in Prag zusammengebildet, wo lebende Menschen die Bewegung zurückhielten und sich für Abbilder geltend machten. Der Styl geht wie ein reisender Handwerksgeselle ruhig und zufrieden seinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Haide oder im südlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des

Rheins wandere; er ficht sich durch und sucht die Herberge. Nur wenn es dunkel wird und die Geschichte sich zu Ende neigt, verdoppeln beide ihre Schritte. Doch hat die Sprache zuweilen eine Naivetät, die wohlgefällt. Z. B. der 41jährige Ziethen, der in diesem Alter nur erst einige Scharmützel glücklich bestanden, wird der junge Held genannt — von einer Schlacht im siebenjährigen Kriege wird erzählt, das Kanonenfeuer dabei sei unerträglich gewesen — einige geschmackvolle Männer in den Alpenthälern hätten zur Zeit Geßners die deutsche Sprache vervollkommnet — von Maria, einem Romane der englischen Schriftstellerin Golwin, heißt es: „Die Gefühle, die darin herrschen, sind von der ächtesten und feinsten Art; Alles ist darin mit jener Phantasie geschmückt, die zur Fahne des Zartgefühls und ächten Empfindsamkeit geschworen hat.“ — Von Lessing wird gesagt: „Ein großer Mann im Felde der Wissenschaften.“

An Anekdoten, diesen Henkeln der großen Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Ueberfluß, so daß zwanzig Esser der verschiedensten Fähigkeit die Helden zugleich an den Mund führen können. Doch haben die Klassen, worin der Inhalt die denkwürdigsten Menschen zer-

fällt, manches Sonderbare. Nach den Generalen kommen die berühmten Satyriker — nach diesen die herrschsüchtigen Weiber — Schwärmer und Narren wohnen unter einem Dache — Richardson und Geßner werden als gelehrte Buchhändler bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt sind, werden sie treffender als Gelehrte geschildert, die auch denn Buchhandel betreiben. — Mordsüchtige Rebellen, worunter Pugatschew der Kosack und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, ist doppelt falsch. Mordsucht ist kein Charakter, sondern eine Krankheit der Seele oder des Blutes, und Jourdan war kein Rebell, denn er hat seine Unmenschlichkeit im Namen der damaligen Regierung ausgeübt.

Doch leset immer das Buch und wäre es auch nur, um die höllische Hinrichtung des wahnsinnigen Damiens zu erfahren und den gerechten Himmel lobpreisen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution solche Flecken der Menschheit ausgewaschen hat. Und wen diese Geschichte nicht genug schaudern gemacht, der lese die des gelehrten Wunderkindes Heinrich Heineke aus Lübeck, der in seinem vierten Jahre von Sprachen, biblischer Weisheit, Historie, Jurisprudenz mehr wußte, als alle deutsche Studenten zusammen gerechnet, und dabei sanft und fromm war.

99.

Der abbrevirte Teufel. — In einen Aufsatz, der neulich im Morgenblatte erschienen, hatte sich der Teufel gemischt — was einem schwachen menschlichen Werke leicht nachzusehen ist, da sich selbst in Gottes Werke der Teufel gemischt. Das Morgenblatt aber hat den Teufel verkürzt, hat ihm nur das große T. gelassen und ihm für die übrigen fünf Buchstaben drei Sterne gegeben. Drei Sterne für fünf Buchstaben — das darf man wohl geprellt nennen! Nun habe ich mehrere Tage darüber nachgedacht, warum das Morgenblatt so verfahren, habe es aber nicht herausgebracht. Ich bitte daher die Leser dieses Blattes, die sich darauf verstehen, mich darüber zu belehren. Es ist zwar üblich, daß man die sogenannten unanständigen Wörter im Schreiben und Drucken abbrevirt, aber der Teufel gehört nicht zu den unanständigen Wörtern; und was die wirklichen unanständigen Ausdrücke betrifft, so sollte man sie entweder gar nicht gebrauchen, oder wenn gebraucht, nicht vermummen. Was gewinnt man dabei? Nichts, als daß die Phantasie des Unreinen sich die häßliche Sache noch häßlicher ausmalt. Ich besaß eine Sammlung von solchen Wörtern, die in verschiedenen Zeitschriften bald die Verfasser, bald die Redaktoren, bald die Zensoren abbrevirt haben. Es ist schade,

daß ich sie verloren. Nichts ist bezeichnender als das. Wir Deutschen sind zimperlicher als vierzehnjährige Mädchen, und ich dächte, wir wären doch alt genug.

100.

Wie einzelne Menschen, so treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsstufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit sind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar, das konstitutionelle Frankreich wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikanischen, noch in dem kaiserlichen Frankreich unterrichtende Beispiele finden — es wird die Erfahrungen, die ihm nützen, erst kaufen und bezahlen müssen.

101.

Man sollte die Ministerstellen erblich machen, damit Diejenigen, welche sie verwalten, an dem Wohle des Staates ein Familieninteresse fänden und nicht blos auf ihren leiblichen Vortheil sähen. Schlimme Fürsten haben, an die Zukunft denkend, manche böse That unterlassen; einen eigensüchtigen Minister hält Nichts zurück. Zu wissen aber ist, daß die politischen Trennungen und inneren Kämpfe, die jetzt stattfinden, nichts Anderes sind, als ein Streit zwischen Volksfreiheit und Ministerialgewalt.

102.

In der bürgerlichen Gesellschaft gibt das Volk seine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinsen hin. Werden ihm letztere vorenthalten oder geschmälert, dann zieht es sein Kapital mit Recht zurück und sucht sich einen sichererern Schuldner.

103.

Man kann verhindern, daß Völker lernen, aber verlernen machen kann man sie Nichts.

104.

Gute Fürsten müssen wie fruchtbare Jahre angesehen werden. Man soll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtsamen aufzuspeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbfolger. Vorsicht hierin ist nie überflüssig, Pharao's magere Kühe entbleiben nicht.

105.

Wenn der Fürst glaubt, das Volk sei ein Kutschpferd, das, mit Gebiß und Scheuleder versehen, der Staatskarosse, in welcher nur er sitzt, vorgespannt werden müsse — und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein

fortzuziehen habe; dann irren Beide. Aber was ist der Staat sonst? Es ist schwer, hierauf zu antworten. Der politische Zirkel kann nie vollkommen zur Quadratur einer Definition gebracht werden.

106.

Freilich wäre der Staat berechtigt, die Herzen und Köpfe als Herde und Rauchfänge der menschlichen Seele bei seinen Bürgern von Zeit zu Zeit untersuchen zu lassen, um zu erfahren, ob Alles brandfest gebaut, ob nicht viele feuerfängliche Materialien darin aufgehäuft sind, und ob mit dem Lichte vorsichtig verfahren werde. Eine solche Seelenschau, verbunden mit den Löschanstalten der Zensur, würde eine vollständige Genie-Feuerordnung bilden, und das Gemeinwesen vor großen Unglücksfällen bewahren.

107.

Es gibt politische Karyatiden, die sich mit tragischen oder komischen Fratzen geberden, als trügen sie die Last des ganzen Staatsgebäudes auf ihren Schultern, und welche nichts weiter sind, als die untern Theile des Hauses.

108.

Es ist wahr: die Weltgeschichte ist das

Weltgericht; aber es kommt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Trost dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher gestraft, oder ein Schuldner der Menschheit eingesteckt, dann werden zuvörderst die Prozeßkosten, Defensionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, so daß zur Privat-Entschädigung gewöhnlich Nichts mehr übrig bleibt.

109.

Bei epileptischen Menschen hat man zuweilen bemerkt, daß, wenn sie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten, sie da in ihrer Rede fortfuhren, wo sie stehen geblieben waren, als ihr Niederfall sie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdessen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man will bei einigen fallsüchtigen Staaten diese nämliche Erscheinung wahrgenommen haben.

110.

Jene schöne Zeit, da noch — wenn selten ein schadenfroher Geist über Völker und Länder zog — Nichts bebte als die Erde, und man Menschen weniger fürchtete als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder seines Lebens ist gesprungen, und was man trüglich für er-

höhte Kraft annimmt, ist nichts als das Schnarren und die Uebereile der zerbrochenen Kette, die, in ungemessener Thätigkeit sich abhaspelnd, dem Stillstande und dem Tode zuläuft.

111.

Was ist die sogenannte Freiheit der Presse? — Die Erlaubniß, außerhalb der Festungsmauern spazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort ertheilt.

112.

Die politischen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen und ihre Warnung, das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren, stündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürsten aus dem Schlafe; aber sie sollen auch nicht schlafen, es soll Tag sein, und dann hören die Schreier von selbst auf.

113.

Den Füchsen hat man die Freiheit in engen Flaschen, den Störchen in flachen Schüsseln vorgesetzt. Die schlauen Füchse werden sich zu helfen wissen, sie werden der Flasche den Hals brechen; aber welche Hoffnung bleibt den dummen Störchen? Sie ließen sich wohl gar weiß machen, es käme nur darauf an,

sich den Schnabel putzen zu lassen! . . Aufgabe zur Uebung des Verstandes: Wo sind die Füchse, und wo sind die Störche?

114.

Ihr möget immerhin in Hübner's synchronistischen Tabellen der Weltgeschichte nach einem Volke blättern, das dämischer sei als das deutsche, unbeholfener, furchtsamer und trübsinniger — Ihr werdet keines finden. Die Langeweile ist seine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, so nenne man ihn Teut. So ehrliche, gute Häute als wir hat die Welt nicht mehr. Das wissen auch die Gerber überall, und seit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohlleder versorgt, und seit Jahrhunderten hat unsere Haut zu allen Verträgen und zu allen Kriegen gedient.

Ist die Erde eine hohe Schule, dann sitzt der Deutsche auf dem Lehrstuhle der Logik; er schleicht von Satz zu Satze und kommt nicht zum Schlusse, und schließt er, so beschließt er Nichts, und hat er beschlossen, und es wäre reif zum Handeln, so kehrt er um, denn das halbe Jahr ist vorüber, neue Füchse suchen ursprüngliche Belehrung, das Heft wird zurück geblättert und das alte Lied wiederum abgeplärrt.

Mit solchem fröhlichen Muthe übernehmen sie die Mühen des Sisyphus, daß sie zu beneiden sind statt zu beweinen; man möchte sein wie sie. Als die französische Revolution ihre logische Kette zerriß, da wurden sie ganz verdutzt und breiteten sich, was damals noch zu entschuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räusperten sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde." Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geschaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz und griffen zur frischen Gegenwart. Abermals räusperten sie sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde." Portugal, Neapel, Piemont, Griechenland fielen in's Wort; immer von Neuem angefangen, und so wird die Welt untergehen, ehe sie zum siebenten Tag der Schöpfung kommen. Ich drücke mich zu mehrerer Undeutlichkeit deutsch aus, ich rede, was hoffentlich nicht Jeder verstehen wird, von den Zusammenkünften. Wirft der Wind einen Ziegel vom Dache, so läuft Alles erschrocken auf's Feld hinaus, denn sie meinen, die Erde bebte; da doch Nichts gebebt als ihr schwaches, schuldbewußtes Herz. Hatte aber wirklich ein Erdbeben das Haus erschüttert, daß die Fenster sprangen — schickten sie zum Glaser und ließen neue Scheiben fertigen.

115.

In Meinungskämpfen sei man dann am vorsichtigsten, wenn die Gegner sich uns nähern und uns beistimmen. Die Wahrheit dient oft nur als Leiter zur Lüge, der man verächtlich den Rücken wendet, sobald die Höhe erreicht ist.

116.

Im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, diesem genauen Register des langweiligsten aller Bücher, streiten zwei Pfarrer über die Abschaffung der Feiertage. Der eine Gegner, welcher für deren Beibehaltung spricht, sagt: nur ein fauler Geistlicher, der lieber gar nicht predigte, könne für die Abschaffung der Feste reden. Er schreibt aber nicht fauler, sondern f.... — Nun komme noch Einer und fordere Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens! Für wen? Für Menschen, die in allen ihren freiwilligen Handlungen, in ihrem ganzen außergerichtlichen Verfahren so heimlich thun, daß sie Küsse und Ohrfeigen nur hinter sieben Schlössern geben? Für Menschen, die ihre Empfindungen, ihre Bedrängnisse, die Alles abbreviren, nur nicht ihre Titel und niederträchtigen Schmeicheleien? Still davon — jedem Volke, was ihm gebührt.

117.

Gesellschaften, die sogenannten moralischen Personen, sind gewöhnlich sehr unmoralisch.

118.

Die alte Kunst verkörperte das Geistige, die neue vergeistigt das Körperliche. Sie ist hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunst des Heidenthums war versinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Christenthums ist übersinnliche Entsagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunst die Geburt des Könnens, das Geschöpf des schöpferischen Menschen ist, die christliche Kunst aber Duldung und Ohnmacht darstellt, so ist sie keine. Das Gebilde dem Stoffe, diesen dem Urstoffe, den Urstoff dem leeren Raume, die Farben dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, ist die christliche Kunst ein Rückwärtsgebären des menschlichen Daseins, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird — sie ist keine Kunst, denn sie bildet nicht, sie zersetzt. So wenig Calderon's Poesie wahre dramatische Dichtkunst, so wenig ist christliche Malerei wahre bildende Kunst. Daher ist bei den Alten Sculptur, bei den Neueren Malerei vorherrschend. Dort Umrisse und Anschauung, hier Perspective und Berechnung. Nicht in dem was ist,

in dem was dahinter ist spricht sich die Bedeutung eines Gemäldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens (Götter der Wahl, Vielgötterei), Protestantismus, Männer, Verstand — die Sculptur; Monarchien, alleinherrschende Religion (Katholicismus), Weiber und Gefühl aber die Malerei mehr befördern und lieben. Das mehr Plastische in der altdeutschen Malerschule, nach ihr in der niederländischen, weniger vorhanden in der französischen, gänzlich mangelnd in der italienischen, zeigt in diesem sinkenden Grade die Stärke des protestantischen Prinzips jener Völker im Staate und Einzeln-Leben an. Ich erfahre: Dannecker arbeite jetzt an einem Christus, und nach Versicherung der Kunstkenner sei dies Gebild das Höchste, was die neuere Kunst hervorgebracht habe. Ob dieser große deutsche Künstler die räthselhafte Aufgabe befriedigend werde lösen können, mag Jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Christus plastisch dargestellt werden könne, begreift sich schwer. Entweder die Kunst des Bildes oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götter-Bilder der Griechen waren vermenschlichte Götter, und das himmlische Licht ward von der irdischen Masse eingesogen; der Gott-Mensch der Christen aber ist ein göttlicher Mensch, das Licht

muß über die Masse siegen — ein Sieg, den nur die Malerei erringen kann.

119.

Warum ist die Heimath des Herzens die Fremde des Kopfes, oder umgekehrt, und warum darf Niemand ohne Abzug und Nachsteuer aus einem Lande in das andere ziehen? Die Bundesakte, welche eine solche Freizügigkeit bewilligte, wäre die gemeinschaftliche heilige Schrift für die gesammte Menschheit.

120.

Haben und Sein sind die Hülfszeitwörter in der Sprachlehre sowohl eines glücklichen als eines elenden Lebens; denn aus Habsucht und Selbstsucht, den Thränendrüsen der leidenden Menschheit, quellen die Thränen der Freude sowohl als die der Schmerzen.

121.

Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

122.

Kanonen- und Flintenkugeln sind oft Fleckkugeln zum Reinigen der beschmutzten Welt.

123.

Der wahre Muth ist nicht blos ein Luftball der Erhöhung, sondern auch ein Fallschirm des Herabsinkens.

124.

Napoleon. — Ich werde etwas schauerlich sein in dieser Betrachtung, aber fürchtet Euch nicht, es ist Alles nur Spaß. Der Kanzlei-Styl nennt ihn jetzt Bonaparte, aber warum wollen wir diesen ruchlosen, fluchbeladenen Mann nicht mit dem Namen, unter welchem er sich gegen die Menschheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? Bonaparte war groß, edelmüthig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrschsüchtig, eigenmächtig, schlecht und trugvoll. Darum führe er seinen Fürstennamen fort und alle Zwingherren sollen so genannt werden, damit die kommenden Geschlechter erfahren, daß wir nicht blos den Tyrannen, sondern auch die Tyrannei verabscheut haben. Sie sagten neulich, der Gefangene auf St. Helena habe sich befreien wollen — dieser sein Wunsch ist natürlich. Sie haben ihn festgehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn strenger bewachen — man thut Recht daran. Aber sie fürchten seine Entweichung, und das ist lächerlich; aber sie zittern vor ihm, und das

ist abgeschmackt. Ist diese Eiche Europa so ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sage sie schon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei stände! Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch gewesen, was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigesinnter, edelmüthiger Mann, selbst dann hätte er zum Wohle der europäischen Menschheit Nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er auf unsern phlegmatischen, dickbäuchigen, alternden Welttheil anders als zerstörend hätte einwirken können. Was sollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzosen sind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfassung, und dieses Volk findet in dem Bestreben nach Erweiterung und Befestigung seiner Freiheit Nahrung für seine Regsamkeit auf Jahrhunderte, so daß es gewiß keinem eroberungssüchtigen Fürsten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu ködern. Wo aber sonst in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie ist es also möglich, daß der bloße Schall eines Namens, der so weit über's Meer herüber tönt, einen ganzen Welttheil wach halten kann?

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Cases und Andere viele Klagen über die üble Behandlung, die er von Sir Hudson Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten lassen. Weichherzige, auch edelmüthige Menschen sind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet, welche andere Sicherheit gegen die Entweichung dieses furchtbaren Mannes gäbe es, als die rohe Henkersseele seines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die Weltgeschichte nicht im Käfig haben. Der Mensch hat schwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige, belohnende Lächeln eines Bathurst und die Ehre des Hosenbandordens ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüsten, seinen Ruf an einen unsterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann ein leiser Ruck der Finger, und Europa bebte von Ost nach West. Denke ja Keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine solche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann sich blenden lassen, man kann sich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jetzt durch den Sturz Napoleons nichts Weiteres gewonnen, als daß die Zentner-Last der Noth in die hundert Pfunde mannigfaltiger Nöthen zerschlagen worden ist. Und Frankreich selbst, um durch den Sturz Napoleons zu ge-

winnen, mußte es nicht einen solchen zu stürzen haben? Er war der Blutigel dieses fiebernden, vollblütigen Körpers, und nachdem er sich angesogen, fühlte sich der Leib gesund und frei. Er war von vier französischen Königs-Dynastien und allen Revolutionsherrschern der letzte Kopf, dem die zusammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verlosch die Leibrente der Knechtschaft.

Es gibt große Gedanken, die in der Brust eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons ist ein solcher. Wollt Ihr Europa alles demokratischen Stoffes entleeren, wollt Ihr los werden sämmtliche Schreier nach Verfassung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräsentation und wie sonst noch die krankhaften Gelüste heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreise Eurer Generalstäbe, Hofmarschälle, Kammerjunker und Ceremonienmeister leben: so — laßt Bonaparte nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann diesem Pole zu; Ihr umgebt Europa mit einer chinesischen Mauer und könnt ruhig schlafen. Wollt Ihr nicht, daß sich das republikanische System auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieser ganze antimonarchische Welttheil mit der ungeheuren Kraft seines Beispiels auf die Eierschalen der europäischen Fürstenthümer drücke, so sendet den Gefangenen von Helena nach Mexico, daß

er dort der Stifter von Königreichen und so Euer Retter werde.

125.

So leicht es ist, Kindern eine Fabel als Wahrheit erzählen, so schwer ist es, Männern die Wahrheit als Fabel darzustellen. Man hat uns Alle zu den Griechen und Römern in die Schule geschickt, und nun, da wir in das Leben treten und das Erlernte auszuüben gedenken, verspotten sie uns und sagen: Alles, was wir gehört, sei nur Mährchen gewesen. Aber es ist zu spät. O glückliche Verblendung der Blendwerkmacher! Sie meinten es recht klug zu machen, indem sie, um sich in die Gegenwart allein zu theilen, uns in die entfernteste Vergangenheit schickten, und sie vergaßen, daß die Geschichte rund ist wie die Erde, und daß man fort und fort schiffend wieder zur Heimath gelangt.

126.

Es gibt Menschen, die wohnen auf dem Cimborasso der Gemeinheit. Es ist unmöglich, ihnen beizukommen — sie behalten immer Recht. Der Witz, der sie aufsucht, sinkt schon am Fuße des Berges entathmet nieder und bekennt mit Scham, daß ein Prügel besser sei als eine Lanze.

127.

Aristokratie oder Demokratie? — Das ist der Rechsstreit unserer Tage. Nur nehme man diese Worte nicht in der gellenden Bedeutung, wie sie die Leidenschaft und das Feldgeschrei der Kämpfenden ausdrückt, sondern in dem reinen und gemäßigten Sinne, den ihnen die Wissenschaft gibt. List und Bosheit haben auch die Fürstlichkeit in Beschlag genommen, sich anstellend, als werde ihr Recht streitig gemacht; aber die redlichen und verständigen Anhänger der Demokratie haben nie gefragt: soll es Fürsten geben? sondern: soll der Fürst der Fürst der Aristokratie oder der Fürst des Volkes sein? Nicht so leicht als wohl Viele glauben, ist es, diesen Zweifel zu lösen. Soll man die Erfahrung zu Rathe ziehen? Die Erfahrung ist auch eine Schmeichlerin und spricht zu Jedem, wie er es gern hört. Die Aristokraten können ihre Ansicht mit folgenden Gründen vertheidigen. „Die edelsten, kräftigsten, geistreichsten und tugendhaftesten Menschen haben zu jeder Zeit eine Demokratie gewünscht; das ist der stärkste Grund — ihrer Verwerflichkeit. Die edlen Menschen sind nur immer in geringer Zahl, und was für sie gut ist, kann daher für die Menge nichts taugen. Daß begabte Menschen, welches auch der Vorzug sei, der sie über Andere erhebt — Genie,

Talent, Kunstfertigkeit, Muth, Seelenstärke, Rednergabe, Gewandtheit, Beharrlichkeit, wissenschaftliche Erkenntniß — die Demokratie wünschen, ist so verzeihlich als natürlich; denn nur bei einer solchen Ordnung der Dinge erlangt Jeder den Platz, den ihm die Natur angewiesen, wo er seine Kräfte nach innen und außen mit der größten Freiheit entwickeln, und seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft bis zu seinem Werthe steigern kann. Was soll aber alsdann mit den Mittelmäßigen und Schwachen geschehen, die zu jeder Zeit und in jedem Volke die Mehrzahl bilden? Soll man sie der Minderzahl aufopfern? Soll man die Unbemittelten an Geist und Kraft, wie es in den demokratischen Staaten des Alterthums geschah, zu Heloten herabwürdigen oder als verächtlichen Klienten-Troß den Geistes-Aristokraten nachziehen lassen? Ist die Aristokratie des Adels verwerflich, so ist es die Aristokratie des Talentes noch mehr. Der Adelsstand ist nie so geschlossen, daß die Niedergebornen nicht hinein kommen könnten; Glück, Verdienste, die Gunst des Fürsten, können auch den Niedrigsten erheben. Aber die Geistes-Aristokratie ist durchaus unzugänglich, in ihr herrscht der blinde Zufall der Geburt, die Gunst der Natur kann weder verdient noch erbettelt werden. Bei aristokratischen Verfassungen, wie sie noch in

den meisten Staaten Europa's gefunden werden, wo die bürgerliche Gesellschaft in Stände zerfällt, werden die schwachen oder unbehülflichen Bürger jeder von dem Stande, dem er angehört, getragen, beschützt, befördert. Den verdienstlosen Hofmann schützt der Hof, den armen Edelmann der Adel, den geistlosen Gelehrten die Fakultät, den unfertigen Handwerker die Zunft, und so jede Körperschaft ihre Mitglieder. Auf diese Weise bestehen Alle, Keiner geht zu Grunde, und selbst die Geistes-Aristokraten bestehen; denn ist es ihnen auch nicht verstattet, die Vorrechte auszuüben, mit welchen sie die Natur belehnte, so haben sie doch mit den Uebrigen gleiche Rechte, und ist auch der Ruhmbegierde nicht jeder hohe Preis hingegeben, so steht es ihr doch frei, in den ihr angewiesenen Grenzen nach dem Höchsten zu streben. Jeder Edelmann kann die höchste Ehrenstelle, jeder Beamte das wichtigste Amt erlangen; jeder Kaufmann kann sich zum reichsten, jeder Handwerker zum gesuchtesten, jeder Gelehrte zum geachtetsten, jeder Soldat zum Feldherrn hinaufschwingen. Ist diese Ordnung der Dinge, wo nur Wenige wenig gehindert werden, um Keinen ohne Wirkungskreis zu lassen, nicht jener andern vorzuziehen, wo die Mehrzahl von der Minderzahl verdrängt wird? In demokratischen Verfassungen, wo das Volk in

Individuen zerfällt, hat Jeder, wohin er auch seine Kräfte richte, mit dem ganzen Volke zu kämpfen; wenn aber die Staatsgesellschaft in Stände geschieden ist, hat man nur die Mitbewerbung der Standesgenossen zu ertragen. Soll man nun, um einiger Seiltänzer willen, die gewohnt sind, ohne Schwindel über schmale Höhen zu gehen, alle Brustlehnen abbrechen, welche den Taumelnden vor dem Abgrunde schützen? Soll man um einiger Schwimmer willen keine Brücken bauen? Soll man um einiger Starken und Muthigen willen, die sich bei Schlägereien durchzuprügeln, die sich gegen Räuber und Diebe zu schützen wissen, die Polizei abschaffen, und Thore und Mauern der Städte, welche die Wehrlosen schützen, niederreißen? .... Und bis jetzt haben wir blos von den Individuen gesprochen, welche einen Staatsverein bilden; betrachtet man aber den Staatsverein als ein Gesammtwesen, als einen selbstständigen Körper, so ergeben sich die Vorzüge, welche eine aristokratische Verfassung über eine demokratische hat, noch viel deutlicher. Ruhe, Sicherheit und lange Dauer der Selbstständigkeit genießen nur aristokratische Staaten; Ehrgeiz, Habsucht oder Zerstörungstrieb können sich da nie über einen gewissen Kreis erstrecken. Gewaltthätigkeiten der Fürsten gegen Volk und Adel, Verschwörungen des Adels gegen Fürst

oder Volk, Volksbewegungen, Meutereien der Soldaten, Aufstände unter Zunftgenossen, Aufruhr der Studenten, waren in der alten Zeit eigentlich häufiger als jetzt; da aber solche Unruhen immer nur ein Standes-Interesse zum Grunde hatten, mochten sie, und da sie die übrigen vereinigten Stände gegen sich hatten, konnten sie sich nie über den ganzen Staat verbreiten. Aber in unsern Tagen muß jede Soldaten-Meuterei, jeder Studenten-Auflauf die Regierungen erschrecken. Nicht etwa, als sei anzunehmen, daß solche Empörungen häufiger als sonst in staatsverbrecherischen Absichten unternommen würden — deren Ursprung mag noch eben so örtlich und deren Zweck eben so beschränkt sein, als damals. Aber die gegenwärtige Lage der Dinge macht solche Unternehmungen verderblicher; weil nämlich die Stände nicht mehr isolirt genug sind, muß der elektrische Funke, der durch keine Nichtleiter aufgehalten wird, den ganzen Staat durchdringen und mehr oder minder erschüttern." .... Die Demokraten können diese und alle übrigen Gründe, welche die Aristokraten noch im Hinterhalte haben, mit wenigen Worten widerlegen: „Es ist gar nicht die Frage, ob es eine Aristokratie geben solle oder nicht; die Natur selbst hat bejahend entschieden. Die Frage

aber ist, ob die Aristokratie eine unbewegliche oder eine bewegliche sein soll."

128.

Der Verstand, als Blitzableiter des Unglücks, kann es an dem Herzen der Menschen unschädlich herabführen, vermag aber nicht, es abzuwenden.

129.

Es gibt Fußpfade, die zu dem Geiste und Herzen der Menschen schneller und anmuthiger führen, als jene staubigen Heerstraßen einer feindlichen und grämlichen Lehre, auf welchen die Hartnäckigkeit den Angriff erwartet, sich vertheidigend in den Weg stellt, oder uns mit ihren Ausfällen zuvorkommt.

130.

Man fand im Alterthum geld- und geistreichere Menschen als jetzt, aber der Wohlstand war weniger verbreitet; es gab keine Bemittelte.

131.

Was nützen uns oft die wärmsten Freunde? Sie lieben uns höchstens wie sich selbst — aber wie lieben sie sich selbst!

132.

Die Weiber verlangen das Größte und das Kleinste zugleich; sie fordern Liebe, und auch, daß man artig gegen sie sei — eine Million in Scheidemünze.

133.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es sie sich genommen, nicht da, wo man sie ihm gegeben. So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft seinen finstern Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht, was er thut; dem sich aber das Gefängniß freiwillig und gemach aufthut, der verläßt es dankerfüllt und gehet froh und besonnen nach Hause.

134.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menschenschaaren, die, Europa's Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo sie Nahrung im Freien finden und nicht angstvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürstendiener kümmerliche Brosamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüschen unserer Heimath, und uns mit jenen Riesenströmen, jenen unermeß-

lichen Wäldern voll Blüthen und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt genau das Land kennen, wo noch Eurer viele nach langen Leiden das altergraue Haupt zum Ausruhen und Sterben hinlegen, und wo Eure Söhne ungeneckt Eure Enkel wiegen werden. Wohl verläßt Keiner fröhlichen Muthes das Land, das ihn geboren, und Niemand vermag ohne Schmerzen sich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tausend Wurzeln fasert. Aber ermannet Euch, fliehet, ehe der Sturm kommt und die Erde unter Euren Füßen wankt. Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von seinen Vorfahren ererbt, die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es seine Herrschaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müssen. Vielleicht ist die Menschheit bestimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daseins in den verschiedenen Welttheilen auszuleben. Asien war die Wiege des menschlichen Geschlechts; Europa sah die Lust, die Kraft, den Uebermuth seiner Jugend. In Amerika entwickelt sich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtausenden erwärmt die greise Menschheit ihre kalten, zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und sinkt endlich lebenssatt als Staub in Staub dahin.

135.

Man bauet selten seine Meinung auf festem Grunde, man bauet sie in die Luft, gibt dem Zimmerwerke schwache Stützen, und erst wenn man mit dem Dache fertig ist, unterwölbt man das Gebäude. Auch vor dem gerechten Urtheile geht oft ein Vorurtheil her.

136.

Napoleon war der hohe Priester der Revolution, und als er so dumm war, die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er sich um seine Priesterwürde und seine Macht ging unter.

137.

Ja, Luther hatte es verstanden, als er dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Dinte fürchtet sich der Teufel, damit allein verjagt man ihn.

138.

Gott hat seine Höflinge, die ihm schmeicheln, als wenn er ein Fürst wäre.

139.

Wie habe ich mich auf meinen Reisen bemüht,

Etwas zu finden, das lächerlicher wäre als die deutsche Zensur! Aber ich habe vergebens gesucht. Wenn wir durchaus nicht reden wollten, sollten uns die deutschen Staatsmänner auf die Folter spannen, uns zum Reden zu zwingen. Jede freie Zeitung würde Preußen ein Regiment ersparen. Auch wissen sie das sehr wohl, nur meinen sie, es hätte Zeit bis zum Kriege. Sie füllen den Geist in kleine Riechfläschchen und verstopfen diese gut, und wandelt sie eine Ohnmacht an, greifen sie nach dem Spiritus. Es ist gar nicht zu sagen, welchen Hochmuth die deutschen Staatsmänner gegen die Schriftsteller zeigen, sobald diese von etwas Gegenwärtigem, Lebendigem, Baarem reden. Die Wahrheit dürfen wir besitzen, aber das Münzrecht derselben behalten sie sich vor. Ich will nicht behaupten, daß sie uns so sehr verachten, uns nicht für hängenswerth zu halten; aber sie verachten uns ziemlich, beschauen uns von hinten und vorn, lachen über unser düsteres, ledernes, fremdartiges Ansehen, wünschen spöttisch ihr Glück auf! und zählen heimlich die Thaler, die wir aus dem dunkeln Schacht geholt. Das freie Wort belästigt sie wie eine Mücke. Die Unglückseligen! Darum zählen sie auch die Bajonette, nicht die Herzen, und zittern, wenn der Feind so viel Bajonette mehr zählt, als die vaterländische Macht. Es wird ihnen so

bange, wenn ein anderer Staat fett und dick wird; sie wissen nicht, daß Fett keine Nerven hat, daß den Dicken der Schlag droht. Sie wissen nicht, daß es in unsern Tagen nur das Herz ist, welches siegt, welches erobert.

140.

Keine größere Tücke kann das Schicksal gegen große Menschen üben, als wenn es sie am Schlusse einer alten Zeit erscheinen läßt. Sie sind dann nur die Leichensteine begrabener Geschlechter, und ihr Ruhm wird mit Füßen getreten. Welche aber das Geschick begünstigt, die läßt es am Anfange einer neuen Zeit auftreten. Sie wachsen dann in das zarte Jahrhundert hinein, mit ihm gegen den Himmel, und werden unsterblich. Göthe und Napoleon gehören zu den Einen; Voltaire, Rousseau, Washington, Lafayette zu den Andern.

141.

Es ist mit der Herrschbegierde, wie mit der Eßlust. Bei schwachen Gemüthern ist jene oft am stärksten, wie diese oft am größten ist bei Menschen von schwacher Verdauung.

142.

Es ist Nichts angenehmer, als aus einem Uebel,

das uns begegnet, Vortheil ziehen — und man kann das immer. Dieses ist in einem andern als dem gewöhnlichen, aber in einem schönern Sinne eine Schadenfreude. Man kann den Teufel nicht feiner prellen.

143.

So oft ich in eine Universitäts-Bibliothek kam, fühlte ich Lust, den im Saale Herumgehenden zuzuflüstern: weckt die guten Bücher nicht, tretet leise auf, unterhaltet euch lieber mit den wachenden — mit den Professoren.

144.

Vor allen Kindern, die uns begegnen, sollten wir uns tief und ehrfurchtsvoll verneigen; sie sind unsere Herren, für sie arbeiten wir. Ein Kind in der Hütte ist mehr als ein Greis auf dem Throne. Schon darum muß man suchen, Vater zu werden, um Kinder ohne Neid betrachten zu können.

145.

Ein Zuckerbäcker in Spanien hat neulich erfunden, warmes Eis zu bereiten. Der Erfinder hat wahrscheinlich an Höfen gedient.

146.

Die Haushaltungsbücher der Erfahrung sind darum so schwer zu benutzen, weil die Geschichte nur die einzelnen Posten bemerkt, aber nie Summe und Transport zieht.

147.

Liegt ein Vornehmer krank auf seinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaster der nah gelegenen Gassen, damit nicht der schwere Fuß des Lastträgers, noch der Trott der Pferde, noch die rasselnden Räder den Leidenden aus seinem Fieberschlummer stören. Dieser ist froh, daß die Welt so stille sei; aber die geschäftige Menge treibt sich umher wie immer, Jeder wandelt seinen Weg der Lust oder Noth, die Wagen rollen nicht minder schnell, Keiner verliert, und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, seiner Beute rascher entgegenstürzen darf ... So auch gehen Gedanken und Reden wie früher ihren gewohnten Weg, nur leisern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu schonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

148.

Würde einst das Menschengeschlecht so entartet, daß es den Teufel als göttliches Wesen verehrte, dann fände sich das Testament, welches die Offenbarungen dieser höllischen Religion enthielte, schon vorlängst fertig und gedruckt — in Llorente's Geschichte der spanischen Inquisition. Menschen morden ist etwas; sie foltern ist viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geistreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das spanische immer war, dreihundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, sondern auf jener schrecklichern, welche den ganzen Bau der menschlichen Natur auseinander zieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß sie sich verrathen; welche die Bande der allerstärksten Liebe, die der Selbstliebe sprengt, so daß der Geängstigte sein eigener Verräther wird — wie man das nenne? es gibt kein Wort, und will man das Entsetzliche der Inquisition beschreiben, hat man nur immer das Wort Inquisition dafür. Sollte es auch gelingen (und es wird gelingen), die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen, und sie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien wie Frankreich dreißig Jahre mit äußern und innern Feinden

kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquisition wohlfeil erkauft. Was sind Septembertage gegen Autodafé's, was Füsilladen gegen Scheiterhaufen, was ist die wandernde Guillotine gegen das schleichende Gift der geheimen Gefängnisse, der geheimen Zeugenaussagen, welcher sich das heilige Officium bediente? Treten einst Robespierre und Marat vor den Richterstuhl des Herrn, dann werden sie freigesprochen, wenn ihnen ein General-Inquisitor nahe steht. Wer dieses Werk Llorente's kennt, und ein Herz im Busen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig ist, wird das Buch zu verbreiten suchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menschen es nur tausend lesen, wenn unter diesen Tausenden es nur hundert ergreift, dann ist die Freiheit der Völker gesichert, dann ist keine Tyrannei alt genug, sich zu erhalten, und keine neue listig genug, sich einzuschleichen.

149.

Revolution heißt eine Umgestaltung der öffentlichen Meinung, so lange diese Umgestaltung noch im Werden, noch nicht vollendet ist. In diesem Sinne ist Deutschland auch im Revolutionszustande, und

die von der Bundesakte zugesagten ständischen Verfassungen sind nicht minder Folgen der Revolution, als die Charte es ist, die Ludwig XVIII. bewilligte — sie wurden nicht gegeben, sondern nachgegeben.

150.

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.“ Wer etwa eine Geschichte unserer Zeit im Werke hat, dem wird gerathen, diese Worte des Mephistopheles in Göthe's Faust als Motto zu gebrauchen.

151.

So gewaltige Dinge auch geschehen sind seit dreißig Jahren, so war der Schauplatz dieser Geschichten doch nur erst ein Fechtboden, nur Rappierstreiche sind bis jetzt gefallen; der Ernstkampf soll noch folgen.

152.

Ein mißverstandenes Christenthum hat uns Alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgelistet, es hat uns gelehrt: die Menschheit sei blos eine Puppe, nur um des einstigen Schmetterlings willen geschaffen; der Mensch werde nie ge-

boren, um zu leben, sondern um zu sterben, und er lebe nicht, um sich zu freuen, sondern um zu leiden. Einen glücklichen Menschen beweinen wir, uud wer seinen irdischen Vortheil sucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt die Freiheit des menschlicheu Willens, und wir machten uns und Andere verantwortlich für Alles, was in der Welt geschah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unseres Gewissens und das peinigende Gefühl, diese Leiden verschuldet zu haben. Die feudalistischen Regierungs-Verfassungen, bestehend in einer Art, wovon die Alten nicht eiumal eine Vorstellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu sehen, daß Alles durch Einzelne geschieht, glaubten wir auch, Alles geschähe für Einzelne, und in diesem Glauben wurden die Völker- und Staaten-Geschichten geschrieben. Die sogenannte „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte," wie sie uns in unserer Jugend von gläubigen Professoren gelehrt ward, ist die Chronik eines Tollhauses, von einem seiner Bewohner verfaßt. Die geistreichsten Gelehrten waren so gutmüthig zu bekennen, daß viel besser als sie selbst, jeder Kammerdiener, der so glücklich gewesen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, im Stande gewesen wäre, die Geschichte Europa's zu

schreiben. Und jetzt lese man die Werke solcher Kammerdiener-Seelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes, der am Ufer stand, suchten sie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man sie, woher die Wellen kämen, dann zeigten sie mit wichtiger Miene in die Tiefe und sagten: das thäten die Kieselsteinchen am Grunde. So haben sie die Geheimnisse des Menschenlebens zwischen den Falten eines Weiberrocks hervorgesucht, und gab es ja einmal Besserkundige, die das weise Beginnen der Vorsehung erkannten, spotteten sie und zeigten, wie bald eine fürstliche Liebschaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein schiefes Fenster, bald ein paar Handschuhe, alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hof-Leben der Tarquinier so geheim gewesen, als das von Ludwig XV., und wäre Livius so albern gewesen, als die neuern Geschichtschreiber, dann hätte auch er mit dem Stolze eines historischen Columbus aufgefunden, daß nicht die hohe Bestimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgesinnten dem Volke die Freiheit gegeben, sondern daß ohne die Entehrung der Lucretia Rom nie eine Republik geworden wäre. In unsern jetzigen Repräsentativ-Staaten sind zwar die Kabinette weniger verschlossen als sonst; aber die Köpfe der Geschichtslehrer sind es noch so sehr als jemals.

Man durchwandele die Milchstraße der deutschen Zeitungen, man lese darin die Mittheilungen der Pariser Privat-Correspondenzen, welchen wie den Weisen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geschildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles, was geschieht oder unterbleibt, wird diesen zugeschrieben. Von dem Genius der Menschheit, der auch über Frankreich wacht, von der innern Lebenskraft des Landes, die wie das thierische Leben der Triebe, so der Leidenschaften sich zu seiner Erhaltung bedient — davon wissen jene Sternseher nichts. Ein solcher Staatsmann in den allgemeinen politischen Annalen sagt mit großer Ernsthaftigkeit da, wo er von Benjamin Constant und seinen Freunden spricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich schwer gebüßt hat, daß das Ministerium diesen Männern eine Bedeutsamkeit zutraute und bestimmte Zwecke zuschrieb, wovon sie weit entfernt waren...... Hätte man Benjamin Constant im Staatsrathe gelassen, dem Marquis Chauvelin seinen Platz als Oberceremonienmeister wieder gegeben, so sähe man sie jetzt als eifrige Anhänger der Bourbons.“ Kann man so Etwas schreiben und auf Beistimmung hoffen, kann man so Etwas lesen und gelassen bleiben? Ich will

nicht mit dem Verfasser rechten, daß er Männer verlästert, die sich zu jeder Zeit als unerschütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schicksal des französischen Volks von diesen oder andern Männern abhänge, und daß der Ceremonienmeister-Stab in Chauvelins Händen ein Zauberstab geworden wäre, der Frankreich umgeschaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Parteimänner mögen immer für ihren eigenen Vortheil streiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg sie erkämpfen helfen. Die Ananas wächst unter dem Miste hervor, ein langer schmutziger Weg führt aus dem Goldschacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler; aber die Frucht schmeckt doch süß, das Geschmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbstsucht seiner Führer, wie trotz den Gaukeleien seiner Irrlichter.

153.

Derselbe Politiker sagt am bezeichneten Orte: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zustand des heutigen Europa's überschauen, so finden wir eine große Aehnlichkeit zwischen den heutigen europäischen Staaten und dem römischen Reiche vor dessen Untergange durch neue Lehrer und feindlichen An-

drang. Wie damals das Christenthum im Gegensatz zum Heidenthum mehr negativ als positiv, mehr zerstörend als schaffend auftrat, so jetzt die sogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unsere heutigen Reformatoren keine andere Religion, als die ihrer Chimären-Politik ....!" Unser staatsweiser Mann hat zu scharf geladen, die Büchse ist ihm in der Hand geplatzt und hat ihn selbst verwundet! Ja freilich ist es so; gleich wie jetzt die Lehren des Liberalismus verspottet und deren Anhänger verfolgt werden, so wurde damals die Christuslehre verspottet und verfolgt — aber auf welcher Seite ist der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom ist nicht mehr, und das Christenthum besteht noch in seiner Kraft. Das römische Reich ist nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. So lange Rom männlich und stark war, besiegte es seine Feinde; so lange die römische Menschheit frei und glücklich war, blieb sie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sclaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der schützenden Vorsehung der Gott des Todes gesendet, als ein Tröster der Leidenden, als ein Krankenwärter der siechen Menschheit; da ward der Blick von einer Erde

voll Nacht, Haß und Trauer, zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinaufgeleitet. Die „sogenannten liberalen Ideen" unserer Zeit wirken freilich, wie das Christenthum bei seiner Entstehung, negativ und zerstörend; aber wie kann das anders sein? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Todten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder soll man neue Gebäude auf die Dächer der alten setzen? Der Boden ist eingenommen von den Institutionen der Mittelwelt und dem Schutte der Feudalität. Diese müssen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerstören, das heißt nur verweste Körper einscharren.

154.

Die Herrscher glauben, um zu regieren, müssen sie außer dem Volke stehen, weil dieses der Punkt des Archimedes sei. Dieses ist wahr, so lange die Völker nur feste Körper bilden. Sind sie aber einmal flüssig geworden, dann nutzt der Hebel nicht mehr, da kann man nur chemisch auf sie einwirken und man muß sich mit ihnen vermischen.

155.

Die französische Revolution wird nach und nach in alle europäischen Sprachen übersetzt werden, und es ist nicht rathsam, dieses zu verhindern. Man nöthigte hierdurch alle Welt, französisch zu lernen, um das Original zu verstehen. Die Fehler des Originals aber könnten in der Uebersetzung verbessert werden. —

156.

Beim Beginnen einer Unternehmung und unweit des Zieles ist die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer.

157.

Schädliche Ideen werden oft nur durch Mittheilung unschädlich gemacht. Mancher Gedanke und manches Gefühl, in der Hirnschale und der engen dunkeln Brust eines Menschen sich entzündend, haben Zerstörung um sich her verbreitet, und würden, hätten sie bei Tage und frei sich entladen dürfen, gefahrlos und lächerlich verpufft sein.

158.

Mündliche Verläumdung ist das Geschoß aus

einer Windbüchse: man sieht das Schlachtopfer fallen, doch der Thäter der geräuschlosen That bleibt unentdeckt. Gedruckte Uebelrede ist die Kugel eines Pulvergewehrs, wobei Knall und Licht den Mörder verrathen und der Strafe überliefern.

159.

Ihr Lehrer der Wahrheit, laßt euch nicht abschrecken, wenn die Zensur, nach den Grundsätzen einer pharaonischen Polizei, die neugebornen Kinder eures ihr allzufruchtbar dünkenden Geistes umbringen läßt. Einst wird doch einmal irgend ein fürstliches Herz sich eines ausgesetzten Moses-Gedankens erbarmen, ihn aufnehmen, erziehen, bilden — und dieser wird der Befreier seines Volkes.

160.

Die Freiheiten, die man zu Zeiten dem Volke gestattete, sollten nichts als eine Probe sein, ob wohl die Ketten noch gut anliegen. So geschieht es, daß man eine schon verschlossene Thür wieder öffnet, um zu sehen, ob sie recht verschlossen war.

161.

Man betrachte die Geschichte der Vergangenheit nicht als ein düsteres memento mori, sondern als

ein freundliches Vergißmeinnicht, dessen Lehre man sich mit Liebe erinnern soll.

162.

Die Zufälle, als sinnentstellende Druckfehler im Geschichtsbuche der Menschheit, werden zwar wie in den andern Büchern hinter dem Werke verzeichnet; aber sie können nicht wie in jenen auch verbessert werden.

163.

Bei der Versammlung der Notabeln, die zu Paris im Jahre 1613 während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. und der Regentschaft der Maria von Medicis gehalten worden, hatten sich die Deputirten durch ein dreitägiges Fasten zu ihren Arbeiten vorbereitet. Herrliche Sitte, die wieder eingeführt zu werden verdiente! Ich mache alle Minister darauf achtsam, es wäre ein unfehlbares Mittel, die Murrköpfe von ihrer Ständesucht zu heilen.

164.

Es gibt politische Schriftsteller in Deutschland, denen es weder an Freimüthigkeit, noch an Einsicht, noch an Kraft der Rede gebricht, und dennoch bewirken sie nicht, was sie sich vorbedacht und was

zu wünschen wäre. Sie erreichen es darum nicht, weil sie, ängstlich, mißverstanden zu werden, unverständlich sind. Denn sie ahnen es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutschen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit sei. Jene Schriftsteller machen es wie gemeine Leute, wenn sie mit Franzosen sprechen, die ihre eigene Muttersprache ausländisch radebrechen, weil sie glauben, sich so deutlicher zu machen.

165.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den obwaltenden Verhältnissen bedenklich gefunden würde, so möge der Druck derselben zwar von der Zensur verboten werden, aber die Regierung sollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfassers an sich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren sogleich im Stillen zu benutzen, oder um die Schrift aufzubewahren bis die Zeit kommt, wo die Bekanntmachung derselben zum allgemeinen Besten ersprießlich wird. Hierdurch würde die gefährlichste Folge des Preßdruckes, nämlich die Beschränkung des menschlichen Geistes und der Kindermord der Ideen vermieden werden. Von solchen dem Umlaufe entzogenen Werken bilde sich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geistigen Hungersnoth Rettung bringe.

166.

Es ist eine lächerliche Unbesonnenheit, daß die Anwälte der Aristokratie es bei jeder Gelegenheit mit Geräusch bemerklich machen: der Friede in Europa würde der verbrecherischen Hoffnung der Liberalen zum Trotze erhalten werden; die verbündeten Mächte wüßten recht gut, daß nur ihre Einigkeit die Revolutionäre niederhalten könne. Also hätte doch die drohende Stellung der Völker den großen Nutzen, der Welt den Frieden zu sichern. Aber sind solche Geständnisse nicht deutliche Winke, jene drohende Stellung ja nicht aufzugeben?

167.

Die Vertheidiger der Aristokratie sagen: die Natur selbst begünstige die Ungleichheit unter den Menschen. Das ist wahr; aber weil die Natur sie begünstigt, muß die Kunst ihr entgegen arbeiten. Weil das Glück, der Geist, der Muth, die Klugheit einen Menschen über den andern erhebt, muß das Gesetz die Gleichheit wieder herzustellen suchen, muß es dafür sorgen, daß die Bewegung mit dem Stoße aufhöre, daß der Lohn mit dem Verdienste endige. Die Laune der Natur darf nicht zum Gesetze, ihre freie Wahl darf nicht zur Nothwendigkeit werden; das Glück soll nicht erblich sein.

168.

Caligula hatte seine Gesetze hoch aufhängen lassen, damit sie die Bürger nicht lesen können, damit sie sie übertreten und so in Strafe verfallen. Hätte Caligula hier und dort in Deutschland regiert, wäre diese seine Tücke ganz unnöthig gewesen. Denn manche Verordnungen, im üblichen Kanzlei-Style abgefaßt, sind nicht allein unverständlich, sondern oft auch unleserlich, weil auf dem langen holprigen Wege die Augen den Athem verlieren, ehe sie zu einem Punktum kommen, und nachdem sie sich etwas ausgeruht, seufzend wieder umkehren. — Ein lustiges Beispiel, das hierher gehört: ein gewisser Beamter eines gewissen Staats, in einem gewissen Lande, das in einem gewissen Welttheile liegt, (so lernt man endlich Bescheidenheit!) hatte vor einigen Jahren eine Verfügung erlassen, mit dem schnackischen Anfange: Da die den das (nämlich: Da die den das sechszigste Lebensjahr erreicht habenden Rath N. N. betroffen habende Augenkrankheit sich verschlimmert hat). Diese Sprachverschönerung erregte damals die Bewunderung des ganzen Landes. Es war vorauszusehen, daß mancher Geschäftsmann sich im Stillen nach einem solchen Muster zu bilden versuchen würde und die Erwartung ward nicht getäuscht. Vor wenigen Wochen kam wirklich ein Amtsbericht ein, mit

den Anfangsworten: die des dem (nämlich: die des dem Bärenwirth zugefügten Diebstahls verdächtigen Juden sind nunmehr in Polizei-Arrest). Die Behörde aber, an die der Bericht eingesendet war, nahm das Ding übel auf, und bedeutete dem Berichterstatter: es sei eben so ungeeignet, dergleichen Muster nachzuahmen, als sie zu verspotten. Diesem blieb zu seiner Entschuldigung nichts Anderes übrig, als der Wahrheit gemäß zu erklären: er habe gar nicht die Absicht gehabt, ironisch zu sein, sondern es sei ihm mit dem die des dem völliger Ernst gewesen.

169.

Unglücklicher Weise hat die sittliche Blindheit viel Aehnlichkeit mit der körperlichen. Eine angehende wird schwer gehoben, man muß den Staar erst reif werden lassen. Aber darüber vergehet ein großer Theil des Lebens, und der endlich Geheilte findet eine neue, ihm unverständliche Welt. Was er früher begriffen hätte, sah er nicht, und was er jetzt sieht, begreift er nicht.

170.

Ist es nicht möglich, zu tadeln, ohne zu spotten, und zu spotten, ohne zu verwunden? Müssen Aufklärer den Lichtscheeren gleich sein, die nur hell

machen, indem sie schneiden? Verdrießliche Nothwendigkeit!

171.

Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen vorher; es gibt auch eine politische Apoplexie.

172.

Eingekerkerte in Strafgefängnissen haben oft die wunderlichsten Dinge verrichtet, nur um ihrem Geiste Nahrung zu verschaffen. Sie haben sich mit Ratten und Spinnen befreundet, sie haben die Ziegel der Dächer, die Buchstaben der Bibel gezählt. Und doch sind solche Beschäftigungen erhaben zu nennen gegen jene andern, welchen sich Jahrhunderte lang die wissenschaftlichen Männer aller Völker ergaben, um ihren gefangenen Geist nur etwas in Bewegung zu setzen. Sie haben ein ganzes Leben voll Lust und Kraft auf die Abfassung von Büchern verwendet, welche der Menschheit keinen Trunk Wasser eingebracht. Ganze Bibliotheken geben Zeugniß, daß man sonst Regieren nannte, wenn man den Geist des Volkes tödtete, um den Körper zu beherrschen. Da liegt ein schwerer Buch-Kubus vor mir, angefüllt mit juristischen Schnörkeln, Arabesken und anderen feinen

Zierrathen, die man mit blosen Augen kaum erkennen kann. Unter vielen Hunderten von Aufgaben, Räthseln und Untersuchungen ist folgende noch eine der wichtigsten für die Völker der Erde: „Quaestio: Ob der, so in einem fürstlichen Rescripto oder anderen Diplomate Doctor aut Licenciatus genannt wird, sofort für einen Doctor zu halten sei? Negatur, denn vielmals ex errore Secretarii das Wort Licenciatus oder Doctor eingerückt wird. E. g. Suplicant unterschreibet sich Johann Adam L. scilic. Lipsiens. Der Secretarius aber nimmt das L auf als Licenciat, und meldet in Rescripto, Licenciat Johann Adam, welches dem keinen Titul gibt. Denn obgleich vox Principis einige honorem dadurch mittheilt, dennoch rei veritatem blose Denominatio nicht verändert. . ." Um es im Vorübergehen zu bemerken, hat der feine Jurist diesmal Unrecht. Vox Principis gibt nicht blos einige honorem, sondern ändert auch oft rei veritatem. E. gr. Als einst Napoleon auf der Parade sein scheues Pferd nicht bändigen konnte, sprang ein Lieutenant hervor, und war ihm behülflich: „Danke, Hauptmann!" sagte der Kaiser. „Bei welchem Regimente?" fragte der Lieutenant. „Bei der Garde," antwortete der Schnelle dem Schnellen.

173.

Die Erfahrung bereitet uns vorsorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menschliche Herz ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müssen uns daran sättigen oder verhungern. Frische Nahrung genießt der Mensch nur zweimal: auf der seligen Insel der Kindheit, und einst wohl in dem Hafen der Ruhe.

174.

Göttingen, Leipzig, Halle und Heidelberg loben sich sehr und sagen: „bei ihnen wäre Alles ruhig, und von geheimen Umtrieben und Verschwörungen wüßten sie kein Wort; man möge die Leute nur zu ihnen schicken." Es gäbe ein Mittel, auch die übrigen deutschen Universitäten dieses Glücks theilhaftig zu machen; es ist ganz einfach. Alle unsere Minister, Staatsräthe, Feldmarschälle, Finanzdirectoren, Justizbeamten, Kriminalrichter, geheime Referendäre, Gensd'armerie-Obersten, Polizei-Kommissäre, Actuare und Pedelle sollten sich aus Patriotismus anstellen, als wüßten sie nichts, und noch einmal studiren gehen. Wenn sich alle diese gutgesinnten, ihrem Fürsten und Vaterlande treu ergebenen Männer über sämmtliche deutsche Universitäten verbreiteten, dort die Vorlesungen fleißig besuchten, um den Geist der Zeit und Jugend

kennen zu lernen und dieser ihre Grundsätze einzuflößen, dann würde gewiß Alles besser werden und der Friede wiederkehren. Wenigstens kann man wetten, daß, so lange sie auf der Universität bleiben, weder dort, noch anderswo Unruhen vorfallen werden. Während ihrer Abwesenheit könnten die Fürsten selbst regieren und bei dieser Gelegenheit erfahren, wie viel sie ihren treuen Dienern zu verdanken haben.

175.

Lots Frau, weil sie stehen blieb und rückwärts sah, wurde in eine Salzsäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, ist ein treffendes und warnendes Bild für die Conservatoren der alten Zeiten, die auch stehen bleiben und zurücksehen.

176.

Auf welcher niedrigen Stufe der sittlichen Bildung die Türken stehen, ersieht man aus der wenigen Kenntniß, die sie von den sittlichen Fortschritten anderer Völker haben; und diese ihre Unwissenheit verräth sich in den Spitznamen, die sie den Völkern geben, mit welchen sie in Berührung kommen, und die noch heute lauten wie vor Jahrhunderten, ob sie zwar gar nicht mehr passen. So nennen sie die Deutschen wüste Flucher (Deschurer Kiasir), ob

uns zwar kein rauhes Wort mehr aus dem Munde kommt, wir so glatt sind wie geschorener Sammet, selbst Ohrfeigen nur in seidenen Handschuhen austheilen, und die Stecknadeln zu unseren Sticheleien so lange abbreviren, bis nichts übrig bleibt als das stumpfe Köpfchen, der Art, daß selbst im grimmigsten Spotte über eine vornehm thuende Sängerin wir noch gelassen bleiben und nicht sagen: eine aufgeblasene Catalani, sondern (wie im Allgem. Anzeiger vom 9. Febr.) „eine aufgeblasene C....," welches dreideutig genug ist, da das C auch Circe oder Calypso heißen kann. Die Engländer nennen sie Tuchkrämer, ob es zwar die Franzosen und Niederländer jetzt mehr sind. Die Griechen, welche jetzt kämpfen wie die Löwen, nennen sie immer noch Hasen. Für die Italiener haben sie den Spitznamen Tausendfarbige (Ressar, Renki), da sie sich doch in ihrem letzten Kriege alle blaß gezeigt. Die Juden schelten sie immer noch Hunde, ob zwar diese jetzt fast mehr sind als Menschen und zum Adel der Nation gehören. Die Ragusaner heißen sie Spione, denn es ist ihnen unbekannt geblieben, daß eine weise National-Oeconomie auch dieses Monopol schon längst abgeschafft hat. Die Spanier, die sich gegenwärtig mehr sputen als zu loben ist, nennen sie Faulenzer. Am meisten

Furcht und Achtung scheinen die Türken vor den Russen zu haben, denn sie heißen sie verruchte Russen (Ruszi menkjus). Ob die Spitznamen, die sie den übrigen Nationen geben, angemessen sind, können wir nicht beurtheilen. Sie nennen die Araber Unsinnige; die Armenier Dreckfresser (Boktschi); die Bosnier Landstreicher; die Bulgaren Straßenräuber; die Georgianer Läusefresser; die Indier Bettler; die Mainotten Tollköpfe; die Moldauer dumme Bauern (Bogdaninaden) und hornlose Böcke (Bojenssis Gtojne); die Polen ungläubige Prahler (Tussul Giaur); die Tartaren Aalfresser (Laxh Jejidschi); die Wallachen Fiedler. Von den Böhmen und Kurden sagen sie: Tschingene tschalar Kord vinar, ein Böhme geigt und ein Kurde tanzt ... Es würde der lieben deutschen Jugend gar nichts schaden, wenn sie einstweilen obige türkische Vokabeln auswendig lernte.

177.

Ein feiner Kopf hat den klugen Gedanken — nicht blos gehabt, sondern auch niedergeschrieben, nicht blos niedergeschrieben, sondern auch drucken lassen: man solle fürder alle politischen Werke in lateinischer Sprache schreiben, daß möglicher Schade verhütet werde. Aber das Uebel hat zu tief gewur-

zelt, solche Hausmittel helfen nicht mehr, man muß sich wirksamerer Arzneien bedienen. Die Leute würden sich dazu bequemen, lateinisch zu lernen, und es bliebe Alles beim Alten. Würden aber alle politischen Werke in der Sprache des Herrn Görres geschrieben, ließe man lieber fünf gerade sein, als daß man sie verstehen lernte. Denn dazu reichte nicht hin, lateinisch zu wissen, man dürfte auch im Griechischen, Hebräischen, in der Physik, Metaphysik, Chemie, Astronomie, Geographie, Nautik, Mineralogie, Mythologie, Geometrie, Statik, Medicin, Algebra, Chirurgie und in der Apothekerkunst nicht fremd sein. Im beliebten Conversations-Lexikon findet man bei weitem nicht Alles, was man nöthig hat, um sich nur folgende Ausdrücke zu erklären, die auf wenigen Seiten der Schrift „Europa und die Revolution" gesammelt worden sind. Nämlich: Hermesschlusses, Metastase, latent, Wurflinien, austrophische Furchen, Goldschlich, Oblonge, Differenzial, Integration, Heliocentrisch, Liberationen, Perturbationen, Aberrationen, Seculargleichungen, epicyklisch, Othin, Mimer, Simurche, Mardichore, die bösen Dews, Maia, Miasmen, die Wendilsen, Iran und Turan, Museon, Systole und Dyastole, Alkahest, Lebermeer, floride Schwindsucht, Belustempel, Berserkerwuth, ceraunische Berge, Senkel, Thosen, Rosrädbücher.

178.

Die Deutschen sind so angeborner knechtischer Natur, daß, wenn sie frei wären, sich ihrer eigenen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten als sie selbst, sie all ihr Thun und Lassen, ihr Denken und Reden, ihr Gehen und Stehen, ihr Essen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, Alles bis auf ihre Träume, dem Maße, Gewichte und Takte der Gesetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menschen verdienen gar nicht, gute Fürsten zu haben, man sollte sie nach Marokko schicken. Und nicht blos Männer von dieser oder jener Partei, sondern Männer aus allen Parteien haben solche niedrige Gesinnungen oft an den Tag gelegt. Zu diesen Freunden der Dienstbarkeit gehört auch jener Ungenannte, der kürzlich im Allgemeinen Anzeiger eine Abhandlung über das anonyme Recensentenwesen geschrieben hat. Er nennt dieses „einen das Zeitalter schändenden Unfug.“ Dieses heißt nun freilich etwas zu pausbäckig gesprochen, die Ehre unsers Zeitalters ist so schwächlich nicht, daß sie an solchen Kleinigkeiten stürbe; aber allerdings das anonyme Recensiren ist sehr zu tadeln. Wer bei der Beurtheilung eines Werkes nur die Wahrheit, wenigstens das, was er dafür hält, im Auge hat, und wer den Muth besitzt,

die Wahrheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen, der nennt oder bezeichnet sich unter seinen Recensionen. Aber das ist ein Werk der Freiheit, das hat Jeder mit seinem Gewissen abzumachen, die Staatsgesetze haben sich nicht hineinzumischen. Unser edler Freund der Unterthänigkeit will aber, daß „von Obrigkeits- und Rechtswegen,“ das anonyme Recensiren abgeschafft werde. Er nennt anonyme Recension einen literarischen Meuchelmord, (das ist doch gar zu schauerlich!) die Literaturzeitungen geheime Gesellschaften, Vehmgerichte, und den Redakteur einer solchen Zeitung Oberhaupt des geheimen Bundes. Solche literarische Carbonari, meint er, müßten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Nicht zu vergessen ... die anonymen Recensenten nennt er auch Zigeuner, eine Banditen-, Strolch- und Jaunergesellschaft. Der edle Mann donnert so heftig gegen das anonyme Kritisiren, daß er in seinem Feuereifer vergaß — seinen Namen unter seine eigene Abhandlung zu setzen!

179.

In Republiken wird das Gefühl der Freiheit erst in ihrem Mißbrauche zum Genuß, ja die ge-

setzliche Freiheit selbst kann sich oft nur durch ihre Ausschweifungen erhalten.

180.

Karoline von Braunschweig, die verstorbene Königin von England, war schon als Kind sehr lebhaft, und ihre rechtwinkligen deutschen Lehrer hatten große Noth mit ihr. In der Musik wurde sie von einem gewissen Fleischer unterrichtet. Einst hatte er die Fürstin wiederholt zurechtgewiesen, wie sie eine gewisse Klavier-Note mit einem bestimmten Finger greifen müsse. Kaum hatte der Lehrer darauf aufmerksam gemacht, so veranlaßte der Gebrauch des unrechten Fingers Wiederholung derselben Erinnerung; da verlor der alte Mann die Geduld: „So bleiben Sie doch mit dem unrichtigen verfluchten — — durchlauchtigen Finger weg!“ rief er im Ausbruche seines Zorns.... Man sieht, der Deutsche kann wohl straucheln in der hohen Personen schuldigen Ehrfurcht, aber fallen kann er nie.

181.

Eine unbeschränkte Herrschaft gleicht einem Garten ohne Zaun. Der Besitzer kann freilich überall hinaustreten, aber der Fremde kann von allen Seiten hereinkommen.

182.

Was für den Körper der Schwindel ist, das ist Verlegenheit für den Geist.

183.

Es gibt Dreiviertels-Menschen, die in der Welt mehr gelten, als sie werth sind. Das kommt daher, weil die unkundige Menge die Zähler und Nenner jener Bruchseelen für ganze Zahlen hält und sie addirt.

184.

Moral ist die Grammatik der Religion; es ist leichter gerecht als schön zu handeln.

185.

Es ist leicht den Haß, schwer die Liebe, am schwersten Gleichgültigkeit zu verbergen.

186.

Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: Schild, reinige dich!

187.

Nicht lächeln soll das Bild des Todes; aber auch nicht fratzenhaft sein. Freund Hein hat mehr, als

man denkt, dazu beigetragen, uns spießbürgerlich, gemein und kraftlos zu machen.

188.

Um Kindern Moral in Beispielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geschichte. Das heißt, ihnen Schwert und Lanze als Messer und Gabel in die Hände geben.

189.

Der Mensch ist wie eine Spieluhr. Ein unmerklicher Ruck — und er gibt eine andere Melodie an.

190.

Warum Shakespeare auf deutschen Bühnen kein Glück macht? Weil man nicht gewohnt ist, mit Vorlegelöffeln zu essen.

191.

Jede Stunde, dem Hasse vergeudet, ist eine Ewigkeit, der Liebe entzogen.

192.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jesuiten zum Zeitungsschreiber bestellen, das ist einerlei.

193.

Wenn sie eine kleine Zeitung unter ihre Faust gebracht, frohlocken sie, daß sie den Strom der Zeit aufgehalten! Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle in Donaueschingen mit seiner Hand bedeckte und dabei lachend ausrief: wie werden sie sich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt!

194.

Eine schwache Regierung zu stärken, muß man ihre Macht vermindern. Die Staatspfuscher begreifen das nicht.

195.

Man kann die Gedanken wie die Naturkörper ordnen; sie stehen auf niederer oder höherer Stufe, gleich Steinen, Pflanzen, Thieren. Es gibt mineralische, vegetabilische und thierische Ideen. Den deutschen Ideen, so kostbar sie auch sind, fehlt es an Leben. Ein Demant ist mehr werth, als ein Ochs; aber ein Ochs lebt.

196.

Die Deutschen lassen sich leicht unter eine Hut bringen; aber unter einen schwer. Sie sind nur

einig, wo es etwas zu leiden gibt, wo zu thun, niemals.

197.

Frau von Sevigné hat in mehreren hundert Briefen immer mit einer andern Wendung ausgedrückt, wie sehr sie ihre Tochter liebe. Man sollte nicht glauben, daß das Herz so viel Geist hat.

198.

Die Geschichte lehrt uns Tugend; aber die Natur predigt unaufhörlich das Laster.

199.

Das Unglück ist der Ballast, der uns auf dem Ozean des Lebens im Gleichgewichte erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

200.

Ein Mann von Geist wird nicht allein nie etwas Dummes *sagen*, er wird auch nie etwas Dummes *hören*.

201.

Das Philosophiren ist eine angeerbte Krankheit des menschlichen Geistes, der Fluch des mit Schmerzen Gebärens.

202.

Nichts bereuen, ist aller Weisheit Anfang.

203.

Schmerz ist der Vater und Liebe die Mutter der Weisheit.

204.

Auf der ganzen großen Erde gibt es keine glücklichern Geschöpfe als die Alterthümler. Die gütige Natur schenkte ihnen eine Einbildungskraft, so heiß, so rasch, so kühn, so erfinderisch, daß man diesen hochbegabten Menschen allein die Untersuchung aller demagogischen Umtriebe anvertrauen sollte. Da wurde bei Eitzum, unweit Scheppenstedt, am Elenwalde (gute Geographen wissen, wo diese Orte liegen) ein eiserner Radnagel gefunden. Er lag in einem Steinbruche, 8 Fuß unter der Erde. Von diesem „merkwürdigen Funde" wird im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, auf sieben Spalten, vorläufige Nachricht gegeben. Es wird nicht untersucht, wie der Radnagel unter die Erde, sondern wie die Erde über den Nagel gekommen, und Moses mit den Propheten, Sonne, Mond und Sterne und die uralte Nacht, die Mutter aller Dinge, die gewesen und sind, werden darüber zu Rathe gezogen. Dieser Radnagel „aus

der Vorwelt" zeichnet sich merklich von seines Gleichen „in der neuern Welt" aus. „Er ist im Ganzen genommen kleiner als die jetzigen, aber weit zierlicher gearbeitet. Der Kopf ist nicht viereckig, sondern rund und dicker wie jetzt. Er gleicht einer Blume mit vier Blättern, die nicht wie ein Kelch in die Höhe stehen, sondern herabhängen und etwas gekrümmt sind. Im Uebrigen gleicht er ganz den unsrigen, ist etwa 3 Zoll lang und viereckig, auch nach Verhältniß breit; aber etwas schwach." Wie und wann haben sich nun die Steine und Erdschichten über diesen Radnagel zusammen gelegt? Da liegt der Hase im Pfeffer. Daß eine große Revolution der Erde oder eine Fluth den blumigen Radnagel lebendig begraben, versteht sich von selbst; aber welche hat dieses gethan? „Die sogenannte Sündfluth kann dieses nicht bewirkt haben; denn sie war wahrscheinlich nur partial und dauerte zu Folge der Nachrichten darüber nur 120 Tage, konnte also keine beträchtliche neue Oberfläche zu Erde verschaffen ... Vermuthlich erstreckte sie sich auch gar nicht einmal bis hierher (nach Scheppenstedt und Eitzum), sondern betraf blos Mittelasien. Eher könnte man auf die große cimbrische Fluth, welche einige hundert Jahre vor Christi Geburt fällt, und welche den Norden von Europa betraf, schließen. Allein diese war gleichfalls nur

vorübergehend und konnte also keine neue Erdrinde bilden. Wir müssen also (um den Nagel unter die Erde zu bringen), auf frühere Zeiten und auf Fluthen zurückgehen, die größer und allgemeiner waren, oder länger anhielten. Oder wir müssen annehmen, daß das Meer in der Urwelt mehr zertheilt war als jetzt u. s. w." Das heißt, den Nagel auf den Kopf getroffen! Der Alterthümler fährt fort: „Ich halte also die hier gefundenen eisernen Kunstsachen (es wurde nämlich außer dem blumigen Nagel mit hängenden Blättern auch noch eine eiserne Radfelge gefunden, ehrwürdiges Ueberbleibsel eines Ur-Wagens, welche Radfelge aber ein dummer Bauer „so wenig geachtet hat," daß er sie an einen Schmied gegen ein paar Nägel vertauschte) für Ueberreste einer frühern Welt, als die unsere ist.... Waren die Verfertiger dieser Kunstsachen, die Ureinwohner von Deutschland, auch keine Zeitgenossen der Mammuts, so muß man ihnen doch wenigstens eine Zeit einräumen, die zwischen beiden, der jetzigen Welt und der Urwelt, mitten inne lag, und wo die Erde auch schon Menschen zu Bewohnern hatte... Ist es nicht zu bedauern, daß eine so gebildete Welt untergegangen und in den Fluthen ihr Grab finden mußte? Wie viele Kunstsachen und Kostbarkeiten mögen mit ihr zugleich zu Grunde gegangen sein. Aber wird es

uns einmal besser ergehen? Werden nicht auch unsere Werke und Kunstschätze wieder zur Grundlage dienen, worauf eine neue Welt gegründet wird? **stat sua cuique dies!**" — — Das ist das Lied vom eisernen Radnagel aus der Urwelt, der bei Eitzum in Deutschland, ohnweit Scheppenstedt, am Elenwalde, acht Fuß unter der Erde gefunden worden ist!

205.

Der Deutsche ist keusch und fordert von Jedem, der sich mit einer Idee vermählt, eheliche Treue. Darum tadelt er auch so bitter jene Zeitungen, die, als schlaue Kammerzofen der Zeit, allen zärtlichen Launen ihrer Gebieterin schmeicheln und forthelfen. Aber das ist eine falsche Tugend. Seiner Handlungsweise muß man ergeben bleiben; dem Denker aber ist ein Harem erlaubt, damit er dem Zuge der Schönheit folge, nicht dem Zwange des Systems.

206.

Jede Revolution endet, wie sie angefangen; wer daher nur versteht, die wesentlichen Erscheinungen einer Revolution von den zufälligen zu unterscheiden, kann sicher vorher sagen, wie sich die Geschichte dieses oder jenes Staates entwickeln wird. Wo wird Frankreich stille stehen? An der Stelle, von der es 1789

ausgegangen. Damals wollten die Franzosen eine constitutionelle Monarchie — und sie wird ihnen werden. Weder die Republikaner, welche das Königthum umstürzen, noch die Ultras, welche die Constitution vernichten wollen, erreichen ihren Zweck.

207.

Ein französischer Arzt hat kürzlich eine Abhandlung über das Schreien und Weinen kleiner Kinder geschrieben und dargethan, daß die Kinder davon dumm würden. Jetzt wissen wir auch, warum man das Schreien verbreitet.

208.

Gleich den Hunden auf der Straße, die hinter den Wagenrädern herlaufen und sie anbellen, rennt man schreiend und die Zähne fletschend hinter den Freigesinnten her, die doch nur die Räder sind der rollenden Zeit. Den lenkenden Geist aber, der sicher und bequem in der Kutsche sitzt, erreichen sie, ja sie gewahren ihn nicht!

209.

„Das Vaterland und die Menschheit verlieren an ihm viel" — sagte die Trauerrede. An wem? An Voltaire, Friedrich dem Großen,

Washington, Franklin, an Napoleon etwa? Keinesweges; es ist von irgend einem Polizeidirector die Rede, der in irgend einer kleinen Stadt vor Kurzem gestorben ist ... Der Verstorbene war gewiß ein guter Vater, ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein treuer Unterthan, ein redlicher Beamter — aber das Vaterland; aber die Menschheit! Solche aufgeblasene Redensarten finden sich in jedem Wochenblättchen. Von einem jungen Mädchen, das gestorben, heißt es: es sei im 18. Jahre seines thätigen Lebens aus der Welt geschieden! Des Kanzlei-Styls eurer dumpfen Begeisterung, des Commis-Styls eurer unschmackhaften Schmeichelei, könnt ihr euch seiner nie entwöhnen? Ist es nicht möglich, ist es gar nicht möglich, daß ihr besser und gesünder werdet?

210.

Deutschlands Hemmschuh, man wisse ihn zu achten; Thorheit, ihn zu schmähen, weil er aufhält! Die zahmsten Pferde, die besonnensten Wagenführer machen ihn nicht überflüssig. Die Zwingburgen lagen so hoch, der Weg ist gar zu steil.

211.

Wie wird es enden?.. Man hat eine Geschichte von einem jungen Offizier, der in seiner ersten Schlacht,

bleich und zitternd, gedrängt zwischen der Liebe zum Leben und der Liebe zur Ehre, zu schwach, dem Triebe der Natur zu widerstehen, zu stark, ihm zu weichen, sich selbst tödtete, und starb aus Furcht zu sterben... So wird es enden — nur war es dort nicht der Feldherr, welcher zitterte.

212.

Wir werden erzogen, als sollten wir Könige werden. Was wir nicht Alles lernen! — als sei Gehorchen so eine schwere Wissenschaft!

213.

Einer jener Kreuzfahrer, die es dem Thronhimmel gelobt, das heilige Grab der Freiheit wieder zu erobern, tadelt den guten Willen Ludwig XVIII., daß er den Franzosen die Charte gegeben. Er sagt: „..... Der Uebergang von der Despotie, wo das Volk nichts, zu der repräsentativen Monarchie, wo es so viel ist ... war zu stark und zu schnell. Frankreich war noch nicht reif für eine Repräsentativ-Verfassung; es ist ein Unsinn, dieselbe auf einer tabula rasa erbauen zu wollen, nur auf das Fundament freier Munizipal-Verfassungen kann dieselbe sich stützen." Rührender ist doch wahrlich Nichts, als die zärtliche Besorgniß, daß nicht das liebe Volk

durch einen zu schnellen Uebertritt aus der dumpfen Stube der Despotie in die freie Luft der repräsentativen Verfassung sich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs letzte dreißig Jahre die Franzosen noch immer zur Freiheit nicht genug abgehärtet? War das Volk nichts seit dem Tode seines letzten Königs? Es war viel. Die Feudal-Despotie hatte gedroht, die usurpirte der Revolution geschmeichelt; jene hatte Gewalt, diese List angewendet. Geschah wenig für, so geschah doch Alles durch das Volk. Die sinnliche Freiheit wurde verletzt, aber die sittliche wurde hoch geachtet. Die Despoten der Revolution wechselten in ihrem Drucke und es ist noch ein erträglicher Zustand, wenn ein Lastträger seine Bürde bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, bald auf diesen, bald auf jenen Arm nehmen und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die Feudal-Despoten aber saßen dem Volke immer auf dem Nacken. Die Despoten der Revolution wechselten in ihren Personen, und wer heute unterdrückt war, ward morgen Unterdrücker; bei der Feudal-Despotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave ist, ewig Herr und ewig Sklave. War das französische Volk nichts mit seiner Gleichheit, dieser Kapsel der Freiheit, die, sei sie auch verschlossen, doch die Freiheit bewahrt, die früher oder später einmal herausgeholt wird?

Nicht reif genug zur Freiheit! Wer soll diese Reife bestimmen, die Freiheitslese, wer verordnet sie? Haben je Vormünder der Völker sich gutwillig ihrer Vormundschaft begeben, und wer richtet die Uebelwollenden? Ein Mündel ist immer reif zur Selbstständigkeit, wenn er, sein Erbtheil zurückzufordern, Verstand und Kraft genug hat. Wo Völker und Früchte abfallen, da sind sie überreif geworden und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräsentativ-Verfassung sei unhaltbar, so lange sie nicht freie Munizipal-Verfassungen zur Stütze habe, ist eben so unsinnig, als wenn man ein neugebornes Kind für lebensunfähig erklärt, weil es noch nicht auf den Beinen stehen kann. Die Beine werden stark werden, zugleich mit dem Kopfe und den andern Gliedern. Hätte Frankreich, wie England, Munizipalfreiheiten gehabt, so hätte nie die Revolution Platz gefunden; die hatte es eben seiner „Tabula rasa" zu verdanken. Die Hochstraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet sein, ehe man an die Feldwege denken darf, die zu den Gemeinden führen.

214.

Ein Geck hatte zwei Wintermonate in Paris zugebracht. Als er nun in die Heimath zurückgekehrt,

zierte er sich immerfort französisch zu reden. Da fragte ihn ein Spötter: Lieber Freund, wissen Sie auch, wie Gewitter auf französisch heißt? .. Man könnte diese Frage den Diplomatikern machen. Sie haben das Land der Menschheit im Winter bereist und glauben es zu kennen. Wissen Ew. Excellenz, was ein Gewitter ist?

215.

Es gibt zwei Arten, Früchte vor Fäulniß zu bewahren und sie eßbar zu erhalten: durch Essig und durch Zucker. Die Conservatoren der alten Zeit haben den Essig gewählt. Warum den Essig, da er Vielen widersteht, warum nicht lieber den Zucker, womit man Weiber, Kinder, Fliegen und die Menge lockt? . . . Aber desto besser; sauer oder süß, die alte Zeit ist eine ungesunde Lebensnahrung.

216.

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's“ . . . Das ist nun wieder nicht wahr. Wenn Gott lenken will, macht er, daß die Menschen nicht denken, er läßt sie den Kopf verlieren.

217.

Es wird noch dahin kommen, daß man in poli-

tischen Schriften sich nur der Vocale wird bedienen dürfen. A, e, i, o, u — nichts Allgemeineres als das. Diphthonge haben schon viel Unbescheidenes, und man wird sie blos in den seltenen Fällen verstatten, wo es Noth thut, das Volk zu begeistern — so etwa in Befreiungskriegen.

218.

Es ist eine schöne Erfindung unserer Zeit, den Gelddurst der Gegenwart mit den Weinlesen der Zukunft zu stillen und auf die bequemste Art von der Welt lustig in den Tag hinein zu zechen. Unsere Enkel werden auch so klug sein als wir und auf ihre Nachkommenschaft Wechsel ausstellen. Diese treibt es dann so fort. Endlich am jüngsten Tage wird es auf der ganzen Erde nur ein einziges Lumpenvolk geben, mit dem sich der Teufel selbst nicht wird befassen wollen. Dann kommen die Armen in den Himmel, und die Christenheit wird es mit Beschämung erfahren, daß sie der Judenschaft ihre ewige Seligkeit zu verdanken hat.

219.

Es ist erstaunlich, wie sehr die Journalisten an Feinheit, Gewandtheit, Zweideutigkeit, Unerforschlichkeit und an allen übrigen diplomatischen Tugenden

täglich zunehmen und nach einigen Jahren, wenn die Zensur so lange fortdauert, wird man die Gesandtschaftsstellen nur mit Zeitungsschreibern besetzen. Statt zu sagen Rußland, sagen sie: „eine große nordische Macht;" statt zu sagen Oesterreich, sagen sie: „eine große süddeutsche Macht." Die Hälfte der Conjugationen der Zeitwörter geräth ganz in Vergessenheit, denn man gebraucht keine Indicative mehr, sondern nur noch Conjunctive. Man schreibt nicht: „Tunis ist ein Raubstaat," sondern: „wenn es einen Staat gäbe, der mitten im Frieden Handelsschiffe anderer Nationen wegnähme, so könnte ein solcher Staat allerdings ein Raubstaat genannt werden." Welch ein Heimlichthun! Das ist wie auf Maskenbällen, wo man schon für maskirt gilt, wenn man die Maske an den Hut steckt.

220.

Wenn man jenen hausbackenen Philistern zuhört, jenen Menschen mit kurzem Gesichte und langen Ohren, wie sie sich herausnehmen, Fürsten zu hofmeistern, sie, die von Morgen bis Abend sich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Dienern, ihrer Pfeife, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Basen beherrschen lassen und nicht so viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken,

als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit sehr treu und standhaft lieben, um für solche Thersiten, und in ihrer Reihe, ihre Sachen zu verfechten. Es gäbe ein sicheres Mittel, wie Fürsten mit Unrecht murrende Unterthanen könnten zum Schweigen bringen; aber das Mittel ist zu romantisch für unsere abendländische Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzusteigen von ihren Thronen, und einen jener Philister hinaufsteigen zu lassen, damit er den andern Morgen seiner Sippschaft erzähle, wie viel angenehmer es sei, sogar schrankenlos zu gehorchen, als selbst unbeschränkt zu herrschen.

221.

Lord Londonderry, der sich auf dem Festlande seinen Doktorhut geholt, sagte neulich, da er dem Parlamente die Gewaltsbill gegen das aufrührische Irland vorlegte (wie man nun immer bereit ist, Zahnschmerzen durch Ausreißen der Zähne zu stillen): „Uebrigens kann ich die Kammer versichern, daß die Unruhen in Irland mit jenen theoretischen Grundsätzen der Empörung, welche gegenwärtig die Welt verpesten, in gar keiner Verbindung stehen. Man darf die Unzufriedenheit, die aus Leiden entspringt, wären diese auch eingebildet, mit jenen schlechten Lehren nicht verwechseln,

die zu Allem führen, nur zur Freiheit nicht.“ .... Das heißt: als Beklagter wegen einer Schuld und deren Zinsen die Schuld der Zinsen eingestehen, und die des Kapitals abläugnen! Woher die Zinsen?

222.

Wenn Uhrmacher den Zeiger auf eine frühere Stunde setzen wollen, dann drehen sie ihn nicht zurück, sondern sie lassen ihn vorwärts den ganzen Kreis durchlaufen, bis er auf die gehörige Stunde kommt. Nun ist zwar die Menschheit keine Uhr; da es aber Leute gibt, die sie dafür ansehen, so sollten sie auch nach den Regeln der Mechanik verfahren.

223.

Wer sich nicht scheut, im Auskehricht der Literatur herum zu stöbern, der findet da manchmal noch ganz gute und brauchbare Dinge. So entdeckte ich in einem Winkel des Freimüthigen ein „afrikanisches Lustspielchen“ von Julius v. Voß, genannt: „Viele Köche verderben den Brei.“ Viel Witz kann von diesem schwarzen Lustspielchen nicht gefordert werden, denn es füllt nur drei Seiten an, die, wie die Buchdrucker sagen, splendid gedruckt sind. Es ist aber doch von keiner geringen Bedeutung. Herr v. Voß nämlich, der auch das

Lustspiel: „die beiden Gutsherren" geschrieben hat, schwimmt, wie der Korkstöpsel in der Angel, zwischen Fischer und Fisch die Mitte haltend, auf der Oberfläche der Politik herum; oder, um mich deutlicher und kürzer im Französischen auszudrücken: Herr Voß ist au niveau de la politique du jour. Jetzt vernehme man den Inhalt des afrikanischen Lustspielchens. „Der neue schwarze Sultan," der den Titel führt „Büffel aller Büffel," läßt nach seiner Thronbesteigung die verschiedenen Ober-Beamten vor sich kriechen, und sagt ihnen: sie könnten thun, was sie wollten, — Abgaben erheben oder erlassen, das Volk drücken, Krieg führen oder Frieden schließen, stehlen oder hängen lassen, Gerechtigkeit üben oder nicht; wenn sich aber einer von ihnen unterstände, je dem Büffel aller Büffel Bericht zu erstatten, und ihn mit dem Selbstregieren zu belästigen, so würde er unfehlbar gehängt, gerädert, gespießt oder gebraten, nach beliebiger Auswahl seines Herrn. Die Ober-Beamten kriechen ganz vergnügt zum Zimmer hinaus, und sagen: das sei ihnen schon recht, sie könnten es nicht besser wünschen. Darauf läßt sich der Büffel aller Büffel seinen Pilau bringen, das heißt in der Sprache der asiatischen Kochkunst, einen Brei. Er findet ihn aber ganz ungenießbar und ist um so erboster darüber, da er zur Bereitung des Breis

sechs Köche angestellt hatte. Jetzt naht sich der Narr der Oberdenker und sagt: Büffel aller Büffel, viele Köche verderben den Brei! Der Büffel aller Büffel wird nachdenkend, läßt die Ober-Beamten zurückrufen und sagt ihnen, wenn sie ihn nicht von Allem in Kenntniß setzten, und sich unterständen, eigenmächtig zu regieren, ließ er sie hängen, rädern, spießen oder braten. Die Herren Ober-Beamten kriechen ganz betrübt zum Zimmer hinaus und seufzen sehr. — Nun, sind das nicht liberale Gesinnungen? Das ist noch wenig; aber besser ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache.

224.

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sei in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kennten oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längern Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, studiren sie die Chemie vorher, und studiren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen Recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus Allem Papier.

225.

„Keine Gewalt auf Erden kann den Fluch lösen, der bis jetzt auf dem Ankauf der Emigranten-Güter haftet: kein wohldenkender Sohn oder Enkel der ersten Käufer kann mit ruhigem Gewissen sterben, wenn er nicht durch Erstattung des ungerechten Besitzthumes die Seele des Erwerbers von der Strafe befreit, die sie in jener Welt leidet.“ Ueber die erbärmlichen Menschen! Jetzt machen sie gar die Ewigkeit zu einer Deputirtenkammer und setzen den lieben Gott auf die rechte Seite. Aber wer hat jene Worte gesagt? Etwa Herr v. Marcellus, oder ein Missionär im südlichen Frankreich? Mit nichten — ein deutsches Blatt hat diese Rede geführt, in einem Lande, wo sie sonst vor lauter Protestantismus froren, daß ihnen die Zähne klapperten. Jetzt kommt es noch dahin, daß sie dort den verstorbenen Nicolai, der in jedem Veilchen einen Jesuiten roch, ausgraben, um ihn als Ketzer zu verbrennen! Möchten sich doch gewisse Leute nicht mit gewissen Dingen abgeben! Das sieht aus wie ein wilder Schweinskopf, dem man Blumen in das Maul gesteckt.

226.

Am Hofe Franz I. glaubte man wahrzunehmen,

daß das Ansehen des Kanzlers Duprat zu fallen beginne. Die Höflinge, stets auf die kleinsten Umstände lauernd, die den Sturz eines Günstlings zu verkündigen scheinen, bemerkten, daß der König zufriedene und wohlgefällige Blicke auf einen Mann stattlichen Ansehens, den besonders ein sehr schöner Bart auszeichnete, geworfen und dabei mit lauter Stimme gesagt hatte: Das ist ganz der Mann, wie ich ihn brauche. Gar nicht zu zweifeln, jener Unbekannte muß der neue Kanzler sein. Schon drängen sich die Höflinge an ihn, schon schmeicheln sie ihm; sie haben es aber mit einem geistreichen Manne zu thun, der sich über sie lustig macht, ohne zu dulden, daß man ihn zum Besten habe. Dieser Kanzler durch die schöpferische Einbildungskraft der Höflinge war der Historiograph Bouchet. Der König, angezogen durch seine herrliche Gestalt und die Fülle seines herabwallenden Bartes, hatte gedacht, daß er ein gutes Modell zu der Neptuns-Statue vorstellen könnte, mit deren Verfertigung er gerade einen Künstler beauftragt hatte. Die Höflinge lachten etwas gezwungen über das Mißverständniß.

Dies ist der Inhalt eines neuen Lustspiels, das unter dem Namen „die Höflinge, oder der Bart des Neptun," in Paris aufgeführt wird. Von den darin spielenden geschichtlichen Personen sind nur erst

Franz I., der Kanzler Duprat und der Historiograph Bouchet gestorben.

227.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Philadelphia's und Pinetti's auch die aufgeklärtesten Menschen in Erstaunen setzten; zwar ergötzen wir uns noch bei ihren Taschenspielerstreichen, aber wir verwundern uns nicht mehr darüber. Nur die Männer der hohen Polizei, diese politischen Schwarzkünstler haben nichts von ihrer Zuversicht verloren, und sie behandeln uns noch immer wie dummes Volk. Sie beschwören Geister, verwandeln Könige in Buben, escamotiren Brieftaschen — und damit glauben sie uns Furcht und Ehrfurcht einzuflößen. Wir Andern haben das auch gelernt, wir wissen einen Hohlspiegel zu gebrauchen, können die Volte schlagen und haben unsere Gevattersleute so gut wie sie. In der dunkeln Kammer der hohen Polizei wird jetzt manchmal lustige Wirthschaft getrieben. Einst hatten sich drei Schelme zusammengethan, einen Freund zu necken und zu ängstigen. Sie umgaben sich mit weißen Tüchern, traten in sein Schlafzimmer und hielten da einen schauerlichen Gespenstertanz. Aber der Freund war noch schelmischer als sie. Er wickelte sich unbemerkt in sein Bett-Tuch, sprang leise aus dem Bette

und mischte sich in den Tanz der Geister, so daß diese mit entsetzlichem Geheule davon liefen. Die Herren Schwarzkünstler sind zwar sehr verschwiegen, man hat es aber doch erfahren, daß ihnen in verschiedenen Ländern auch solche Streiche begegnet sind.

228.

Eines jener somnambülen deutschen Blätter, die im Traume Alles wissen und daher niemals unwissend sind, lobt die alte konstitutionelle Monarchie England, und wirft der französischen konstitutionellen Monarchie ihre Jugend vor. Möchte es uns doch in seiner nächsten Extase darüber belehren, wie man alt werden könne, ohne durch die Jugend zu gehen! Es sagt: „Es müssen Generationen verschwinden (wenn anders die französische Verfassung so lange die Probe aushält, und die öffentliche Stimme nicht früher den Wunsch laut werden läßt, zur rein monarchischen Form zurückzukehren), bis die französischen Abgeordneten das Wesen einer Volks-Repräsentation recht begreifen, und durch ihre Stellung die Mängel einer solchen Regierungs-Weise weniger schädlich machen werden.“ Es sagt ferner: das französische Volk sei ganz verwildert seit dreißig Jahren. Es sagt weiter: man wäre in Frankreich der Verhandlungen der Kammer

herzlich müde, und der Tag, an welchem die Sitzung geschlossen werde, wäre jedesmal erwünscht... Was soll durch solche Berichte bezweckt werden? Das ist das Geheimniß. Doch man muß nicht gleich das Schlimmste denken. Sterbenden zieht man das Kissen unter dem Kopfe weg, man tröpfelt ihnen Wein ein, man thut gar manches Menschenfreundliche, um eine Euthanasie zu befördern.

229.

Ja, keusch, kalt und blaß wie der Mond ist das deutsche Volk; keusch, weil kalt, kalt, weil blaß, und blaß, weil blutleer. Doktor Howard in Amerika hat entdeckt, daß die Strahlen des Monds Wärme haben; doch nur durch ein Brennglas gelang es ihm, auf das Thermometer einzuwirken. Wo gibt es aber ein Brennglas, groß genug, sich über die Köpfe von dreißig Millionen Menschen auszubreiten? Der Befreiungskrieg war ein solches. Napoleon sagte damals, die Deutschen hätten das Fieber, und wir spotteten des Spötters; jetzt fällt der Spott auf uns zurück. Man fühle der öffentlichen Meinung den Puls, man lese die deutschen Zeitblätter! Wasser, Essig oder eine fade Tisane überall. Wer Geist hat, gibt ihn; doch kann man den ganzen Tag über den Zeitungen sitzen, man ist am Abend so dumm, als

man am frühen Morgen war. Welche Leere oder welche wulstige Fülle, es müßte denn einmal das Schicksal selbst mitarbeiten und etwas Knallendes geschehen lassen, oder es müßte ein geistreiches Wort aus Frankreich herübergeschrieben werden. Die armen Zeitungsschreiber! Wird ihnen einmal ein offizieller Knochen vorgeworfen, wie sie darüber herfallen und ihn zernagen! Was in der offenen Staatskanzlei des Himmels geschieht, das sehen und hören sie nicht. Sie schiffen ohne Kompaß auf dem Weltmeere der Geschichte, und selbst die Besten unter ihnen, wie Görres, verstehen nur nach den Sternen ihren Lauf zu richten und wissen sich bei umwölktem Himmel nicht zurechtzufinden. Man weiß nicht, soll man mehr über die Engherzigkeit der Gedanken, oder über die Weitschweifigkeit der Reden trauern. So las man in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 14. Dezember einen Artikel aus Frankfurt, dessen Inhalt ich in folgenden wenigen Zeilen vollständig auszudrücken unternehme. „Dem Antrage, die auf den 2. Nov. bestimmte Eröffnung des Bundestages bis zum 7. Dez. zu vertagen, wurde in der am 21. Nov. gehaltenen Sitzung der Bundesversammlung durch Abstimmung beigetreten.“ Dieser kurze Bericht wird am genannten Orte zu hundert drei und fünfzig eng gedruckten Zeilen ausgedehnt!

Ich habe aus stylistischem Forschungstriebe dreimal den Artikel gelesen und konnte das Geheimniß seiner Abfassung nicht entdecken. . . . . . . O die armen Zeitungsschreiber! Was ihnen die Türken für Noth machen; Krieg, Friede — sie können diese Wörtchen nicht ausschreiben, mitten in der Sylbe kommt ein Widerruf, und sie werden wie die Bälle hin- und hergeworfen. Es ist das wahre griechische Feuer, das sie beseelt, denn es brennt im Wasser fort. Sagt ihr etwa: die Zensur hindert uns? Aber die Zensur hindert doch Keinen für die Fürstlichkeit zu sprechen, und geschicht das mit mehr Sinn und Geist? Man vergleiche gewisse Zeitungen mit dem Journal des Debats. Oder sagt ihr, die französischen Schriftsteller hat die Revolution zur Redekunst gebildet? Ist denn die Revolution für euch nicht da gewesen? Muß man in den Septembertagen einen Bruder verloren haben, muß man im Bicètre gesessen oder ausgewandert gewesen sein, um von der Revolution Bildung zu gewinnen? Das rechte Gemüth mangelt euch, das ist es; denn der Kopf ist nur der Arm des Herzens. Uns von der Politik abzuwenden — seht, mit welcher Begeisterung ganz Frankreich von jenen würdigen Männern spricht, die sich in Barcelona eingeschlossen, und ihr Leben dem allgemeinen Wohle, vielleicht auch nur ihrer Wißbegierde, vielleicht auch

nur ihrem Ehrgeize zum Opfer dargeboten haben. Doch was sie auch getrieben, sie haben der Menschheit genützt und werden als Sieger in ihr Vaterland zurückkehren. Ganz Paris streckt seine Arme nach ihnen aus, und festlicher Empfang wird ihnen bereitet. Noch ihre Söhne werden sich des Ruhmes und des Lohnes erfreuen, den sich die Väter durch ihre Tugend erwarben. Selbst die Akademie, diese ängstliche Schnürbrust des französischen Geistes, hat zu ihrem Dichterpreise die Hochherzigkeit jener Aerzte gewählt. Was wäre in einem solchen Falle in Deutschland geschehen? Man hätte im Lande herumgebettelt und so viel gesammelt, den hinterlassenen Waisen der Aerzte einige Bretzeln zu kaufen. — In die stille Seele einiger Frankfurter war der Blitz eingeschlagen und zündete, und da beschlossen sie, ihrem Mitbürger Göthe ein Denkmal zu setzen. Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutschen Bunde, ja bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten sie ihre Bettelbriefe zu schicken. Ich weiß nicht, ob es geschehen ist, aber das weiß ich: Göthe wird kein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt sich der Jämmerlichkeit ihrer Väter schämen und erröthend nachholen, was noch gut zu machen ist. Geht, ihr müßt anders werden. So taugt ihr nichts.

230.

Will der Spott nur Registrator sein im Archive der Lächerlichkeiten, um sie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein schädliches Amt, welchem der stärkste Tadel zukommt. Eine begangene Lächerlichkeit ist ein Verbrechen des Geistes, das zur Abschreckung Anderer zwar bestraft werden muß, aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheischt. Beweinenswerther ist ja wohl niemand als der Mensch, dem das Loos zugetheilt ward, lächerlich zu sein.

231.

Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch seine Schwächen. Was er gesündigt, hat er für euch gesündigt, ihr dürft seine schuldvollen Lehren schuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödsinn, Aberwitz besiege, hat er gelehrt; denn man besiegt sie nur, indem man sie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieser Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Ernte, die verzehrt wird, er war die eiserne Pflugschar der Wahrheit, die nicht verwittert und, altes Unkraut zerstörend, für jeden Samen empfänglich macht. Laßt euch von

jenen schwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen andern Maaßstab kennen für Menschenwerth, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie sagen, Voltaire sei gottlos gewesen, weil sie selbst nicht die Erhabenheit Gottes, sondern nur das Dämmerlicht in seinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; sie können nicht beten, wo es hell ist, nicht lieben, so lange sie denken. Sie sagen, Voltaire sei nicht gründlich gewesen, und die Paragraphen seiner Wissenschaftslehre folgten in keiner logischen Ordnung. Der Amtsbote, der zwischen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaire's Oberflächlichkeit. Sie sagen, Voltaire sei herzlos gewesen; als könne, wer die Menschheit liebt und tröstet, bei jedem weinenden Kinde, dem der Finger schmerzt, verweilen. Erst nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menschenalter zur fernen unsichtbaren Minute geworden ist, wird Voltaire vergessen werden.

232.

Die meisten sogenannten edeln Menschen haben nur Krämertugenden; ihr Herz ist ein Gewürzladen

und freilich alles Lobes werth. Sie wiegen ihre Gutthaten in Lothen und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem sie die dringenden Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen, werden sie der Armuth und der bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menschen aber ist ungemünztes Gold, das im Verkehre des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen ist. Solche Menschen beglücken leichter Völker, als einzelne Menschen; sie geben lieber Saatkorn als Brod. Ihre Seele ist keine Gießkanne, die eine geliebte Nelke erfrischt, sondern eine Gewitterfluth, die weite Felder und hohe Eichbäume tränkt. Die zerknickte Blume im stillen Gärtchen mag den donnernden Jupiter schelten — sie hat doch geduftet und den Menschen erfreut. Darf aber Unkraut, das noch Keinen erquickt, den Sturm lästern, der es geschüttelt? Soll die Luft stille stehen und faulen, damit es ewig fortwuchere? Nein wahrlich, der Löwe, welcher starb und auch nur einen Esel schonend übrig ließ, der seine Leiche mit Füßen tritt — das war kein grausamer Löwe!

233.

Bei den Pferde-Wettrennen in England gewährt die Regierung Demjenigen, dessen Pferd alle andern übertrifft, noch eine Prämie. Die Preise werden

durch eine Jury zugesprochen, welche aus Pferdebesitzern gebildet und von der Regierung ganz unabhängig ist. Man sieht, daß es in England die Pferde besser haben, als in Deutschland die Menschen.

234.

Löwen und Despoten sehen schärfer in der Dunkelheit, als bei Tage.

235.

Das europäische Gleichgewicht wird von der Judenschaft erhalten. Sie gibt heute dieser Macht Geld, morgen der andern, der Reihe nach allen, und so sorgt sie liebevoll für den allgemeinen Frieden. Don Quixote sah eine Windmühle für einen Riesen an und streckte ihr seine Lanze entgegen; aber die Juden sehen den Riesengeist der Zeit für eine Papier-Windmühle an und fürchten sich gar nicht. Die Herrschaft der Welt wurde ihnen verheißen, der Himmel hat ihnen Wort gehalten. Doch sie sind schlau und lassen sich das nicht merken. Sie stellen sich wie die Feigen in der Schlacht todt an, daß man sie nicht tödte. Sie wissen recht gut, daß sie, gleich dem Rasen, um so frischer grünen, je mehr sie getreten und geschlagen werden.

236.

Die Einen wähnen, wenn sie nur Fenster hätten, dann ginge die Sonne nie unter; und die Andern wähnen, würden die Fenster nur zugemauert, dann ginge nie die Sonne auf.

237.

„Die wohlthätige Beschränkung der höchsten Autorität, die ehedem stattfand, beruhete wesentlich auf dem Lehnwesen; die Könige selbst haben es allerwärts möglichst erschüttert, gestürzt hat es die neue Philosophie, sobald sie zur Regierung kam;" — und in diesem Trotte weiter bewegt sich ein Recensent in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literatur-Zeitung. Wem war jene Beschränkung wohlthätig? Doch nicht etwa dem Volke? Freilich hörte man damals weniger klagen gegen die höchste Autorität, als später nach Zerstörung des Feudalwesens, aber eben das beweist die tiefe Erniedrigung, worin der Bürger lebte. Wer Stuben-Arrest hat, kann sich nicht beschweren, daß er auch Stadt-Arrest habe, denn er muß erst frei werden, um zu erfahren, daß er es nicht genug ist. Die häufigen Klagen über Regierungen, die man jetzt vernimmt, gereichen diesen zum Ruhme, und sie würden es selbst dann noch, wenn die Klagen gegründet wären. Sie beweisen, daß die

Bürger in Freiheit, Wohlstand und Sorgenlosigkeit leben. Wären sie nicht frei, dürften sie nicht klagen; wären sie nicht reich, würden sie nicht immerfort so ängstlich Bürgschaften für ihre Rechte und Besitzungen fordern; und wären sie nicht sorgenlos, würden sie über das wirkliche Heute nicht an das mögliche Uebermorgen denken. Kinder fürchten sich, allein ohne Wärterin zu sein, Bettler fordern keine Polizei, Sklaven keine Konstitution. . . Der Recensent sagt: die Philosophie habe jenes herrliche Feudalwesen gestürzt, sobald sie zur Regierung gekommen. Wo regiert die Philosophie? Der Recensent nenne uns das Land. Wo hat die Philosophie einen Thron? Uebt die Philosophie irgend ein Majestätsrecht aus? Schickt und empfängt sie Gesandtschaften? Hat man auf den Kongressen zu Aachen, Karlsbad und Laibach Bevollmächtigte der Philosophie gesehen? Hat die Philosophie auf dem Bundestage Sitz und Stimme? Das kann gewiß kein vernünftiger Mensch behaupten.

238.

Der Teufel hat noch keinen seiner alten Anhänger verloren, ob zwar seine Vermögensumstände nicht glänzend mehr sind. Das kommt daher, weil er für einen Schelm bekannt ist, und Jedermann glaubt

er stelle sich nur, als ginge es ihm schlecht, um seine Freunde zu prüfen.

239.

Ist es ihr Verbrechen, daß sie Durst haben? Hatten sie die gesalzenen Speisen verlangt, die ihr ihnen vorgesetzt? Ihr wolltet eine Schadenfreude genießen — das ist es; aber nur der Schaden wird euch werden, keine Freuden.

240.

Nicht die Jahre, die Erfahrungen machen alt; darum wäre der Mensch das unglücklichste aller Geschöpfe, wenn er ein fleißiger Schüler der Erfahrung wäre. Daß jedes neue Geschlecht und jede neue Zeit von der Wiege ausgehe — das ist es, was die Menschheit in ewiger Jugend erhält.

241.

Die Deutschen können das Befehlen und das Gehorchen nicht lassen, und es ist schwer zu bestimmen, woran sie am meisten Vergnügen finden. Auch ist es ein höchst deutscher Dichter, welcher singt:

Du mußt herrschen oder dienen,
Amboß oder Hammer sein.

Treffender Spruch, ob er schon eine große Unwahrheit und eine abscheuliche Verläumdung der menschlichen Natur enthält. Herrschen oder dienen, das heißt Sklave sein auf diese oder jene Weise; dort umschließen goldne, hier eiserne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, ist so gebunden, als das, was sie bindet. Aber der Mensch ist zur Freiheit geboren, und nur so viel als die Lebensluft der Beimischung des Stickgases bedarf, um athembar zu sein, so viel muß die Freiheit beschränkt werden, um genießbar zu bleiben. Wer aber dieses zu viel Regieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigstens in Deutschland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es ist die Schuld und Schwäche der Unterthanen. Man versuche es und hebe die hundert überflüssigen Gesetze auf, die verbieten, was nicht verboten werden sollte, oder erlauben, was keiner Erlaubniß bedurfte, und man wird sehen, wie sich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen, und wie viel sie klagen würden, daß es ihnen an einer Vorschrift mangle. Das kommt daher, weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang Jedem sein Recht zuspricht; und an Tugend fehlt es ihnen, weil ihnen Kraft fehlt, die das eigene Recht zu vertheidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geist fehlt, welcher der Hebel des Willens

ist; und an Geist fehlt es ihnen, weil sie Deutsche sind.

242.

In einer gewissen Beziehung kann man freilich mit Grund sagen, daß die Gelehrten und Philosophen die französische Revolution befördert haben, so betrachtet nämlich, daß jeder Revolution eine Umwandlung der öffentlichen Meinung vorhergegangen sein muß, und daß die Schriftsteller allein es sind, (wo nämlich keine Volksvertretung stattfindet), durch welche die öffentliche Meinung sich ausspricht. Doch den Philosophen darum einen verbrecherischen Theil an den Uebelthaten der Staatsumwälzung in Frankreich zuschreiben zu wollen, ist eben so ungerecht als lächerlich. Sie sind es nicht, welche die öffentliche Meinung leiten, sie sind ihr vielmehr selbst unterworfen und verhalten sich zu ihr, wie die Sprache zum Gedanken; aber verdammlich kann nie der Ausdruck, sondern nur der Sinn sein. Die Philosophen, welche die Gesinnung des Volkes aussprachen und verriethen, noch ehe sich diese in Thaten offenbarte, waren vielmehr heilsam und haben den Jammer der Zeit sehr gemildert. Wenn einmal die alten Dämme im Staate unhaltbar geworden und durchbrochen sind, breitet sich die öffentliche Meinung von selbst aus,

die Schriftsteller und Redner aber führen sie durch Kanäle unschädlicher ab. Man irrt sich, wenn man den Rednern geschehenes Unheil vorwirft, indem man behauptet, sie hätten Leidenschaften aufgeregt; sie haben sie vielmehr unschädlicher gemacht, indem sie ihnen einen Ausweg bahnten. Der Blitz, dessen begleitenden Donner wir vernehmen, ist schon unbeschädigend an uns vorübergegangen. In Revolutionen sind die Schweigenden gefährlicher, als die Redenden. Auch die Aufklärung hat in Frankreich die Uebel nicht verschuldet, sondern nur die versteckten an den Tag gebracht. Die Sonne, welche über einem Schlachtfelde aufgeht, hat die Todten auf demselben nicht geschlagen, sondern nur gezeigt. Sie lehrt uns den Verlust berechnen — und das ist besser.

243.

Nadelstiche sind schwerer zu pariren, als Schwerthiebe — das haben sie endlich gelernt, die Verfechter der alten Zeit.

244.

Die Freiheit der Presse hat für die Regierenden manche Unbequemlichkeit; aber wenn sie dieser ausweichen, stürzen sie sich in Verderben. So hat schon tausendmal der Blitz Diejenigen erschlagen, die bei

einem Gewitter, nur um nicht durchnäßt zu werden, Schutz unter Bäumen suchten.

245.

Der Redestrom eines Landgeistlichen im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen bildet einen merkwürdigen logischen Wasserfall in mehreren kühnen Absätzen. Er sagt: Die Pfarrer würden schlecht bezahlt — daher verlören sie immer mehr an Achtung — daher würde der christliche Glaube immer schwächer — daher müsse „nach einer kurzen Reihe von Jahrhunderten“ die Menschheit „merklich“ rückwärts gehen — daher würde endlich das „so tief versunkene Volk einem Apis und andern unvernünftigen Thieren wieder Tempel bauen.“ Man sieht es, dieser gute Mann ist zu ehrlich, um klug zu sein, er kennt seine Pflicht besser, als seine Zeit. Alle Menschen, vornehme wie geringe, leben gegenwärtig nur vom Tagelohne des Schicksals. Wer sie warnen und schrecken will, darf nicht von einer Reihe von Jahrhunderten und von merklichen Gefahren sprechen. Er muß am Morgen sagen: „wenn nicht die Besoldung der Pfarrer noch Vormittag erhöht wird, werden bis Abend sämmtliche Christen den Götzen Apis anbeten.“ Er muß um halb zwölf Uhr sagen:

„wenn nicht der gränzenlosen Frechheit der liberalen Schriftsteller sogleich Einhalt geschieht, wird bis Mittag die ganze Welt in Blut und Thränen schwimmen.“ So wirkt man in unsern Tagen.

246.

Das Volk kann, einem Kinde gleich, nur weinen oder lachen. Daß es Schmerz hat oder Freude, erkennt man wohl; aber woran es leidet, und wessen es froh sei, ist oft schwer zu erforschen.

247.

Die Natur führt uns auf dem Wege der Zucker-bäcker-Jungen zur Weisheit: sie übersättigt uns mit den Genüssen, die wir meiden sollen.

248.

Unsere Vornehmen haben den Kitzel verloren, und das Volk hat eine harte Haut; ihr verlangt aber dennoch, wir sollten blos durch gute Gründe zu wirken suchen!

249.

Die gemeinen Türken glauben, daß auf allen Stückchen Papier, die sie zufällig finden, der Name Gottes unsichtbar geschrieben steht. Daher versäumen

sie nie, solche aufzuheben und zu verschlucken, überzeugt, daß ihnen diese Frömmigkeit in jener Welt hoch werde angerechnet werden. Die vornehmen Christen haben eine andere Art von Aberglauben: sie wähnen, auf jedem Stückchen Papier stände der Name des Teufels unsichtbar gedruckt, und darum lassen sie, um sich bei ihm einzuschmeicheln, alle vermeintlichen Teufelspapiere von dazu bestellten Dienern verschlingen. Diese armen Menschen sind sehr zu bedauern, sie haben unaufhörlich den Teufel im Leibe.

250.

Erst vor wenigen Jahren hat die römische Kirche die Galiläische Weltordnung anerkannt. Was mögen nun jene politischen Ptolemäer noch von ihren verrosteten Schwertern erwarten, da sie sehen, daß selbst der blankeste Muth sich endlich der Wahrheit unterwirft? Denn der Kampf unserer Tage über die bürgerliche Ordnung ist ganz der alte Streit zwischen dem Ptolemäischen und Copernicanischen Planetensysteme. Es fragt sich, ob die Erde stehe und um ihre Kleinheit sich die Sonne bewege, oder ob die Sonne Gebieterin sei? List, Drohung, Gewalt, Bestechung, Schmeichelei — Alles vergebens. Man kann hier und dort die eingeschüchterte Wahrheit

zwingen, der Lüge knieend Abbitte zu thun; aber im Aufstehen wird sie sich ermuthigen, und wie Galiläi ausrufen: Und doch bewegt sie sich!

251.

Ehrfurcht ist die Leibwache der Könige gewesen, Furcht war es, Gewohnheit ist es, Liebe wird es sein.

252.

Man glaubt, daß der Offenbacher Staatsmann für Deutschland die ausschließliche Nutznießung der literarischen Angeberei habe, man irrt aber, so ist es nicht. Es gibt unter den periodischen Schriftstellern noch andere arme Waisenkinder, die, so oft sie ihr periodischer Hunger befällt, sich schreiend an ihre Pflegemutter Polizei wenden und um Brod betteln. Diese Herren, in ihren Beurtheilungen politischer, historischer, ethischer und religiöser Werke, begnügen sich nicht, die Bücher zu tadeln und ihre eigene Ansichten auszusprechen; sondern sie erröthen nicht, die Achtsamkeit der Polizei auf solche Bücher zu wenden und sie zum Gebrauche ihrer Macht aufzufordern. Solche Schelme dürfen sich nicht beklagen, wenn sie den Verdacht erregen, daß ihre gedruckten Angebereien schon als Handschrift ihre Bestimmung

gefunden, und daß sie sie nur haben drucken lassen, um ihre Aufsätze um einige Zeilen und ihr Honorar um einige Batzen zu vermehren. Der Pranger diesen Schändlichkeiten! Unsere Freiheit wird genug besteuert, es ist genug an den Zehnten, die man auf jedes Gefühl, auf jeden Gedanken legt; noch mit freiwilligen Gaben sich zuzudringen, ist eine lächerliche und verderbliche Großmuth. Nur solche Schriftsteller können der Zensur, dieser türkischen Kopf-Steuer, hold sein, welche diese Steuer nie treffen kann. So wird in der Jenaer Literatur-Zeitung (September 1824) das Werk Bignon's „Les Cabinets et le peuples,“ in dessen deutscher Uebersetzung beurtheilt. Der Kritiker ist anderer Meinung als Herr Bignon — das muß ihm erlaubt sein. Er spricht seine Meinung mit dem anmaßenden Geschrei Derjenigen aus, die darauf trotzen, daß ihr Glauben unter dem Schutze der Artillerie und der Gensdarmerie steht — auch das mag ihm verziehen werden; es ist die Bestimmung der Hof-Hunde, zu bellen, dafür werden sie gefüttert. Aber am Schlusse seiner Kritik sagte er: „Der Band enthält übrigens Manches, welches einer ängstlichen Bücher-Polizei wohl so bedenklich scheinen könnte, daß sie ihn lieber ganz verbieten möchte.“ — Das darf ihm nicht frei hingehen. Die Conjunctive könnte

und möchte machen uns nicht irre; das ist diplomatischer Styl, und in die Sprache des gemeinen Lebens, nämlich der Aufrichtigkeit, übersetzt, sind solche Conjunctive reine Optative. Die Redaktion der Jenaer Literatur-Zeitung entehrt sich, wenn sie solche kritische Angebereien nicht blos aus Unachtsamkeit anstimmt.

253.

»Les corps (constitués) n'ont point d'ame« — sagt Lord Coke, und das Echo der Erfahrung ruft dieses Wort hundertfach zurück. So oft die Feinde in das Land kamen, wer war es, der den Siegern am weitesten entgegen ging, sie am ehrerbietigsten empfing, sie am freundlichsten begleitete, ihnen am niederträchtigsten schmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am sorgfältigsten säuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tisch, den vollen Becher vorbereitete, und so dem Vaterlande und dem angestammten Fürsten zuerst und am offensten die schuldige Treue brach? Wer that dieses? Das thaten die Staatskörperschaften, die Regierungsbehörden, die fürstlichen Statthalter, die Bürgermeister, und wenn Einer aus dem Volke ein Wort des Unmuths auch nur zwischen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: Ruhe ist die erste

Bürgerpflicht. Als Napoleon Italien, Holland, die Hansestädte, nicht durch das Recht friedlicher Verträge, sondern gewaltthätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf sich ihm zuerst, wer pries am lautesten das Glück der neuen Herrschaft? Das thaten die gesetzgebenden Körper, die Senate, die Landesstellen, und alle jene einzelnen Gewalthaber, die im Glücke sich die Freunde der Fürsten und bei trockenem Wetter sich die Dämme nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie schützen. Man klagt — und nicht ohne Grund — in unsern Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von Manchen verkannt, das göttliche Recht der Fürsten in Zweifel gezogen, bestritten, verletzt. Aber, wenn dieses geschieht, wer anders hat das Uebel verschuldet, als die selbst, welche klagen? Die Nothwendigkeit einer erblichen Herrschergewalt ist das Erzeugniß einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Mensch, nicht die gedankenlose Menge anzustellen fähig ist. Nur allein jener begreift es, daß es eine politische Religion, daß es ein höchstes, schaffendes, erhaltendes und richtendes Wesen im Staate geben müsse; aber das Volk hält sich am baaren Vortheil des Augenblicks. Wer ihm sein Leben, sein Eigenthum, seine Gewerbe, seine Vergnügungen schützt, der ist sein Fürst. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu

vertheidigen, werden auch die besiegten Bürger in ihren Vortheilen und Genüssen nicht gestört; wie kann da die Liebe zum angestammten Fürsten in ihrer Stärke bleiben? Soll die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeschwächt erhalten werden, müssen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft auflösen, damit das Volk in seinem Fürsten Alles verliere und nur durch seine Rückkehr wieder Alles gewinne.

254.

Napoleon war ein Gewitter, welches die schwülen Südländer erfrischte; aber der herbstliche Theil der Welt bedarf eines Winters, um zu erstarken. Wir begriffen das wohl, wären wir nicht so hausbacne, wirthschaftliche und nutzsüchtige Menschen, daß wir um wenige Tage des Kelterns willen einen ewigen Herbst ertrügen, mit seinem Nebel, seiner Naßkälte, seinen unfahrbaren Wegen, seinen unerquicklichen Winden, seinen Drohungen, und aller seiner Zweideutigkeit. Um Wintertage flehet, das sind eure Messiaden. Denn nur nicht einen Messias! So oft noch ein Erlöser die Welt befreite, war das Lösegeld zu hoch für den Dienst, weil die Zeit den freien Zins der Dankbarkeit immer in einen ewigen Tribut der Furcht verwandelt.

255.

„Wohl kein Mensch, der dieses Namens würdig ist, wird den Lobredner der Sklaverei machen wollen; jeder wird wünschen, daß sie von der Erde verschwinde. Aber dieses ist das Werk der Zeit. Die Zeit vollbringt gelinde, was ein ungeduldiger und fanatischer Liberalismus mit Gewalt verrichtet.“ Daß man nicht einmal so vorsichtig ist, dem altväterischen Adam ein modisches Kleid zu machen! Es ist wahr: sie haben Nichts gelernt und Nichts vergessen — sie reden noch immer mit uns, wie sie früher geredet, und verschweigen noch jetzt, was sie immer verschwiegen. Sie wollen uns zu Horazischen Bauern machen, die geduldig am Ufer auf und abgehen und darauf warten, daß der Strom ablaufen werde. Sie wollen der Freiheit den Gang eines Stundenzeigers geben, über welchem, ehe er sein Ziel erkriecht, der Sekundenzeiger des Despotismus viele Tausendmale herfährt. Wir sollen die reifen Früchte nicht brechen, sondern warten, bis sie verfault von den Bäumen fallen. Die Zeit macht das Korn reif, aber sie pflügt nicht; die Zeit hat uns immer betrogen, wir borgen Nichts mehr auf ihre Wechselbriefe; die Zeit. . . . Doch man wird es müde, für die lebendigen Meinungen, die nicht hervortreten dürfen, nur immer ihre leblosen Bilder zu zeigen.

256.

Die Regierungen, welche Verschwörungen anzetteln, um solche kund zu machen und ihren Argwohn zu rechtfertigen, ahmen hierin dem berühmten italienischen Arzte Cardano nach. Dieser hatte sich abergläubisch das Horoscop seines Lebens gestellt, und starb in seinem 75. Jahre eines freiwilligen Hungertodes, um sein vorhergesagtes Sterbejahr nicht zu überleben.

257.

Einst hatte Rom Schauspieler eingeführt, um die Götter zu versöhnen, daß sie der Pest Einhalt thun. Hätten wir keine Quarantaine, dann stände es schlimm um unser Leben; denn wir könnten mit allen unsern stehenden und wandernden Bühnen keinen Schnupfen heilen.

258.

Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochsen, so oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.

259.

Herr von Eckstein, einer der tapfersten Feder-Condottieri unserer Zeit, hat über „Lafayette und

die Amerikomanie" eine Abhandlung geschrieben. Der Offenbacher Staatsmann theilt sie uns mit. Diese Abhandlung kann nicht anders als belehrend sein; denn wie bekannt, versteht sich Herr von Eckstein auf Tollheiten aller Art. Schade, daß ihm die Kenntniß noch einer einzigen Manie fehlt, derjenigen, woran er selbst leidet, der Biomanie — ein Uebel, aus dem alle die andern Uebel entspringen, auf deren Heilung er so unermüdlich bedacht ist. Aber was versteht Herr von Eckstein unter Amerikomanie? Dieses zu erklären, müssen wir einen Umweg machen: der andere kürzere Weg ist steil und hat seine Schwierigkeiten. Wenn der Herr Dey von Algier, bei Meth und Reiskuchen guter Dinge geworden, zum Nachtisch einige seiner getreuen Unterthanen holen ließe und ihnen die Köpfe abschlüge, dann würde wohl schwerlich einer der Gäste es wagen, über dieses algierische Vergnügen die Achsel zu zucken. Wagte es aber dennoch einer und spräche: in Europa würde es anders gehalten, dort pflegte man blos die Missethäter hinzurichten — dann würde der Herr Dey ohne Zweifel dem Unzufriedenen auch den Kopf abschlagen und zu den Umstehenden sagen: „Das mag euch zur Warnung dienen, ihr Hunde! der war von der Europamanie angesteckt. Aber, beim Propheten! ich werde sie nicht aufkommen lassen. Wem

es in Algier nicht gefällt, der mag nach Europa überschiffen; er soll gegen die Gebühr einen Paß erhalten. Wenn man in Europa unschuldige Leute nicht köpft, so mag das nach den dortigen Lokalitäten ganz gut sein; ländlich, sittlich. Sie mögen es in Europa halten, wie sie wollen; aber bei meinem Barte, Afrika soll Afrika bleiben!" Das ist die Amerikomanie des Herrn von Eckstein.... Wer hat diese Pest über Frankreich gebracht? „Die gefütterte Pelzmütze des Doktor Franklin." Also eine Pelzmütze ist Schuld an der französischen Revolution! Nicht anders. Und Heil den Füchsen, daß Herr von Eckstein diese Entdeckung gemacht; man wird sie von nun an schonen... Und Lafayette? Wie! Herr von Eckstein zieht Lafayette vor seinen Richterstuhl? Es ist auch komisch genug. Ihr habt wohl schon einmal einer Katze zugesehen, wie sie eine Kugel zu fangen und festzuhalten sucht; aber vergebens; dem armen Thierchen rollt die Kugel immer wieder unter der Pfote weg. Ganz so geberdet sich Herr von Eckstein, indem er von Lafayette spricht. Ein ehrlicher Mann! Das ist dem Herrn von Eckstein zu rund, das kann er nicht fassen. Er sucht also Ecken und Haken an Lafayette's Ehrlichkeit. Die letzten fünfzig Jahre, die Alles umgeworfen oder erschüttert, haben nur Eins nicht erschüttert — La-

fayette's Tugend. Aber Herr von Eckstein nennt das „den bannalen Wunsch, Gutes zu thun." Lafayette's beharrliche Gesinnung erklärt er aus dessen Hartnäckigkeit. Er spricht von der Zähigkeit seines Charakters, von der Frivolität, von der Seichtigkeit seines Geistes. Er beschuldigt ihn der gröbsten Unwissenheit. „Ein Mann, wahrhaft würdig, Mann von Charakter genannt zu werden, muß viele Stufen durchwandert sein, ehe er zur Reife gediehen, den alten Adam zum öftern abgestreift haben, um sich durch seinen Ideengang zu verjüngen." Goldene Lehren! Also nach Herrn von Eckstein wäre Der ein Mann von Charakter, der den alten Adam zum öftern auszieht, um einen neuen Adam anzuziehen, und der seinen Ideengang nach den Umständen verjüngt! Aecht polizeicommissarische Weltansicht! Aber findet Herr von Eckstein an Lafayette gar nichts zu loben? Nein, so verblendet ist Herr von Eckstein nicht. Wer wäre auch schlecht genug, an Lafayette gar nichts Löbliches zu finden! Herr von Eckstein findet an Lafayette zu preisen, daß er einst, während der französischen Revolution „den zusammengerotteten Pöbel von Paris durch Artillerie zur Vernunft bringen ließ." Wie man sieht, ist der Beifall des Herrn von Eckstein schwer zu erobern: es gehören Kanonen dazu. Es

ist brav von Herrn von Eckstein, daß er an Lafayette lobt, was gut an ihm ist. Nur sind wir begierig, wie er sich bei seinen Prinzipalen entschuldigen werde, daß er versäumt, Lafayette auch das letzte gute Haar auszureißen. Und wären sie ihm noch so huldvoll ergeben, sie werden ihm diese Versäumniß wenigstens als eine „hochverrätherische Nachlässigkeit" anrechnen.

260.

Die Hoffnungen guter Menschen sind Prophezeihungen, die Besorgnisse schlechter sind es auch.

261.

Für die, welche an keine Unsterblichkeit glauben, gibt es auch keine.

262.

So Noth thut es den lebenssüchtigen Menschen, sich eine Ewigkeit zu denken, daß sie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt ist, auf der Brücke der Furcht hinüber gehen.

263.

Soll man die Menschheit beweinen, oder über die Menschen lachen? Jeder, wie er will: es ist

Eines wie das Andere. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins ist, was nützt: die Klarheit. Eins ist, was besteht: das Recht. Eins ist, was besänftigt: die Liebe.

264.

Die Weiber sind am gefälligsten, wenn sie Furcht haben; darum fürchten sie sich auch so leicht.

265.

Höflichkeit ist Staatspapier des Herzens, das oft um so größere Zinsen trägt, je unsicherer das Kapital ist.

266.

Ein Deutscher kann seines Lebens nur froh werden, so lange er reist. Jeder Deutsche ist in seinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Gesunden erquickt, und worin man nicht ein wenig mit dem Finger plätschern kann, ohne Alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wandernde aber badet sich im freien Strome; Luft, Wasser, Feld und Himmel genießt er zugleich, die frische Welle stärkt ihn, und der Strom tritt nicht

über das Ufer, wenn er ihn mit seinen Armen schlägt. Die saubersten Philister lassen ihn gewähren.

267.

Auch Herz und Geist haben eine kubische Größe, eine Fleisch- und Knochenfülle, die das Wesen weder der Schönheit, noch der Stärke ausmacht.

268.

Eis oder Wasser — dieses allein unterscheidet den bösen von dem guten Menschen. Darum kann ich den einen nicht hassen und den andern nicht lieben. Die zackigste, härteste Selbstsucht ist nichts als gefrorenes Mitleid, und die zärtlichste Theilnahme nur aufgelöste Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder der Winter wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, ist weder Schuld noch Verdienst. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür stürmen sie, und ihre Liebe ist gefahrvoller als der Haß der Kleinen.

269.

Leichter ist eine Zeit zu schaffen als umzuschaffen, leichter sie umzuschaffen, als eine alternde zu verjüngen. Ist es etwas Erfreuliches, durch mühsame

Heilkunst und lästige Lebensordnung ein hinfälliges Dasein zu fristen? Der denkende Baumeister hilft einem baufälligen Gebäude zu schneller Zerstörung, nur daß er es während dem Niederreißen stützt, damit herabfallende Balken nicht beschädigen.

270.

Nur die Glücklichen kommen ins Paradies. Die Unglücklichen sind verdammt, in jenem wie in diesem Leben.

271.

Das Licht, das sogenannte officielle Mittheilungen verbreitet, ist oft nichts als ein Irrwisch, der uns in Sümpfe führt.

272.

Der Geist des Mannes ist sonnenlichter Tag, der Geist des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübste Tag ist heller, als die hellste Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne und macht alles Leben irdisch, und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmlisch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß; Alles uns trocknend, beleuchtend, entzweit er die verwandtesten Dinge, bis selbst auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde

und Thau und Liebe, und alle Grenzen verwischend, verschwistert sie, was sich feind oder fremd war. Der Geist des Mannes steht überall im Mittelpunkte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt übersieht. Er denkt hinaus und fühlt herein; sein Wissen ist ganz, seine Empfindungen sind Brüche. Frauen stehen mit ihrem Geiste nur auf diesem oder jenem Punkte der Kreislinie. Nicht überschauen und umschauen können sie die Welt, sie umschiffend, und sind sie am Ziele, so stehen sie doch wieder am Anfange der Reise; sie fühlen hinaus und denken herein; ihre Empfindung ist vollständig, ihr Wissen ein Bruchstück. So wäre Verlust und Ersatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maße zugetheilt.

273.

Menschen, die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhnlich einen starken Charakter.

274.

Um zu gefallen, muß man eitel sein; man lernt der Eitelkeit Anderer nur an sich selbst schmeicheln.

275.

Alle Narrheit erschöpfen — so gelangt man zum Boden der Weisheit.

276.

Klugheit ist oft lästig, wie ein Nachtlicht im Schlafzimmer.

277.

Glücklich zu sein ist auch eine Tugend.

278.

Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stille halten, wenn man sie berührt, nicht nach lebendigen Dingen, die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort gibt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerstört, um zu schaffen, die lebende gebärt, um zu tödten. Wie beneidenswerth sind jene Glücklichen, die friedlich leben in der wildbewegten Zeit, am Rande des stürmenden Meeres sich der Muscheln erfreuen, die nur Käfer murren hören, und auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen jagen!

279.

Rousseau hatte ein deutsches Herz und einen britischen Geist; französisch war nichts an ihm, als die Sprache.

280.

Der Hund heult, wenn er geschlagen wird, und der Mensch soll es nicht dürfen? Aber es gibt Menschen, die hündischer sind als Hunde — und nicht heulen, wenn sie geschlagen werden.

281.

Die Regierungen thun öfter Böses aus Feigheit, als aus Uebermuth.

282.

Wer Tyrannei stürzen will, muß ihr dienen.

283.

Soll die bürgerliche Gesellschaft eine Maschine sein, nun wohl, so behandle man sie wenigstens mit der Schonung, mit der man eine Maschine zu behandeln pflegt. Ist die Uhr einmal aufgezogen, zeigt sie richtig die Stunde, läßt man sie gehen, bis sie abgelaufen ist, oder ganz regellos geworden. Die Regierungen aber legen den Schlüssel nie aus der Hand, sie rücken immerfort am Zeiger, sie regieren unaufhörlich.

284.

Man muß den Staat als eine Assekuranzgesellschaft betrachten, worin jeder Theilnehmer einen ge-

wissen Theil seiner Freiheit als Assekuranzprämie entrichtet, um das Kapital zu sichern. Aber die Prämie muß im Verhältnisse zum Kapital, sie muß auch im Verhältnisse zu den Gefahren stehen, welchen das Kapital ausgesetzt ist. Verschlingt die Prämie fast das ganze Kapital, dann bleibt ja dem Bürger Nichts übrig, das ihm versichert wird. Ist die Prämie zu groß für die Unwahrscheinlichkeit der Gefahr, dann wagte es der Bürger besser, ohne Versicherung zu leben, er gewönne dabei, in den Zustand der Natur zurückzutreten. Diese beiden Mißverhältnisse finden aber in den europäischen Staaten Statt. Die Freiheit des Bürgers ist so sehr beschränkt, daß ihm wenige mehr übrig bleibt, zu deren Sicherung jene Beschränkung eigentlich eingeführt worden. Als die bürgerlichen Gesellschaften sich bildeten, waren ihre Gefahren groß. Die wilden natürlichen Triebe der Menschen herrschten noch vor, die Leidenschaften ruhten nicht; die Freiheit mußte sehr beschränkt werden. Aber die Zeiten der Gefahr sind vorüber, die Bürger sind zur Gesetzlichkeit erzogen, und der Versicherungszins ist durch die Gewinnsucht der Regierungen so groß geblieben, als er ursprünglich gewesen.

285.

Eine Staatsverfassung darf nichts enthalten, als

die Beschränkung der Freiheit, denn die Freiheit selbst ist ein angeborenes Recht, und braucht nicht bewilligt zu werden, da sie nicht versagt werden kann. Daher ist eine freie Constitution ein thörichtes Wort, das einen thörichten Gedanken ausdrückt.

286.

Manche Regierung des Festlandes, die nicht zu den vorherrschenden gehört, ist in der bedauernswürdigen Lage, daß sie das Böse willig, das Gute gezwungen zu thun scheint, ob es zwar umgekehrt ist.

287.

Der Adel sieht sich als einen Obelisken an, dessen Spitze der Fürst, und dessen Postament das Volk bildet.

288.

Man spricht von den Rechten der Regierungen, der Fürsten, der Krone; ja die Liberalen selbst sprechen davon, nur sagen sie, das Volk habe auch Rechte. Aber wie kann eine Regierung Rechte haben? Was heißt ein Recht? Recht heißt die ausschließliche Befugniß, die Einem auf eine Sache oder Handlung zu seinem Vortheile zustehet. Aber die ausschließlichen Befugnisse, die einer Regierung zustehen, hat

sie sie denn zu ihrem Vortheile? Uebt sie sie nicht vielmehr zum Vortheile des Volkes aus? Die Macht aber, die eine Regierung zum Vortheile des Volkes übt, ist eine Pflicht, kein Recht. Sie kann sich dieses sogenannten Rechtes nicht entäußern, also ist es kein Recht. Die schlimmsten Schmeichler der Fürsten, die wärmsten Vertheidiger der Legitimität, die strengsten, absolutesten, können doch immer nur behaupten, zum Glücke eines Volkes sei es nöthig, daß es monarchisch regiert werde, daß der Fürst unbeschränkte Gewalt habe; ist dieses aber, dann hat der Fürst nur Pflichten, er hat keine Rechte. Nur das Volk hat Rechte. Weil die Herrschsucht der Kleinen in der Herrschaft der Großen etwas Wünschenswerthes fand, haben sie den Besitz der Herrschaft ein Recht genannt. Den besten edelsten Fürsten war das Regieren nur immer als eine schwere Pflicht erschienen.

289.

Die bürgerliche Gesellschaft ist in Gährung, sie strebt sich in ihre Elemente aufzulösen. Derer sind zwei: Herrschaft und Freiheit. Alle Massen, alle Stoffe ziehen sich nach dieser oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entschieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde auf einander treffen. Aber

der Ministerialismus sucht die Mischungen zu erhalten.

290.

Die Hanse-Städte, diese Parzen, welche den Lebensfaden des deutschen Handels von englischer Wolle spinnen, können noch einmal Deutschlands Furien in der Hölle der Armuth werden.

291.

Wenn politische Schriftsteller in den Einrichtungen und in der Verwaltung der Staaten oft nur Tadelnswerthes finden, so thut man ihnen Unrecht, wenn man dieses einer störrischen unerträglichen Denkungsart, oder einer eiteln Verbesserungssucht zuschreibt. Es liegt dies vielmehr in der Natur der Sache. Der Tadel ist so mannigfaltig als die Fehler, die er trifft, das Lob aber einfach wie das Lobenswerthe und darum unberedt. Es gibt tausend Krankheiten, aber nur eine Gesundheit.

292.

Hätte Rußland Cäsars hochherzigen Stolz, lieber der erste in einem Dorfe als der zweite in Rom sein zu wollen, dann würde es seinen Trieb, sich westlich auszudehnen, unterdrücken, und den Blick

nach Asien wenden. Rußland wird Europa nie beherrschen, oder dieses müßte früher des Wunsches unwerth geworden, seine Cultur zerstört, die Krone der Bildung ihm entrissen sein. Peter der Große hatte den Sitz des jugendlichen Reiches von der Grenze Asiens nach Europa verlegt, um dort zu lernen was Noth thut; aber nun, nachdem Rußland ein Jahrhundert die Schule europäischer Bildung besucht hat, möge es nach Asien zurückkehren, wie Peter der Große selbst nach vollendeten Lehrjahren in seine Heimath zurückgekehrt war. In Asien kann es Lehrer werden, in Europa aber wird es immer nur ein gering geachteter Schüler bleiben. Aber die herrschaftliebenden europäischen Fürsten, den verjährten Vorurtheilen des Adelstolzes noch immer anhängend, wollen sich nur mit ahnenreichen europäischen Ländern vermählen, auch wenn sie arm und häßlich wären, und achten die viel reichern und schönern Staaten der übrigen Welttheile darum nicht, weil sie neuern Ursprungs und gleichsam bürgerlicher Abkunft sind. Rußlands Unterthanen werden als asiatische Bürger sich frei und glücklich fühlen und ihren Beherrscher lieben, als europäische aber sich mit den liberaler beherrschten Deutschen, Franzosen und Engländern vergleichen, und das Joch der Regierung drückend finden.

293.

Die Heilung eingewurzelter Staatsübel muß mit vieler Vorsicht unternommen werden. Oft werden politische Hautkrankheiten zurückgetrieben, und hierdurch innere weit gefährlichere Uebel erzeugt.

294.

Oft gleichen Fürsten den ängstlichen oder ungeschickten Reitern, die ein allzurasches Pferd, um es einzuhalten, stark anziehen, den Zügel kurz nehmen, ihm den Sporn in den Leib drücken, und hierdurch seinen Lauf nur noch toller machen. Nämlich das Volk ist hier das Pferd.

295.

So schnell bilden sich die Lawinen unserer Zeit und rollen herab, daß wir jede Schneeflocke achtsam mit dem Auge begleiten sollen, wohin sie falle; denn ehe ein Tag vorübergeht, hat sich Kleines und Kleines zu einem furchtbaren Berge auf einander gehäuft, und die Sorglosen liegen zermalmt unter dem verhöhnten weichen Flaume. — Die Pindares in Ostindien, ein berittenes Heer von den Eingebornen des Landes, das nahe an Hunderttausende grenzt, kann den Britten noch einmal den Untergang bringen. Ein Räubervolk werden sie von der legitimen brittisch-

ostindischen Kaufmannschaft genannt; aber sie werden, mit Rauben beginnend, damit endigen, durch unvergleichliche Taschenspielerkünste die Silber- und Goldbarren aus der Londoner Bank über das weite Meer herüber in ihre Aermel zu locken.

296.

Man will durch Wiederherstellung des Alten der Neuerungssucht entgegenwirken und vergißt, daß man eben hierdurch der Neuerungssucht fröhne, denn das Alte ist neu geworden. Denkt euch: es wolle ein Arzt den Fehler seines Kranken, der sich der Vorschrift entgegen zu weit bewegt hätte, dadurch wieder gut machen, daß er ihn den gegangenen Weg wieder zurücklegen ließ — würdet ihr nicht sagen: der Herr Doktor ist ein Narr? Um des Himmelswillen seid höflich und sagt es nicht; denn es geschieht täglich vor unsern Augen. Auf die nämliche Weise glaubt man die Bewegungen der Völker rückgängig und ungeschehen machen zu können.

297.

Jean Paul, dieses Harzgebirge und Potosi voll der edelsten Metalle, würde verarbeitet die Bijouterieläden aller deutschen Belletristen versehen, und

zu Goldschlägerplatten ausgedehnt, die halbe Erde bedecken können. Warum gebrauchen ihn unsere literarischen Zinngießer und Kupferschmiede nicht öfter zum Vergolden ihrer Gefäße? Dieser große Dichter (ein um so größerer, da er das Musenpferd ohne den Steigbügel des Reims zu besteigen, und ohne metrischen Zügel zu lenken versteht) weiß aus dem Heu und den Futterkräutern der Gelehrsamkeit frische, liebliche Blumensträuße zu winden, statt daß Andere selbst ihre Rosen und Lilien in ein Gemüse zerkochen. Ihm fehlt nichts, als daß ihm nichts fehlt, niemals. Er erschwert nämlich durch gleichzeitiges Darbieten verschiedenartiger Genüsse die Wahl unter denselben, und schmälert den erwählten Genuß durch die damit verbundene Aufopferung. Die Natur selbst gibt hierin eine weise Lehre: die dem Auge wohlgefälligsten Blumen sind es nicht, die am süßesten duften, und bei der Frucht sind Farbe und Geruch dem Geschmacke untergeordnet. — Wie hätte Voltaire über Jean Paul geurtheilt? wie er über Shakespeare gethan. Er würde an diesem Mammuthsknochen einer ihm unbekannten Riesengeisterart die zierliche Taille eines französischen Marquis abgemessen, und das Uebermaß des Ersteren lächerlich und unnatürlich gefunden haben.

298.

Der musikalischen Welt ist es vielleicht nicht hinlänglich bekannt, daß ein gewisser Henkel „Wiener Congreß-Walzer" componirt hat. Bei Simrock in Bonn sind sie zu haben. Ehemals war ein Congreß ein Menuet, wo alles ehrbar und feierlich herging; man bewegte sich mit langsamen stolzen Schritten, und verlor sich nie aus dem Auge, doch so, daß man sich immer nur von der Seite ansah. In Wien ging es rascher her, man walzte bald mit Diesem, bald mit Jenem, und Keiner blieb vom Tanze ausgeschlossen. Gegenwärtig zu Aachen, da nur vier Herren an der Lustbarkeit Theil nehmen, wird eine Quadrille getanzt. Der nächstfolgende Congreß gibt ein Pas de deux. Unsere Enkel sehen Solo tanzen. Endlich kömmt der Teufel und spielt den Kehraus, wobei wieder Alles durcheinander läuft. Dann hat der politische Carneval für diese Jahreszeit ein Ende, bis eine neue Maskerade beginnt — und so geht's immer fort. Der Mensch ist zur Dienstbarkeit geboren.

299.

Man mag die Wiederaufnahme der Jesuiten in einigen Cantonen der Schweiz lästern, aber es wäre dumm, darüber zu erstaunen. Es ist nur zu

verwundern, daß es nicht allgemeiner geschieht. Die Aristokraten aller Orten können nichts Klügeres thun, als sich mit der Geistlichkeit zu verbinden. Zum Glücke der Welt werden die Herren darin zu spät betrauern, daß sie die stärkste Säule ihrer Throne so leichtsinnig umgeworfen haben. Römer und Griechen regierten und konnten der Priester nicht entbehren, wie wollen es die Fürsten der Gegenwart, die nur zu herrschen verstehen? In dem endlosen Kampfe der menschlichen Herrschbegierde gegen die Freiheitsliebe werden von Zeit zu Zeit die Waffen und das Schlachtfeld gewechselt, aber der Preis des Sieges bleibt unveränderlich. Zuerst verbanden sich die Fürsten mit ihren Unterthanen, um die Macht des Adels zu schwächen, dann gebrauchten sie letzteren als Schutzwehr gegen die andringende Volksmenge. Für sich selbst, doch näher der Thronseite, kämpfte die Geistlichkeit. Die Fürsten behielten die Oberhand, so lange sie die dem Volke abgewonnene irdische Beute des Sieges mit den himmlischen Schaaren, ihren Bundesgenossen, willig theilten. Nun haben sie aber zu unserer Zeit, nicht dem Wohle ihrer Völker etwa, sondern ihrer eignen ausschweifenden Liebe zur Unabhängigkeit auch die Diener der Religion geopfert, und darauf wurden sie selbst überwältigt. Diejenigen, die sich aus dem

Sturme gerettet, verstehen noch heute das Geheimniß ihrer Schwäche nicht. Sie vergessen, daß nicht die Religion, sondern die Lehrer der Religion sie gegen das Volk geschützt. Sie wollen jetzt mit dem Himmel unmittelbare Verträge abschließen, und nicht durch Gesandte; sie wollen die Gottheit ohne Priester fürchten machen, und — sie gehen zu Grunde, beharren sie darauf.

300.

Man kann nicht oft genug davon sprechen, daß die Jesuiten sich auch in Freiburg wieder angesiedelt haben; ein Wunder wird nicht gleich bei der ersten Erzählung geglaubt. Dem schuldlosen kindlichen Volke dort, das wie überall, wo die Furcht es nicht abhält seine Furcht zu äußern, bald auswittert, ob ihm Schaden bevorstehe, ward unheimlich vor dem Bösen, und es bewegte sich. Darauf verordnete die Regierung: Ruhe, und daß, um den Spöttereien ein Ende zu machen — Keiner Abends nach 10 Uhr ohne Laterne und Licht über die Straße gehen dürfe. Man sieht, die Herren sind nicht so schlimm, als man denken sollte. Bei der Finsterniß, welche ihre Jesuiten hereingebracht, sorgen sie doch für einige Beleuchtung.

301.

Aus Neuchatel will man die Juden vertreiben. Sonderbar. Dort werden jährlich 130,000 Stück Uhren verfertigt, und dennoch wissen die Herren des Landes nicht, welche Zeit es ist!

302.

In der Rede, welche der Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz bei der Beerdigung Blücher's gehalten hat, ist ein ungemein schöner Witz. Denn nur dieses schönwissenschaftlichen Vorzuges will ich gedenken; der Geist, die Wahrheit, die Tugend, die Rechtlichkeit in jener Rede verstehen sich von selbst. Welche pfeilschnelle Fortschritte hat die deutsche Sprache gemacht! Da noch die Franzosen herrschten, war das Wort gefangen; ein gesunder, starker, schön gebauter Körper war unsere Sprache, aber man sah ihr die Kerkerluft an, sie war bleich und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Und jetzt! Seit jener Schlacht, die Europa, die Preußen rettete, sind erst acht Jahre vorüber, und man höre, welch eine Sprache sie führen! So nachgiebiger Gemüthsart auch unsere deutschen Staatsmänner sind, so wenig geben sie doch den englischen in der Redekunst nach. Durch das einzige Wort Preußenthum, dessen sich Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz so glücklich bediente, ist die

Sprache mit hundert neuen Wörtern bereichert worden, und der kühne Marschall Vorwärts, der jene Erfindung veranlaßte, hat auch die Sprache vorwärts gebracht. Gibt es ein Preußenthum, so gibt es auch ein Fezthum, ein Marokkothum. Gibt es ein Preußenthum, so gibt es auch — die Ausländer bei Seite geschoben — ein Oestreichthum, ein Baiernthum, ein Sachsenthum, ein Hannoverthum, ein Badenthum, ein Nassauthum, ein Hessenthum, ein Reußthum, ein Brementhum, ein Frankfurtthum, und die ganze Bundestonleiter auf und ab. Ja, wer nur ein wenig publizistisches Ehrgefühl hat, der wird auch den mediatisirten Staaten das schöne Thumrecht nicht versagen wollen. Dann würde Adelungs Wörterbuch durch Leiningenthum, Fuldathum, Salmthum, Erbachthum, Wied-Runkelthum und noch viele andere Thüme vermehrt werden. Das hätten wir der schönen Rede zu verdanken, die Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz am Grabe Blücher's gehalten hat. Nur müßte man sich vorsehen, das herrliche Wort immer gut Meißenisch auszusprechen, damit es durch den häufigen Gebrauch nicht sein eigenthümliches Gepräge, seine zarte Aussprache verliere.

303.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß

das Wort Bediente, im Sinne des üblichen Gebrauchs, falsch sei, indem es nach der Sprachableitung eigentlich einen solchen bezeichnet, der bedient wird. So werden in einer königlich hannöverischen Verordnung vom 31. Oktober, die von den Dienstvergehungen der Staatsbeamten handelt, diese Beamten Bediente genannt. Es heißt: „durch grobe Nachlässigkeit sich auszeichnende Bediente," „solche leichtsinnig-nachlässige, pflichtvergessene Bediente." Ein Staats-Bediente aber ist nicht ein Mann, der dem Staate, sondern Einer, dem der Staat dient. Diese Zweideutigkeit ist zu bedenklich, als daß man nicht suchen sollte sie zu vermeiden.

304.

Die Frevel der gottlosen Menschen, die, einen höchsten Versehen des Rechts und der Liebe verläugnend oder verkennend, im Sinnesrausche dahintaumeln und ihr Eintagsleben mit der unvergänglichen Seligkeit bezahlen — diese Frevel sind lilienweiß gegen die Frevel jener Gottesheuchler, die alle irdische Gewalt vom Himmel ableiten, um ohne Schaam ihr schmeicheln zu können, die ihr schmeicheln, um an dem Bediententische der Mächtigen kostenfrei zu zechen, und die keck behaupten, Gottes Hand selbst habe mit Sternenschrift in das himmlische Budget

geschrieben, sie, seine Verehrer, sollten jährlich so und so viele tausend Gulden W. W. Wartegeld bekommen, bis sie einst im Paradiese ihren vollen Gehalt empfangen. Wollt ihr wissen, was in der Wiener Concordia auf jedem Blatte gesagt wird? Es wird darin gesagt, in einer mephitischen, dunkeln, zähe dahinschleichenden, unerquicklichen Sprache, was der Jude Itzig Herschmann in Cassel mit wenigen Worten auf's Verständlichste und Anmuthigste ausgesprochen hat. Dieser Jude ließ vor einigen Tagen folgende Danksagung in die Zeitungen setzen: „Der Gott meiner Väter segne den Herrn Pfarrer Wahler tausend- und aber tausendmal und bis in's dritte und vierte Glied! denn seine vortreffliche Frostsalbe hat meine ganz aufgebrochene Füße von Grund aus geheilt, so daß ich nunmehr meine Geschäfte wieder verrichten kann."

305.

Deutscher Muth und eiserner Sinn. — Wenn dem Volke von Neapel, das so schwach an Zahl und angeborner Kraft der Ausdauer, wenn ihm dennoch gelänge, seinen Willen und seine Freiheit gegen die mächtigsten Fürsten Europa's zu behaupten — dann dürfte es sich wohl verstatten, von Neapolitanischem Muthe und eisernem Sinne

zu sprechen. Wir aber, wir! . . . doch halte ein, Leser, lege die Hand auf das Blatt und suche zu errathen, ehe ich es enträthsele, bei welcher Gelegenheit ein deutscher Mann von deutschem Muthe und eisernem Sinne geprahlt hat. . . .

. . . Der Buchhändler Gerhard Fleischer in Leipzig hat es gethan. Er sagt in einer Ankündigung: „Mit allen diesen und manchen andern Schwierigkeiten hat es dennoch teutscher Muth und eiserner Sinn aufgenommen, und“ — — und? — — wir erhalten mit nächstem den ersten Theil (einer neuen Auflage) von Naumanns Naturgeschichte der Vögel Teutschlands, mit 48 colorirten und 2 schwarzen Kupfern! — O daß man nicht zuschlagen darf, daß man ein erbärmlicher Mensch ist, der nichts zu führen versteht, als die Feder einer Gans, und daß man diese nicht einmal mit Schwung führen darf! Wir hätten Muth und eisernen Sinn? Wo, wie, wann haben wir das gezeigt? Muth haben wir, den Uebermuth Anderer geduldig zu ertragen, und eisern mag wohl unser Sinn genannt werden, weil er folgsam dem Magnete jeder Gewalt zuspringt. Ich habe mich nie mit Vögeln beschäftigt und kann also die Schriften, die davon handeln, nicht beurtheilen. Aber mir ist bekannt, daß Herr Fleischer

den Namen eines guten Buchhändlers hat, und ich bin daher überzeugt, daß das Kupferwerk, welches er ankündigt, im Verhältnisse seines Preises vortrefflich ist. Doch wollte ich wetten, daß es von einem Nürnberger Bilderbogen nicht weiter absteht, als es von den Kunstwerken, welche die Engländer und Franzosen in diesem Fache haben, entfernt bleiben wird. Die Buchhändler-Familie Pankoucke in Paris, Vater, Sohn und Enkel, haben mehr Werke großer Unternehmung verlegt, als alle deutsche Buchhändler zusammengenommen! Hat man aber je gelesen, daß sie in einer Ankündigung von heroïsme français, von tête de fer gesprochen? Was würden die Deutschen erst prahlen, wenn sie ein Werk wie das französische über Aegypten zu Stande gebracht hätten! Und die Franzosen haben jenes Land nicht blos beschrieben, sondern auch erobert! Wir leben in einer gar sonderbaren Verblendung. Wir loben uns unaufhörlich auf's Allerunbefangenste; wir werfen uns vor, wir wären zu bescheiden, erkennten unsere eigenen Vorzüge nicht und überschätzten das Gute des Auslandes. Aber ist es nicht nur eine andere, ja die lächerlichste Eitelkeit, zu sagen, daß man zu bescheiden wäre? Graben wir nach Wurzeln und überlassen Andern die Früchte, so nennen wir das Gründlichkeit; sind wir feige, Unrecht abzuwehren,

so nennen wir das Ausdauer; und sind wir langsamer als die Schnecken, so nennen wir das Beharrlichkeit. Die Encyclopädie von Krünitz begann im Jahre 1773. Der Herausgeber starb, als er eben mit dem Artikel Leiche beschäftigt war; zwei andere Herausgeber sind seitdem zu Leichen geworden; die 125 Bände, die bis zum Jahre 1818 erschienen waren, kosteten schon über 400 Rthlr. und jetzt, soviel mir bekannt ist, steht das Buch (48 Jahre nach Erscheinung des ersten Bandes) im Buchstaben R. Also das wäre deutscher Muth, eiserner Sinn! Die neue Encyclopädie von Gruber und Ersch zeigt schon als Kind diesen deutschen eisernen Sinn. Ist sie in 40 Jahren vollendet, so will ich dann, wenn ich noch unter den Lebendigen wandle, ein halbblinder Greis, verurtheilt werden, alle Buchstaben des Werks zu zählen und mir bei jedem Buchstaben eine Ohrfeige geben zu lassen. Und wenn sie endlich fertig ist, wozu wird sie zu brauchen sein? Der Artikel Adel ist geliefert; aber bis die Zeit und das Buch zur Vernunft kommen, gibt es vielleicht keinen Adel mehr. Jener Büßende, der auf seiner Wallfahrt nach Rom immer nach zwei Schritten vorwärts einen zurückthat, ist ein Blitz gegen uns; wir machen einen Schritt vorwärts und zwei Schritte zurück. Darum werden wir nie

Männer werden, sondern immer kleiner und jünger, bis wir endlich in die Wiege zurückkriechen, und uns von unsern Ammen in den Schlaf lullen lassen. Wohl bekomm' es!

306.

Die über München scheinende Eos verkündigt folgenden Tag: „Der Präsident von Feuerbach arbeitet gegenwärtig an einem Werke über die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens. Wir sind überzeugt, daß das, was dieser rühmlichst bekannte Schriftsteller und Staatsdiener über diesen Gegenstand, es sei dafür oder dagegen, sagen wird, Werth haben und gediegener sein werde, als die zusammengetragenen Ideen manches berühmten Schreiers unserer Zeit." Das ist der vierte Wind, den Hyperions Tochter dem Titanen Asträus gebiert. Wie sich aber der Titan Asträus in unsern Tagen nennt, das weiß ich wohl, doch darf ich es nicht sagen. Diese bairische Eos mag wohl Helenen zur Schwester haben, aber Helios ist gewiß nicht ihr Bruder. Wer hätte nicht die größte Hochachtung vor Feuerbach? Doch wenn diese zu steigern wäre, so würde sein Werk über die Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, wie es auch beschaffen sein wird, nichts dazu beitragen. Spricht er für die Oeffentlichkeit, so bleibt auch

ihm nichts Anderes übrig, als Ideen zusammenzutragen; denn in diesem Gebiete der Staatswissenschaft ist Alles erschöpft, und wo die Erfahrung schon in Blüthe steht, da ist es überflüssig, ja oft verderblich, den Grund, auf dem die Pflanze wächst, von neuem aufzulockern. Spricht er aber gegen die Oeffentlichkeit, so kann er nur etwas Falsches, oder etwas Gewöhnliches, Bekanntes sagen. Falsch wird seine Lehre sein, wenn er die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens unbedingt für jede Staatsverfassung verwirft. Alle Aussprüche und Vollstreckungen einer geheimen Justiz sind heimliche Hinrichtungen, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen ist. Ob eine streitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Missethäter bestraft werde oder nicht, dieses ist dem Gemeinwesen sehr gleichgültig. Aber die Zuversicht, daß Recht geübt werde, ist Lebensbedürfniß in der bürgerlichen Gesellschaft, und diese Zuversicht versagt die heimliche Justiz. Kein Fürst, kein Richter, kein Verwalter darf Glauben fordern an seine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, den Menschen aber will man sehen, hören, betasten, ausrechnen. Gedenkt aber der Präsident von Feuerbach darzuthun, daß in diesem oder jenem Staate Oeffentlichkeit der Justiz unersprießlich sei, so ist dieses etwas sehr Bekanntes, Ge-

wöhnliches. Es versteht sich von selbst, daß kein Hauptgebrechen eines gegebenen Staates geheilt werden könne, ohne die Eigenthümlichkeit dieses Staates zu verletzen. In strengen Monarchieen ist geheime Justiz eben so wohlthätig, als es barmherzig ist, einem zum Tode Verurtheilten bei der Hinrichtung die Augen zu verbinden. Allein was soll hierdurch bewiesen werden? Wenn wir Oeffentlichkeit der Justiz, oder Geschwornengerichte, oder Preßfreiheit fordern, so haben wir natürlich dabei noch andere Dinge im Sinne. Gebt uns nur die Finger, die Hand nehmen wir. Wenn die dintenfingerige Eos von berühmten Schreiern spricht, so ist ihr Wahn so groß als ihre Grobheit. Wer als Schriftsteller berühmt ist, der verdient es auch zu sein. Die wissenschaftliche Erkenntniß gleicht nicht der Weisheit der Staats-Mystagogen, hinter deren klugen Larve der Blödsinn schwitzt — sie zeigt immer nur ihr wahres Angesicht. Es kann wohl Schriftsteller geben, die als Schreier berüchtigt sind, aber berühmte Schreier hat es nie gegeben.

307.

In einer Anzeige, die Zeitschrift Flora betreffend, wird gesagt: „Sie kömmt wöchentlich viermal nebst einer Beilage heraus, schließt alles Poli-

tische aus und beschäftigt sich blos mit Gegenständen, die den Verstand und das Gemüth ansprechen." Also die Politik ist ein Gegenstand, der weder den Verstand, noch das Gemüth anspricht! Und was spricht sie denn an? den Magen oder welches Eingeweide sonst? Die Zeitschrift Flora erscheint in Wien — — nein, ich habe mich geirrt, sie erscheint in München.

308.

Diese abgerissenen Sätze stehen in geheimer Verbindung und sind aus der Gehirnloge als Brüder hervorgetreten. Ich hätte sie und die Leser eben so leicht an eine gemeinschaftliche Galeerenkette der Langeweile schmieden können. Aber lange Aufsätze werden als zu zeitkostspielig in dieser aphoristischen Zeit, wo jede Begebenheit eine Sentenz, und selbst jeder Zufall zum Sprichworte des Schicksals wird, seltener gelesen, als verfertigt. Man fordert, daß die Reden sein sollen wie die Thaten der Gegenwart: compakt und, gleich Bouillontafeln, für sich nicht genießbar. Der Leser will das Vergnügen haben, sein eignes kochendes Wasser darüber herzugießen, um sich selbst daraus eine Fleischbrühe zu bereiten.

Französische Aufsätze.

(Fragments politiques et litéraires.)

Mit einem Vorworte von Cormenin.

Note.

Bœrne est l'un de ces rares esprits qui prospèrent, en quelque lieu que leurs pensées poussent et se répandent; pareil à ces belles fleurs exotiques qui, transportées dans nos doux climats, y brillent presque du même éclat, y exhalent presque le même parfum que nos roses naturelles.

Le génie de Bœrne, quoique allemand par la profondeur et l'universalité de la pensée, ressemblait néanmoins, par la forme, à celui de Voltaire: vif, léger, fin, original, il ne se perdait pas dans ces abstractions métaphysiques, dans ces définitions nébuleuses où les philosophes de l'Allemagne se jettent, soit par habitude, soit par une sorte de courbure de leur esprit, soit pour se dérober à eux-mêmes la vue des misères politiques qui les affligent.

Bœrne, impétueux, ardent, véridique, intrépide, ne composait pas avec les préjugés. Il abattait sous le tranchant de sa plume acérée, les institutions féodales, les courtisans, les flatteurs et les abus.

Il y a, même en politique, un côté poétique, comme en tout le reste. C'est ce côté poétique, ce côté fleuri que saisissent plus volontiers les Allemands; mais la fleur du pommier, la fleur de la vigne, la fleur du blé, tombent au premier souffle du vent. C'est le raisin seul qui donne le vin, l'épi seul qui donne le blé, le noyau seul qui donne le fruit; de même, pour bien connaître les choses, en toutes choses, il faut aller au fond des choses. C'est là ce que savent faire admirablement les Français. Avec leur esprit positif, exact, méthodique, pénétrant, arrangeur, ils ont bien vite réduit chaque matière à sa plus simple expression; et il ne faut pas croire, parce qu'ils dansent et qu'ils chantent à ravir, que ce soit un peuple qui danse et qui chante toujours. Ce sont, au contraire, les Allemands qui, en politique, chantent toujours. Je ne les en blâme point. Ils font comme fit jadis Hésiode, comme firent

les bardes écossais, les enfans d'Odin, et les Druides nos aïeux.

Avant d'éclairer les esprits, il faut toucher les cœurs, et il n'y a que les poètes qui sachent bien toucher les cœurs. Il faut parler à l'imagination des peuples par des figures, et il n'y a que les poètes qui sachent bien attaquer, ébranler, séduire l'imagination. Bœrne a donc suivi la marche naturelle des choses; il s'avance par bonds comme les poètes lyriques; il sème, il prodigue toutes les fleurs de son brillant esprit; il a de soudaines aspirations vers un avenir meilleur; il s'afflige, il se console, il croit, il doute, il espère, et l'on sent que son ame déborde et que ses entrailles remuent. Il se berce dans ses pensées, il cesse d'être Français, il redevient Allemand, il va, revient, flotte et suit dans ses calmes, ses agitations, ses progrès et ses retours, le flot ondulé de juillet.

Sa manière est un mélange d'ode, d'élégie et de satyre; l'homme de lettres domine, et le publiciste est quelquefois absent.

Or, ce qu'il faut à l'Allemagne, ce sont des logiciens et des publicistes plutôt que des poètes et des philosophes. Celui qui lui don-

nerait la liberté de la presse, de la tribune et du jury, ferait plus pour sa gloire et pour son bonheur, que tous ces rapsodes de ballades romantiques, ou ces rêveurs d'utopies qui s'enferment dans leurs cabinets, à la poursuite d'une âme. Eh! sublimes penseurs, ce ne sont pas les âmes qui songent, mais les âmes qui souffrent qu'il faut soulager!

Bœrne était aussi grand par le sentiment que distingué par l'esprit. Il aimait la France comme sa seconde patrie: il l'aimait dans l'intérêt de l'Allemagne.

Il avait raison. L'Allemagne a besoin du secours de la France, non pas de la France militaire, mais de la France intellectuelle, pour secouer le joug féodal de ses aristocraties et et de ses monarchies. Depuis longtemps, et sans qu'on y prenne garde, au milieu de tous les bruits du siècle, il se fait, dans le sein de l'Allemagne, comme un travail lent mais continu de décomposition, et la loi du progrès s'y accomplira. Mais comment? Est-ce un volcan de liberté qui fera sauter en l'air les aristocraties et les trônes? Sont-ce les rois eux-mêmes qui, mieux pénétrés de leurs devoirs, plus amis de l'humanité, plus prévoyans

de l'avenir, libéraliseront à la fois leurs institutions et leurs peuples? La révolution, puisqu'il faut l'appeler par son nom, sera-t-elle subite ou progressive, violente ou pacifique? La Providence a ses voies qu'elle seule connaît, et nous aurions, avec Bœrne, préféré toujours les plus douces.

Bœrne est mort dans cette sainte espérance, et les Allemands régénérés le béniront un jour comme l'un des précurseurs de leur émancipation.

CORMENIN.

I.

(Der Deutsche Bauernkrieg ꝛc.)

La Guerre des Paysans en Allemagne,

au temps de la Réforme.

PAR WACHSMUTH. *)

Vers la fin du moyen âge l'état des paysans fut beaucoup plus misérable en Allemagne que dans les pays méridionaux de l'Europe. Là ils n'étaient tourmentés que par leurs maîtres immédiats, mais en Allemagne le pays étant partagé entre d'innombrables petits et grands dominateurs, et le souverain et le seigneur se trouvant par là souvent réunis en une même personne, les paysans étaient doublement chargés et vexés, d'abord comme serfs,

*) Article publié dans le *Réformateur* du 29 avril 1835.

et ensuite comme sujets; il leur fallait contenter à la fois et la cupidité du propriétaire et l'orgueil du souverain. Les villages étaient collés aux murs des châteaux comme des nids d'hirondelles, et perpétuellement menacés par les aires de vautours placées au-dessus de leurs têtes. L'Allemagne était en arrière d'un siècle de la civilisation de la France, comme celle-ci était en arrière de la civilisation de l'Italie. Les arts et les sciences n'y avaient pas encore pénétré, et la corruption des moeurs, qui, en dégradant l'homme, adoucit par compensation sa férocité naturelle, avait encore eu peu d'accès auprès des princes et seigneurs allemands. C'étaient des ivrognes à têtes lourdes, qui passaient leur vie à guerroyer, à chasser, à boire et à jouer. Leurs plaisirs les endurcissaient autant que leurs occupations, ce qui les rendit sauvages, cruels et inaccessibles à la pitié.

Plusieurs changemens survenus vers la fin du quinzième siècle dans l'état politique et moral de l'Allemagne, ajoutaient encore à la misère des campagnards. L'empereur Maximilien Ier réussit enfin à ce que ces prédécesseurs avaient vainement tenté; à abolir les guerres

particulières des petits souverains et seigneurs dont le pays fourmillait, et à les contraindre d'assujettir leurs querelles aux tribunaux nouvellement établis dans ce but. Par ces sages mesures, la famille nobiliaire de l'Allemagne fut pacifiée. Mais à l'égard des valets de la maison, des paysans, l'empereur ne s'inquiétait pas plus que ses ancêtres de les protéger contre la vexation, la rapine et les violences de leurs seigneurs territoriaux. On ne leur accorda pas le droit d'avoir recours aux tribunaux contre la force brutale. Donc les seigneurs, forcés de se soumettre aux lois de l'empire, et de renoncer à l'ancien droit du plus fort, dirigeaient leur rage oisive et leur cupidité affamée, dès lors sans partage, contre leurs serfs.

Les légistes de ce temps furent ce qu'ils sont en tout temps, les prêtres de l'injustice, auxquels on doit cette vénération stupide envers des lois injustes, qui, plus que les armes, a rendu les despotes si puissans. Les docteurs du droit romain qui, après la renaissance, fut introduit des universités de l'Italie dans celles de l'Allemagne, n'ont pas peu contribué à empirer la situation déjà si malheureuse des campagnards. Ils tâchaient, avec tout le fanatisme

d'une nouvelle doctrine, d'appliquer les maximes de l'esclavage de l'antiquité à l'état de servitude des paysans, de manière que ce qui n'était qu'une suite de la féodalité, c'est-à-dire da la guerre, de la conquête, de la force brutale, fut dèslors regardé comme sanctionné par d'anciennes lois, et ennobli par des mœurs antiques. Le droit romain et son enseignement exercent encore de nos jours l'influence la plus funeste sur l'Allemagne. Les professeurs de ce droit, dans les universités, sont les adversaires les plus prononcés de toute réforme politique, et ils communiquent leurs opinions à leurs disciples, parmi lesquels se recrute la classe des avocats, des juges, des administrateurs, enfin de cette foule de gens qu'en Allemagne on appelle *serviteurs de l'état,* quoique en réalité ils en soient les maîtres. Dans ce malheureux pays on n'a pas encore appris à enterrer les mœurs, les lois, les institutions mortes. Tout le passé se putréfie en plein air, et fait plus de ravage après avoir cessé d'exister, qu'il n'en fit dans la vigueur de son existence.

En même temps que ces causes et plusieurs autres non mentionnées aggravaient la situation

des paysans, certains rapports politiques, suite d'événements récens, réveillaient leur sensibilité et aiguisaient le sentiment de leur misère. Au nord de l'Allemagne, de simples paysans sans discipline et sans chefs militaires, mais soutenus par l'amour de la patrie et guidés par leur bravoure, avaient repoussé l'invasion du roi de Danemarck et défait son armée bien disciplinée et formidable. Au midi, les pâtres de la Suisse continuaient avec le plus heureux succès d'étendre et d'affermir leur liberté, et ils vainquirent les plus puissans souverains de leur temps. Tout cela devait faire sortir les paysans allemands de leur léthargie séculaire, et les remplir de tristesse et d'envie.

Mais l'espérance leur vint en même temps. Les savans et les fous qui vivaient alors aux cours des rois, avaient démontré à leurs maîtres qu'un cheval était un animal récalcitrant, que l'homme était d'une espèce plus docile et plus propre à l'obéissance passive, cette âme de la guerre et de la domination: ils leur avaient donc conseillé de mettre une portion du peuple en uniforme, pour l'opposer d'un côté au peuple en haillons, de l'autre à l'aristocratie centaure. Cette doctrine sourit aux princes, et pour

s'affranchir des services impérieux que leurs vassaux leur prêtaient dans leurs guerres, ils introduisirent de l'infanterie dans leurs armées, sous le nom de *lansquenets.* Cette institution des *lansquenets,* qu'on recrutait parmi les paysans, éveilla dans cette malheureuse classe de nouvelles idées et de nouveaux sentimens; ils commencèrent à se croire des hommes, à comprendre que la force était de leur côté, qu'ils n'étaient pas créés seulement pour être volés et assassinés, mais qu'ils avaient autant que les plus grands seigneurs tous les talens requis pour être voleurs et assassins à leur tour; enfin ils sentirent qu'ils valaient quelque chose, et cela releva leur courage, abattu par de longs siècles d'esclavage et de misère.

Survint la réforme de Luther. On sait que la révolution religieuse du seizième siècle fut occasionée, comme la révolution française, par un déficit de finances. Le pape Léon X manquait d'argent pour achever le temple de Saint-Pierre et pour subventionner la toilette et les galanteries d'une sœur aimée. Pour remplir son trésor, il vida le purgatoire et peupla le paradis. C'était un trafic fort innocent, qui ne faisait tort à personne. Le souve-

rain pontife envoya des commissionnaires dans tous les pays de la chrétienté, et surtout chez les bons et crédules Allemands; ils offraient des indulgences pour les pécheurs vivans et des lettres de grâce ou des commutations de peines pour les pécheurs morts et condamnés. Ces commis-voyageurs étaient d'habiles charlatans, ils vantaient leurs marchandises avec une éloquence irrésistible, et toutes les bourses se déliaient. Ils tiraient des sommes énormes de l'Allemagne, surtout de la Saxe, la patrie de Luther. Ces gaillards fréquentaient les cabarets et jouaient aux dés, contre un verre de brandevin, les âmes des défunts qui furent réclamées par leurs parens. Aux fidèles pauvres, ils vendaient à crédit. Tout le monde fut content. Mais Jupiter Luther fronça les sourcils, et le monde trembla, et les peuples s'entr'égorgèrent dans des guerres prétendues religieuses, et un déluge de sang couvrit le monde pendant cent cinquante ans, et les rois ricanèrent.

La réforme n'a profité qu'aux princes et aux savans. Le peuple n'y a rien gagné en son bien-être matériel, et y a beaucoup perdu en son bien-être moral. Après tout, la puis-

sance sacerdotale n'était qu'une puissance morale. Les peuples s'appauvrirent pour enrichir l'Église, comme on se ruine pour sa maîtresse, quand on est trop faible ou trop passionné pour résister à ses bouderies et à ses caresses. Mais, après la réforme, les princes s'étant emparés des biens et des revenus de l'Église, l'impôt remplaça les dons gratuits, et le code pénal du fisc le purgatoire. Luther ôta au peuple le paradis et lui laissa l'enfer, il lui ôta l'espérance et lui laissa la crainte. Il prescrivit le repentir pour être absous de ses péchés, mais le repentir ne se commande pas. Il exigea de bonnes œuvres au lieu du culte extérieur, mais le bonnes œuvres ne devinrent pas plus fréquentes depuis cette doctrine.

Les mœurs devinrent austères: au dehors, tout fut propre et sans tache; mais ce n'était que des vices rentrés qui ravageaient les parties cachées de ce corps social; les ruses et les friponneries remplaçaient les violences et les crimes; les fêtes religieuses furent diminuées, les jours ouvrables, et par là les peines du peuple furent augmentées. Le service divin, sous le catholicisme, la consolation et en même temps l'opéra et le délassement des malheureux, fut

converti en une école de morale, où les fidèles s'ennuyaient et s'endormaient; la théologie, autrefois un art divin, devint une science inaccessible à l'intelligence du peuple; la vie publique cessa tout-à-fait. Il n'y avait plus de peintres, de poètes, de fêtes pour le peuple; on ne bâtit plus d'édifices publics; l'égoïsme provincial et domestique remplaça l'esprit national; le peuple allemand, autrefois si jovial, si spirituel, si ingénu, fut changé par la réforme en un peuple triste, lourd et ennuyeux. En Allemagne, c'est une véritable vie de carême qui dure depuis trois siècles, et ce bon peuple germanique est encore loin de ses pâques.

Luther était un grand homme, mais avant tout il était homme, et partageait tous le vices et toutes les faiblesses de cette malheureuse espèce. Plébéien parvenu, il haïssait et méprisait l'état d'où il était sorti, et préférait être le protégé des princes que le protecteur de ses semblables. Ces princes le flattaient parce qu'ils le craignaient. Luther fut touché de leur crainte, et tant étourdi de leurs caresses, qu'il n'aperçut pas que les princes n'avaient embrassé sa doctrine que par ambition et par cupidité, et qu'ils se moquaient

de son enthousiasme religieux et philosophique. Luther a fait beaucoup de mal à son pays. Avant lui, on ne trouvait chez les Allemands que la servitude, Luther les dota encore de la servilité. Les peuples du Midi, restés catholiques, craignent leurs maîtres, mais ils ne les aiment ni ne les vénèrent; ils réservent leur amour et leur vénération pour Dieu et son vicaire.

C'est pourquoi, dès que les peuples catholiques commencèrent à se sentir en force contre leurs tyrans, ils s'affranchirent de leur joug, ou du moins tentèrent leur émancipation avec plus ou moins de succès. Mais chez les peuples de la réforme, où, avec le consentement et le conseil des réformateurs, les princes s'étaient emparés du pouvoir moral de l'Église et l'avaient réuni au pouvoir matériel, leurs sujets leur portaient comme impôt l'amour et la vénération qu'ils donnaient autrefois à l'Église. Ce n'est que chez les peuples du nord que l'on trouve cet amour stupide et aveugle, et cette vénération superstitieuse pour les princes, qui dégrade tant la dignité de l'homme et qui retient ces malheureux peuples dans les fers. Ils n'osent pas les briser, ils n'osent pas le vouloir; ils ne s'effaroucheraient pas du prétendu crime

social, mais ils s'effarouchent du sacrilége. Les prêtres catholiques n'ont jamais prêché l'obéissance passive, comme les ministres réformés; et le prétendu droit divin des princes, bien qu'antérieurement réclamé par eux, n'a été sanctionné par les peuples que depuis la réforme.

Luther aurait pu épargner aux peuples de l'Europe trois siècles de souffrances et un siècle de combats sanglans pour leur liberté; s'il eût voulu, s'il eût seulement laissé faire, l'Europe serait république depuis le seizième siècle; mais il ne l'a pas voulu: il préférait la renommée de philosophe, de savant et d'auteur à la gloire d'avoir sauvé le monde.

Luther était le prototype d'un philosophe allemand, avec toutes les vertus et tous les défauts de sa nationalité. D'un esprit profond, d'une vaste érudition, spirituel, perçant d'un regard d'aigle les ténèbres de son temps, persévérant, vertueux, incorruptible, sachant résister aux faveurs plus qu'aux caresses des grands, il osa défier, pauvre et obscur moine qu'il était, la puissance colossale des pontifes romains. Mais il n'était pas homme politique; il n'avait aucune connaissance du monde réel: il ne comprit ni les ruses, les passions et

l'entêtement des classes supérieures de la société, ni le bon sens, les vertus et les intérêts des classes inférieures. Il méprisait souverainement le peuple, qui, seul, bon et vertueux, tâche toujours de convertir ses opinions en sentimens, et ses sentimens en actions.

La vocation de Luther était plus une œuvre de science que de conscience. Oubliant que Dieu lui-même, avec sa toute-puissance, devait créer un monde réel pour révéler sa divinité; oubliant que toutes les idées s'enchaînent, que les intérêts moraux et matériels se confondent, et qu'on ne peut pas remuer les uns sans mouvoir les autres, Luther maudit le peuple qui voulait matérialiser les nouvelles idées. Le diable le visita un jour dans sa solitude pour le tenter ou l'effrayer; Luther lui jeta son encrier à la tête, et le diable se sauva par la fenêtre. Parce que cette manière de faire la guerre lui avait réussi contre un pauvre diable, il croyait que l'encre était le meilleur projectile contre la violence, le despotisme, l'ambition et la rapine des puissans de la terre. Cette artillerie luthérienne n'a pas été perfectionnée depuis, et les philosophes, les moralistes et docteurs en politique allemands se contentent

encore aujourd'hui d'écrire contre les tyrans, qui, comme de raison, se moquent d'eux et de leurs encriers.

Les payans, dans les prisons obscures desquels l'émancipation intellectuelle effectuée par la réforme religieuse avait fait entrer le jour sans en ouvrir les portes, se sentaient plus malheureux depuis qu'ils voyaient clair. Ils firent des remontrances à leurs oppresseurs, et exposèrent leurs griefs avec une modération remarquable. Ce n'est pas qu'ils méconnussent la plénitude de leurs droits; ils savaient très-bien que selon la liberté chrétienne, expression par laquelle on désignait alors les droits de l'homme, ils étaient les égaux des riches et des puissans. Mais, par modestie, ils ne voulaient pas importuner leurs maîtres par la demande d'une réparation complète. Le peuple allemand est fait comme cela. Bon, généreux, magnanime, oubliant facilement les offenses, il est toujours embarrassé pour réclamer auprès de ses tyrans, et quand, poussé à bout, il prend les armes pour se faire justice lui-même, il est presque honteux d'une victoire remportée sur ses maîtres, et en leur rendant volontairement la moitié des droits conquis, il se démet du

pouvoir nécessaire pour défendre l'autre moitié, qu'il désirait garder.

Les princes se moquaient des remontrances des paysans. Alors ces derniers se soulevèrent, se rassemblèrent en troupes, et commencèrent la guerre; mais inexpérimentés, indisciplinés, sans centre d'opérations, et délaissés ou trahis par les chevaliers et seigneurs qui s'étaient offerts à eux comme chefs, et qui, ne combattant que pour leurs propres intérêts, stipulaient leur paix particulière avec les princes, ils furent bientôt vaincus.

Les vainqueurs exerçaient des cruautés et des vengeances horribles contre eux. Des corps entiers, qui s'étaient rendus avec la réserve d'avoir la vie sauve, furent, après avoir déposé les armes, impitoyablement massacrés. Le prince, évêque de Wurtzbourg, fit crever les yeux à quatre-vingt-cinq de ses sujets, qui, dans une bouderie d'enfans, lui avaient fait dire qu'ils ne voulaient plus le regarder. A d'autres, traités moins sévèrement, il fit couper les doigts de la main droite. Plusieurs des chefs d'insurgés furent brûlés vifs. On les attachait par de longues chaînes à un arbre, autour duquel on entassait, dans un vaste cercle,

du bois qu'on allumait, de sorte que ces malheureux étaient lentement rôtis. Et ce furent des généraux, des seigneurs, des princes souverains qui apportèrent eux-mêmes sur leurs épaules le bois qui servit à cette infernale exécution! Les cruautés commises antérieurement par les paysans n'approchaient pas, de beaucoup, de la férocité de leurs princes. D'ailleurs dans cette chaîne de vengeances mutuelles entre les opprimés et les oppresseurs, ce sont toujours les derniers qui ont forgé le premier anneau.

Un siècle plus tard, les arrière-petits-fils de ces mêmes paysans révoltés reprirent l'œuvre de leurs ancêtres. Sous le prétexte de la religion, ils ravageaient le pays d'un bout à l'autre; ils pillaient, incendiaient, et égorgeaient tant de monde qu'à la fin de la guerre il ne restait que quatre millions de toute la population de l'empire germanique. Mais comme alors les paysans ne combattaient pas pour leurs propres intérêts, mais par ordre, et pour le compte de leurs maîtres dont ils portaient la livrée, on ne les appelait pas des brigands, mais des soldats; et pour leurs chefs qui portaient épaulettes, panaches ou couronnes, on

ne les appelait pas chefs de voleurs, mais des héros. C'étaient les Mansfeld, les Braunschweig, les Tilly, les Wallenstein, les Gustav-Adolphe. Et cette guerre du dix-septième siècle, on ne la nomma pas avec dédain une guerre de paysans, mais on lui donna le nom respectable de guerre de Trente Ans.

L'esprit dans lequel M. Wachsmuth a composé son ouvrage, si esprit il y a, est cet esprit blême et décharné d'un érudit casanier, qui sait bien lire dans les livres, mais qui ne sait pas lire dans les âmes; qui n'aperçoit que ce qu'il voit, ne voit que ce qui passe sous ses fenêtres, mais qui ne sait jamais rien deviner. M. Wachsmuth comprend parfaitement bien les intérêts et les peines de sa caste, de la classe aisée, lettrée, fainéante et philosophe: mais son cœur ne lui trahit jamais les joies et les douleurs du peuple. Il sent tout le malheur d'un homme contraint de courber son âme, sa croyance et son intelligence sous la doctrine despotique d'un pape, de croire et de faire croire, d'appendre et d'enseigner ce qu'il sait être faux ou absurde; mais il ne sympathise pas avec un malheureux paysan, que le mépris couvre comme une lèpre, avec la douleur et

la cuisante envie d'une mère qui voit marcher ses enfans exténués, pieds nus dans la neige, au moment où les marmots du seigneur de village passent en bottines fourrés devant eux et leur jettent à la tête des cornets de bonbons vidés et des écorces d'orange.

Quand, après des siècles de souffrances, poussés enfin à ce terme de misère où l'homme n'a plus la force de souffrir, et devient fort par faiblesse, courageux par découragement, les paysans allemands prennent les armes pour demander justice et réparation de leur oppresseurs, M. Wachsmuth épuise contre eux tout le vocabulaire de la haine et du mépris. Il les appelle des coquins, des voleurs, des brigands, des fous, des assassins, des incendaires; il parle de *l'aspect sauvage de la révolte, de la rage de destruction, de la furie de la rébellion;* enfin, il nous fait entendre ses paroles bouillantes et écumantes qui sont si familières aux ennemis de la liberté. Surtout, M. Wachsmuth ne peut pardonner aux insurgés d'avoir vidé les caves des moines et de s'être servi des in-folios qu'ils trouvaient dans les bibliothèques des monastères pour en paver des chemins impraticables. Il compte même la

perte de nombre de livres et de manuscrits, probablement précieux, parmi les suites les plus funestes de la guerre des paysans. M. Wachsmuth ne paraît avoir écrit son histoire que dans le dessein d'inspirer la haine et l'horreur du peuple aux gouvernemens, aux nobles, aux riches et aux savans de son pays.

L'auteur, en parlant des prestations féodales sans nombre auxquelles les paysans étaient assujettis, fait la remarque qu'en ceci l'essentiel n'était pas dans la grande variété de ces prestations onéreuses, tant personnelles que réelles, ni dans la nature *réputée* avilissante et honteuse de certaines prestations personnelles, comme l'obligation de battre les étangs durant la nuit, pour empêcher les grenouilles de troubler le sommeil du seigneur du château, comme l'octroi que les seigneurs avaient établi à la porte de toute chambre nuptiale, mais que l'inconvenance était dans la tension trop forte des cordes. . . Voilà un échantillon du langage circonspect d'un professeur de Leipzig, qui, sans danger, ne pourrait oublier qu'en Saxe une grande partie de ces abus du moyen âge existent encore aujourd'hui dans toute leur vigueur!

Cependant on ne doit pas croire que M. Wachsmuth taise les injustices et les cruautés dont les princes allemands s'étaient rendus coupables envers leurs sujets; nullement: mais quand il en fait mention, ce n'est que par vanité d'auteur. Il aurait honte de se rendre suspect d'ignorance; il craint ces reproches d'une critique rigoureuse ou malveillante, de n'avoir pas connu tous les faits et documens de l'histoire du seizième siècle, et de n'être qu'un historien élégant et superficiel, qui n'a pas puisé dans les sources. Ainsi l'auteur parle encore des excès des princes commis envers les paysans, mais il en parle comme d'un événement qui est dans l'ordre des choses; il ne les blâme pas ou ne les blâme que poliment. En un mot, il raconte les méfaits des grands avec le sang-froid et l'impartialité d'un histoiren postérieur de trois siècles aux événemens; tandis qu'il raconte les méfaits des paysans avec toute la chaleur et la partialité d'un adversaire contemporain. Aussi M. Wachsmuth est trop avisé pour ne pas comprendre que l'histoire de la guerrre des paysans est une histoire toute contemporaine, et

qu'un professeur royal saxon doit discerner ce qui est bon à dire de ce qui est bon à taire.

M. Wachsmuth, tout luthérien qn'il est, grâce à la civilisation moderne, qui a tout poli et adouci, et même sucré les injures, n'a su égaler son maître dans sa véhémence contre les paysans insurgés. C'est une horreur de lire les persécutions que Luther exerçait et les féroces imprécations qu'il vomissait contre eux. S'il s'était contenté d'apaiser leur emportement, de leur faire des remontrances, de leur prêcher la soumisson aux autorités quand même, de leur démontrer que par la révolte, ils empiraient leur situation, qu'ils étaient trop faibles, trop désunis vis-à-vis des princes à la tête de tous les égoïsmes du pays; alors, du moins, on aurait pu pardonner à sa bonne volonté, son manque de courage, de sagesse et de prévoyance. Mais non, Luther ne fit rien de cela.

Il exhortait les princes à la vengeance, il disait qu'il n'y avait plus de démons dans l'enfer, qu'ils étaient tous entrés dans les corps des paysans, qu'on devait assommer comme des chiens enragés; que ce n'était pas la longanimité, la pitié, la grâce, mais bien la

colère, l'épée et la vengeance qui convenaient aux princes; qu'ils pouvaient plus facilement gagner le paradis en versant du sang, que par des prières. Lorsque quelques seigneurs bien intentionnés demandaient l'avis de Luther, si les corvées et autres obligations et services dont leurs paysans étaient chargés, n'étaient pas contraires aux principes de l'évangile, et si par conséquent ils ne devaient pas les abolir, il leur répondait que les paysans deviendraient insolens dès qu'ils ne seraient plus courbés sous les charges; que les ânes exigeaient des coups, et que le peuple voulait être gouverné avec violence et dureté. Luther était fils de paysan et avait endossé l'uniforme des parvenus, c'est tout dire.

Les historiens allemands ont la maxime raisonnable de ne pas confondre les siècles, en appliquant des institutions et des mœurs modernes aux temps anciens; ils évitent avec grand soin d'émettre des sentimens et des opinions anachronistiques. Mais M. Wachsmuth s'oublie quelquefois dans son ouvrage et enfreint cette règle. En racontant que Luther, à l'arbitrage duquel les bourgeois de la ville d'Erfurt, d'accord avec leur magistrat, avaient

soumis un projet de constitution municipale, où les droits des citoyens étaient garantis contre l'envahissement des autorités, s'était moqué de cette constitution représentative, par laquelle l'autorité consentait à se laisser surveiller, guider et gronder comme un enfant, et à rendre compte de ses actions à ses sujets, M. Wachsmuth fait la remarque que cette opinion politique de Luther serait applicable aux circonstances analogues de nos jours. Une autre fois, en parlant de Thomas Munzer, l'un des chefs des insurgés, il dit que ce monstre avait uni les sentimens d'un Robespierre au langage d'un Marat. M. Wachsmuth sacrifie sa gloire littéraire à sa tranquillité. Les écrivains allemands, d'ailleurs si honnêtes, si sincères, si consciencieux, tâchent maintenant l'impossible: d'accorder l'amour de la vérité avec l'amour de leur repos, et la crainte de Dieu avec la crainte de la police. Ils tremblent devant le comité du salut public, qui s'est formé depuis deux ans dans le sein de la diète de Francfort, quoiqu'en vérité les membres dont il est composé, ne soient vis-à-vis de Marat, de Danton et de Robespierre, que des Croque-Mitaines à faire peur aux enfans. Mais

ces savans sédentaires et hypocondriaques sont très-accessibles à la crainte, et de nos jours ils ne se mettent jamais à la fenêtre que coiffés d'un bonnet blanc, en manifestation publique de leur haine contre le bonnet rouge des jacobins et de leur amour pour la monarchie blanche et pure.

Les érudits allemands n'aiment pas à être troublés dans leur douces et paisibles études, et à être rappelés de la Perse lointaine et du beau siècle d'Alexandre-le-Grand, pour retourner au dix-neuvième siècle et rentrer en Saxe, leur patrie. Par ce motif, ils haïssent très-cordialement les révolutions populaires. Ce n'est pas que, méconnaissant les droits des peuples et les devoirs des gouvernemens, ils en condamnent le but, mais ils condamnent les moyens. Ils prétendent que la raison ne devrait jamais sortir de la logique et se fâcher, et que le droit ne devrait jamais jeter sa plume pour prendre l'épée. Ils exigent, avec une naïveté vraiment admirable, qu'on commence toute révolution par une constitution, c'est-à-dire qu'on ne commence la guerre qu'après le traité de paix. Ils oublient qu'un peuple n'a jamais fait la guerre à son gouvernement

qu'après l'avoir déclarée; qu'il ne l'a jamais déclarée qu'après des négociations infructueuses qui ont duré des siècles.

Le livre de M. Wachsmuth, considéré comme œuvre d'art d'écrire, est détestable, c'est-à-dire il ressemble à toutes les œuvres historiques des Allemands. C'est la chose la plus curieuse du monde que la manière d'écrire l'histoire en Allemagne. Si vous demandiez à un tailleur un habit bleu ou noir, et que celui-ci, au lieu d'un habit bleu ou noir, vous offrît un mouton blanc, en vous disant: voilà votre affaire; sans doute vous penseriez que cet homme est fou ou qu'il veut se moquer de vous. Eh bien! c'est précisément ce qui pourrait vous arriver auprès d'un historien allemand. Demandez-lui une belle et bonne histoire de la Grèce, de la révolution française, de la réforme, de la guerre des paysans, alors il vous conduit dans son vaste magasin littéraire, où se trouvent entassés des documens, des procès-verbaux, des chartes diplomatiques, des lois, des ordonnances, des chroniques, des traités, des manifestes, des chansons populaires, des fragmens de monumens d'architecture, des inscriptions, des monnaies, des médailles, et

puis il vous dit: Prenez votre histoire, la voilà! Gardez-vous bien de vous fâcher et de lui répondre: Mais, monsieur, je n'ai que faire de ces matériaux bruts, je demande une histoire toute confectionnée.

Alors il vous dit des injures, il vous appelle un homme superficiel qui ne sait pas puiser dans les sources. *Puiser dans les sources*, c'est l'expression technique et banale des historiens allemands. Dans tous leurs ouvrages, la partie des notes est le mets, et le texte est le plat dans lequel on le sert. Peu d'ouvrages historiques font exception à cette règle, et alors que cela arrive, c'est un événement dont on parle dans tout le pays. Il y a quarante ans que Schiller composa son histoire de la guerre de Trente Ans. Elle était écrite avec clarté, avec élégance, avec vivacité, enfin c'était un véritable tableau historique. Toute la nation était émerveillée de ce phénomène, et les naturalistes ne savaient qu'en penser. Schiller lui-même, tout poète qu'il était, eut un peu honte d'offrir un livre lisible comme une œuvre d'érudition et de conscience, et par modestie, il le fit imprimer en un humble format portatif, et le publia sous ce titre:

Almanach des dames pour l'an 1791. A cette époque, on trouva l'histoire de la guerre de trente ans, lecture peu galante, reliée en satin rose et dorée sur tranche, dans les boudoirs de toutes les petites maîtresses du saint empire germanique.

M. Wachsmuth nous promet une série d'esquisses historiques du siècle de la réforme, et ensuite une autre série à laquelle les événemens de la révolution française fourniront des sujets. Mais nous craignons fort que si l'auteur se trouble déjà en regardant de loin le tumulte du seizième siècle, il ne perde entièrement la tête quand il se trouvera sur le champ de bataille même, des révolutions de son temps, et que ses tableaux historiques ne se ressentent de son effroi et de sa pâleur.

II.

De l'Allemagne,

PAR HENRI HEINE *).

Tous les écrits de M. Heine sont précédés de magnifiques et éblouissantes préfaces. Cette fois l'auteur fait son entrée suivi des empereurs Othon et Charlemagne, de deux évêques et d'un comte, cortége respectable, mais qui a l'inconvénient de trop éveiller l'attention et la curiosité. On ne croirait pas combien une belle préface peut nuire au livre qui la suit; il fallait tout le génie de Rossini pour faire réussir un opéra tel que la *Gazza Ladra,* dont l'ouverture commence par un roulement de tambours.

---

*) *Réformateur* du 30. mai 1835.

Par des raisons graves, je n'entrerai pas dans les détails de l'ouvrage de M. Heine; je me bornerai à en examiner l'esprit, c'est-à-dire l'esprit de l'auteur en général. D'abord, mes connaissances de la philosophie et de la littérature allemandes, dans leur ensemble et dans leur développement historique, sont très superficielles, et quoiqu'en cela je ne diffère de M. Heine que par la franchise de mon aveu, l'honnêteté m'oblige à me déclarer incompétent à juger de telles affaires. Ensuite le cœur me manque de m'opposer trop ouvertement à la Providence qui a chargé M. Heine, comme M. Heine nous l'assure, de faire connaître l'Allemagne à la France. Ce serait une entreprise par trop hasardeuse, surtout depuis que la Providence de M. Heine s'est mise sous la sauve-garde d'un ministre influent. Je ne veux pas me brouiller avec elle.

Quand M. Heine parle de la mission que la Providence lui a donnée, c'est, bien entendu, qu'il s'agit d'une mission auprès de Paris; car, pour une mission auprès de la France, M. Heine aurait eu honte de l'accepter. Il s'explique nettement là-dessus: „Par la France, „dit-il, j'entends Paris et non pas la province;

„car ce que pense la province importe aussi „peu que ce que nos jambes pensent. „C'est la tête qui est le siége de nos „pensées.“ Nul doute que M. Heine n'ait noté ces mots superbes, lorsque après une soirée passée chez un bourgeois gentilhomme, il venait de rentrer chez lui et n'avait pas encore ôté ses gants glacés. Sa phrase a la senteur incomparable de cette eau de mille impertinences dont les salons du juste-milieu sont seuls parfumés. Mais, vraiment, cela passe la plaisanterie. Les grandes choses que la France a faites depuis cinquante ans, est-ce qu'elles ont été imaginées et exécutées par des Parisiens? Est-ce que Necker, Mirabeau, Sièyes, Barnave, Camille Desmoulins, Pétion, Roland, Robespierre ont été des Parisiens? Carnot, Dumouriez, Hoche, Kléber, Moreau, Desaix, Masséna, Ney, Napoléon enfin, n'ont-ils pas été des provinciaux? Non, Paris n'est pas la tête de la France, il n'en est que le chapeau, et si la province venait jamais à avoir trop chaud, elle ne balancerait pas longtemps à mettre chapeau bas.

Serait-il possible que cette phrase glacée de M. Heine soit l'expression fidèle des sen-

timens des Parisiens? Alors, malheur à eux! Un jour, il pourrait entrer dans l'esprit de tous les Français que Paris est la Bastille de la France, et ce jour serait horriblement chaud. Les Parisiens ne devraient pas toucher cette corde. S'ils sont parvenus à remplacer Versailles et l'ancienne cour et à transformer la Bourse en œil de bœuf, ils devraient en silence jouir de leur suprématie et ne pas hautement s'en vanter. Est-ce qu'ils ne frémissent pas à l'idée qu'un jour on pourrait voir planté sur le terrain de la Chaussée-d'Antin une verge portant l'écriteau: *Ici l'on pleure?*

M. Heine, dans ses écrits publiés en langue française, fait l'agréable auprès de la France, et la flatte d'une manière vraiment peu flatteuse. Il la traite en coquette et lui conte des douceurs, mais des douceurs à faire envie à la rue des Lombards. Il dit aux Français, c'est-à-dire aux Parisiens, que, quoiqu'ils ne soient plus des païens, ils n'en continuent pas moins d'adorer la belle déesse Venus et de sacrifier aux Grâces. Il vante leur gentillesse et leur sagesse; il leur sourit gracieusement; il les applaudit de leur insouciance à l'égard

de Dieu et du Diable, et de n'avoir plus que des souvenirs obscurs de ces *deux personnages* qui vivent encore dans les croyances populaires de l'Allemagne. Je sais fort bien qu'un diplomate doit être insinuant; mais il faut qu'il le soit toujours avec dignité; mais de telles flagorneries ne sont pas dignes d'un missionnaire de la Providence; elles sont encore moins dignes de la nation à qui elles sont adressées, et qui a assez de vertu pour savoir se passer de flatteries. Pour tout homme d'honneur, il n'y a qu'une seule manière de reconnaître l'hospitalité qu'une nation étrangère lui accorde, c'est de s'en montrer digne. Du reste, il doit quelquefois avoir le courage de ne pas plaire à ses hôtes, et de mieux aimer mériter leurs suffrages que de les obtenir.

C'était vraiment chose très-facile à nous autres écrivains patriotes de rester fidèles à nos principes, lorsque nous étions encore en Allemagne. Dans notre patrie, nous n'avions aucunes séductions à combattre, ni les séductions du beau monde, qui n'y est pas encore crée, ni celles du grand monde, qui là, nous dédaigne, ne nous laisse jamais entrer dans sa sphère céleste, ne nous tient aucun compte de notre envie de lui

plaire, et qui, ne s'inquiétant pas le moins du monde de nos opinions, ne cherche pas à nous gagner par des cajoleries ou par des moyens plus substantiels. En Allemagne, ils n'ont pas besoin de ces médicamens constitutionnels: ils ont la censure pour prévenir et les cachots pour réprimer nos indiscrétions. Paris a son *Marché des Innocens;* Vienne, Berlin, Munich savent s'en passer; là-bas, on n'achète pas l'innocence; on la saisit, la pauvre bête, et on la met en fourrière.

Mais, en France, notre situation change, et devient à la fois plus douce et plus dangereuse. Dans ce pays, les hommes de lettres comptent pour quelque chose, et il ne leur faut pas de beaucoup tout l'esprit de M. Heine pour obtenir les attentions d'une société, même en présence d'un diplomate allemand. Dans ce pays, les pouvoirs matériels n'ont aucune force sans l'alliance des pouvoirs moraux, et le vice lui-même doit rechercher la protection de la vertu. C'est ici que nous pouvons montrer la constance de nos opinions et notre courage à les défendre; c'est ici que nous pouvons prouver que ce ne fut pas dans des intérêts personnels que nous avions combattu

pour la liberté. Jetés, innocens et sans expérience dans le tourbillon de Paris, de cette ville aimable et impie, le paradis des diables et l'enfer des anges, où l'on est parvenu à rendre inodore toute corruption, jusqu'à la pourriture même, c'est ici que nous devons aspirer à la gloire que notre patrie mette la perte de notre appui au nombre de ses malheurs.

Exilés en pays étranger, notre langue maternelle qui nous y a accompagnés est regardée elle-même en exilée, en réfugiée, et mise comme nos personnes sous la surveillance de toutes les polices du continent. A nous défense d'agir, à elle défense de parler, même de loin, contre les despotes de l'Allemagne. Or, abandonnés à la discrétion de la langue française, cette langue façonnée et corrompue depuis deux siècles par les rois, les diplomates et les aristocrates de toute l'Europe; à cette dangereuse langue qui est polyglotte pour le mensonge et bègue pour la vérité, nous devons veiller à ce que la facilité de tromper ne nous donne jamais l'envie de tromper.

Au service de la vérité, il ne suffit pas de montrer de l'esprit, il faut encore montrer du

cœur. Ce n'est pas assez que de jeter quelques phrases malicieuses à la tête de la diète de Francfort, et de présenter de temps en temps un bouquet avec un beau compliment à la liberté de l'Allemagne; ce ne sont que de ces petites réjouissances dont la vanité rhétorique d'un écrivain se régale, mais qui ne réjouissent pas nos malheureux compatriotes gémissant sous les toits de plomb de l'inquisition tudesque, et ne peuvent servir à leur cause. Encore dans l'exil, nous pouvons combattre pour notre patrie, en combattant le principe du mal, qui est le même par tout le monde, bien que plus ou moins développé selon les obstacles que les mœurs et les institutions publiques lui opposent. Ce mauvais principe, c'est l'aristocratie, c'est la coalition des égoïsmes. Nous ne devons pas nous accommoder avec ces aristocraties, nous ne devons pas caresser en France ce que nous avons repoussé en Allemagne. Ma foi, il ne valait pas la peine de nous avoir fait bannir de notre patrie par la hardiesse de nos opinions et la rudesse de notre libéralisme, pour ensuite nous apprivoiser en pays étranger, faire là le complaisant envers le beau monde, et échanger notre peau

d'ours contre une peau de renard. Cela ne valait pas les frais de voyage, cela ne valait pas la peine qu'il nous coûte de cultiver nos pensées et sentimens indigènes dans la serre chaude d'une langue étrangère; cela ne valait pas notre embarras de voir sourire de nos naïfs germanismes les dames de comptoir des cabinets de lecture, et les charmantes habituées du passage des Panoramas.

La critique la plus agile, la plus rusée, la plus chatte ne réussira pourtant jamais à attrapper M. Heine, qui est encore plus souris que la critique n'est chatte. Il s'est ménagé des trous dans tous les coins du monde moral, intellectuel, religieux et social, et tous ces trous ont des communications souterraines entre eux. Vous voyez sortir M. Heine d'une de ses petites opinions, vous le pourchassez, il y rentre: vous l'assiégez; attrappé vous-même, voilà qu'il s'échappe d'une opinion tout opposée. Résignez-vous, vous perdez vos peines et vos ruses. Vous lisez telle page de M. Heine, où vous trouvez une assertion fausse, absurde, ridicule; ne vous pressez pas à la réfuter, tournez la feuille, M. Heine a tourné et il se réfute lui-même. Si vous ne savez

pas apprécier de tels esprits chatoyans, tant pis pour vous, vous n'êtes pas à la hauteur de la cuisine rhétorique; il n'y a rien de plus délicieux que ces macédoines d'opinions.

Je l'ai déjà dit, je n'ose pas lutter contre le grand savoir philosophique de M. Heine, rendu encore plus formidable par le soutien de la Providence. Par cette raison, je n'examinerai pas si l'exposition des différens systèmes de la philosophie allemande que M. Heine a fait à l'usage du foyer de l'Opéra est vraie ou fausse; mais je ne peux me défendre de critiquer la manière leste et agréable avec laquelle M. Heine traite les sujets les plus graves. Cet aimable écrivain parle de l'amour à propos de Kant, de chemises de femme à propos du christianisme, et de lui-même à propos de tout. Quant à moi, elles ne me plaisent guère, ces guirlandes de roses et de violettes dont M. Heine a la coquetterie d'orner les plats solides et nourrissans de la science allemande. Cette purée de littérature, cette crème de philosophie, ces beafteeks à la vanille ne sont pas de mon goût.

Les Français ne doivent pas savoir bon gré à cet homme de lettres des efforts qu'il

fait en leur faveur pour aplanir les difficultés qui précèdent l'intelligence de la littérature allemande. En écartant les embarras du chemin, il écarte le but, car ce n'est que dans la peine elle-même que se trouve la récompense de la peine. On n'entre pas dans cette vie allemande à peu de frais. Les Allemands eux-mêmes, les Allemands nés, n'accomplissent qu'avec beaucoup de fatigues la destination de leur nationalité, et n'arrivent qu'après de grandes souffrances à cette profondeur de l'âme qui donne aux sentimens la paix et la sécurité du tombeau, et à cette béatitude de l'esprit qui les console de leur malheureux état social. La vie allemande ressemble à une contrée des Hautes-Alpes; elle est grandiose, majestueuse, la couronne de la terre qui étincelle de ses éternels glaciers! A l'Allemagne, la lumière la plus pure, aux autres pays, la chaleur du soleil. Ces hauteurs stériles ont fécondé le monde à leurs pieds. C'est là que se trouvent les sources, et des grands fleuves de l'histoire, et des grandes nations et des grandes pensées. Aux Allemands le génie, aux Français le talent: aux uns la force productive, aux autres la

force industrielle de l'esprit. C'est du sol germanique que sont sorties toutes ces grandes idées qui ont été mises en œuvre et utilisées par des nations, ou plus habiles, ou plus entreprenantes, ou plus heureuses. L'Allemagne est la source de toutes les révolutions de l'Europe; elle est la mère de ces découvertes qui ont changé la face du monde. La poudre, l'imprimerie, la réforme religieuse, sont sorties de son sein, filles ingrates et maudites, qui ont épousé des princes, et ont bafoué leur mère plébéienne.

Pour gagner ce point de vue élevé de la vie allemande, vous ne devez pas vous faire porter en litière douce et bien fermée, car alors ce ne serait que votre chambre à coucher mise en mouvement, et vous ne sortirez jamais de votre région de vie. On ne doit pas craindre les fatigues, on ne doit pas se lasser, on doit s'endurcir contre le froid, le chaud et le vertige. Il faut savoir monter, grimper, sauter, se frayer un chemin à travers les neiges. Mais soyez sûrs que la récompense ne manquera pas à vos peines, car là-haut se trouve la vie intellectuelle des Allemands.

Les Français se plaignent souvent et se

moquent quelquefois de ce brouillard qui enveloppe les intelligences germaniques. Mais ces nuages qui interceptent la vue aux Français ne sont qu'aux pieds des Allemands, qui s'en élèvent de toute leur grandeur, et respirent sous un ciel bleu et dans un air pur et rayonnant. Mais le jour avance, encore quelques heures historiques, et ces brouillards qui séparent deux nations se dissipent. Alors nous nous reconnaîtrons; les Français montent, les Allemands descendent, pour se donner les mains tachées d'encre, et alors ils mettront leurs plumes aux mains rouges de leurs rois, pour s'en servir à écrire, sur les bords du Missouri, le dernier chapitre de leur règne.

La religion sert d'escarpolette à M. Heine, et le christianisme de cheval-balançoire. Il le caresse, il le gronde, il le fouette, il le pousse de ses talons; il est vrai qu'il n'avance jamais; mais est-ce que M. Heine veut jamais avancer? Il ne veut que se balancer et se donner du mouvement. N'offensez pas M. Heine en le croyant capable d'une tendance sérieuse, d'une croyance, d'une conviction; M. Heine sait aussi bien que qui que se soit, que ne rien craindre, ne rien espérer, ne rien aimer, ne rien vénérer

et n'avoir aucun principe, sont les traits constitutifs d'un grand caractère.

Mais par malheur pour l'imperturbabilité de l'âme de M. Heine, voilà que le directeur de ce théâtre des folies dramatiques, que nous appelons le monde, l'a destiné à tous les premiers rôles, sans même lui donner un double. Le répertoire de M. Heine est immense; une centaine de comédiens ordinaires du roi n'y suffirait pas. Il joue l'Anti-Christ, tandis que Voltaire, ce grand auteur, n'a joué que saint Jean-Baptiste, le précurseur de l'Anti-Christ. „Voltaire, dit M. Heine, n'a fait que blesser le corps du christianisme.“ Mais à lui-même, pauvre homme, est tombé en partage la besogne pénible d'anéantir l'essence intérieure du christianisme. „L'idée fondamentale du christianisme, dit encore M. Heine, est l'anéantissement de la vie sensuelle.“ Mais pour lui, il a reçu de la Providence la mission de revendiquer les droits de la chair. Rendons grâce à la Providence qu'elle ait créé, et tout exprès en faveur de M. Heine, une nouvelle chaire de droits, pour l'enseignement des droits de la chair!

Mais ce ne sont pas seulement les droits

de la chair que M. Heine revendique, il plaide encore pour la réhabilitation de toute la matière. Voilà un morceau de son plaidoyer superbe:

„Kant a enlevé le ciel d'assaut et passé toute la garnison au fil de l'épée. Vous voyez étendus sans vie les gardes du corps de Dieu; lui-même nage dans son sang; il n'est plus désormais de miséricorde divine, de bonté paternelle, de récompenses futures pour les privations actuelles; l'immortalité de l'âme est à l'agonie, on n'entend que râle et gémissemens.“

„L'humanité soupire après des mets plus solides que le sang et la chair du Christ. L'humanité sourit de pitié sur les rêves de sa jeunesse..., et elle devient virilement pratique. L'humanité sacrifie aujourd'hui au système d'utilité terrestre..., et puis, il faudra offrir encore à la matière de grands sacrifices expiatoires pour qu'elle pardonne les vieilles offenses. Il ne serait pas même mal qu'on instituât des fêtes sensualistes, et qu'on indemnisât la matière pour ses souffrances passées, car le christianisme, incapable de l'anéantir, l'a flétrie en toute occasion. Il a rabaissé les plus

nobles jouissances, les sens furent réduits à l'hypocrisie, il y eut partout mensonge et péché. Il faut revêtir nos femmes de chemises neuves, et passer toutes nos pensées à la fumée des parfums, comme après les ravages d'une peste."

Ainsi soit-il, et que les lingères et les parfumeurs s'en réjouissent! Voilà donc M. Heine nommé par la Providence procureur de la matière, tuteur de la matière mineure. Mais qu'il prenne garde à sa pupille! La nuit porte conseil aux filles, et passé les trente-cinq ans, il vaut mieux être spiritualiste que gardien de la matière.

A un homme de conscience qui ne se serait égaré qu'en cherchant la vérité, je dirais: Non, le christianisme n'a pas rendu malheureux les hommes, il les a trouvés tels lors de son apparition, et il les a consolés et aidés dans leur misère. Le christianisme a été le médecin du monde romain, tombé malade par ses passions effrénées et ses débauches brutales. Maîtres et esclaves furent alors également coupables, les uns nageaient dans le sang, les autres croupissaient dans la fange de la servilité; le christianisme purifiait les

uns et relevait les autres. Il prescrivait à tous un régime salutaire de l'âme et du corps, et ce régime sévère a sauvé la vie au monde et l'a guéri. Le christianisme n'a pas aboli les droits de la chair, il n'a jamais demandé le sacrifice des jouissances sensuelles, il les a seulement assujetties à la tutelle de l'âme pour les rendre plus pures et plus durables. Aucune religion n'eut jamais tant d'indulgence pour les faiblesses humaines que n'en avait la religion chrétienne.

Le catholicisme, loin d'avoir énervé les peuples, leur a rendu la force et l'énergie qu'ils avaient perdues sous la domination romaine, et que les peuples modernes, qui se sont séparés du catholicisme, ont perdues pour la seconde fois. Le seul peuple du nord qui, depuis trois siècles, n'a cessé un seul jour de se remuer pour la liberté, c'est le peuple polonais, qui est resté catholique. Le catholicisme n'est pas un culte „sombre et décoloré,“ comme dit M. Heine; c'est la religion la plus sereine et la plus joyeuse qui ait jamais existé. Non, les sens n'ont pas été réduits à l'hypocrisie par le christianisme, cette religion ne demande

qu'un voile pour les réjouissances des sens, elle n'exige que la pudeur.

La pudeur est la seule divinité que même les hommes les plus corrompus n'osent jamais dénier, et c'est de son culte que M. Heine se moque comme d'une superstition et qu'il appelle l'hypocrisie des sens. Je sais bien que ce n'est pas sa pensée intime et sérieuse, mais voilà où un homme honnête et délicat, comme M. Heine, qui se vante de n'avoir jamais fumé, ni jamais mangé de la choucroute, et qui met dans ces qualités ses plus beaux titres à l'estime de la France: voilà où il peut être conduit par une malheureuse phraséomanie. M. Heine a mille fois célébré l'amour; il l'a chanté en vers, il l'a crié en prose; il doit savoir mieux que personne que le mystère est le dieu de l'amour, et que la pudeur est sa religion.

Est-ce donc chose si difficile que d'être chrétien? Au moins ce n'est pas aussi coûteux que M. Heine le pense. Quiconque aime est chrétien. Et tout homme, même par amour-propre, doit aimer et adorer quelque chose qui n'est pas lui-même. C'est un égoïsme bien entendu que de déposer une partie de sa fortune dans le tout qui ne peut pas être volé,

et de confier son âme à l'éternité qui est toujours solvable. Tel homme adore l'honneur, tel autre la gloire, tel autre la vertu, ou la bravoure, ou la fidélité, ou la liberté, ou la vérité, ou l'amour ou l'amitié. Eh bien! le christianisme est le Panthéon de toutes ces divinités. Entrez au temple, agenouillez-vous devant l'honneur ou devant la liberté, vous adorez le même Dieu, vous êtes chrétien.

On n'est jamais heureux sans croyance, on vit de sa journée et l'on s'inquiète du lendemain. Le croyant est nourri pas les soins maternels de la Providence; l'incroyant est un mendiant qui vit des aumônes de la Fortune. La foi est la racine de la science; séparé d'elle, le savoir n'est qu'un morceau de bois, qui ne porte ni fleurs ni fruits. Sans foi, on n'a pas de cœur; et les grandes pensées, les pensées vivifiantes viennent du cœur. On peut bien, sans cœur, avoir des talens, mais ce ne sont que des fruits confits qui n'apaisent pas la soif. On peut bien avoir de l'esprit sans cœur, mais ce n'est que de l'esprit plaqué, qui ne résiste pas aux injures du temps, et qui rougit au moindre frottement de la critique.

Le protestantisme, dit M. Heine, fut pour

moi plus qu'une religion, ce fut une mission; et depuis quatorze ans, c'est pour ses intérêts que je combats contre les machinations des jésuites allemands. Quatorze ans, c'est deux fois la guerre de Sept-Ans, qui a immortalisé un grand roi. M. Heine doit être fatigué de sa gloire, qu'il fasse sa paix de Huberstbourg avec les jésuites. Voilà donc une nouvelle mission sur les épaules de M. Heine; vraiment c'est une rude corvée que d'être le favori de la Providence, et un autre n'y saurait tenir. M. Heine est depuis sa naissance à la tête de tous les mouvemens de l'Allemagne; il est le tambour-major du libéralisme, le parrain des nouvelles écoles littéraires auxquelles il donne son nom, le protecteur du protestantisme, la terreur des républicains, des aristocrates et des jésuites. Il a tout prévu, tout prédit, tout dirigé; telle chose il a dite, telle autre il a faite, lui, le premier entre tous les Allemands. M. Heine demanderait volontiers un brevet d'invention du monde, si malheureusement la Sainte-Ecriture n'était pas là, avec des preuves incontestables, que le monde a été créé avant la naissance de M. Heine.

Mais qu'est-ce qui donne cette suffisance à M. Heine? Il nous l'explique lui-même. „Oser! dit-il, est le secret de la victoire en littérature comme en amour.“ En amonr c'est malheureusement vrai, et des femmes innocentes et inexpérimentées sont souvent les dupes d'une noble assurance. Il est bien vrai qu'elles n'en sont dupes qu'une seule fois, mais cela ne corrige pas les oseurs, qui, se reposant sur la discrétion féminine des offensées, changent de maîtresses et osent toujours de nouveau; mais comment, en littérature, la hardiesse peut-elle suppléer à la vigueur? cela se conçoit difficilement.

M. Heine met de l'amour en tout, en science, en littérature, en politique, en philosophie, en théologie, en amitié. Il n'y aurait rien à redire, si cela se faisait avec modération, mais M. Heine ne garde pas de mesure. Nous lui rappelons ce sage précepte, qu'un cuisinier célèbre a donné à ses élèves: „Surtout, mes amis, ne portez jamais le poivre jusqu'au fanatisme.“

De même qu'en politique, M. Heine est en désertion continuelle entre les opinions opposées, courant çà et là sur le champ de bataille

qui les sépare, s'approchant tantôt de l'une, tantôt de l'autre; de même en matière de religion, il est en continuelle désertion entre le déisme et l'athéisme. C'est que M. Heine n'est qu'un fournisseur de phrases, qui en offre à tout le monde avec l'impartialité la plus mercantile. Il ne s'inquiète jamais du droit, de la justice d'une cause; il ne se soucie que de son commerce de paroles, et à peine l'espérance de gagner l'a-t-elle attiré vers un parti, que la crainte de perdre le repousse aussitôt vers l'autre parti. Tantôt il déprécie, tantôt il exalte le christianisme; c'est suivant que l'un ou l'autre lui offre une occasion favorable de placer avantageusement ses phrases brodées; car le ciel et la terre ne servent à M. Heine que de canevas pour y figurer ses jolis petits ouvrages à l'aiguille, qui plaisent beaucoup regardés pardevant, mais qui perdent leur beauté et leur valeur dès qu'on les retourne.

M. Heine rirait de bon cœur si je m'avisais de lui reprocher son incrédulité; mais il prêtera la plus sérieuse attention à mes pieuses exhortations, quand je lui ferai observer que l'impiété est une mode surannée, qu'il n'y a

plus de mérite à combattre la superstition religieuse, depuis qu'on n'est plus décrété de prise de corps pour de telles hardiesses, et qu'on ne brûle plus les livres impies; que les d'Holbach et les Lamettrie du dix-neuvième siècle ne sont que les don Quichotte de l'athéisme; que les Parisiens, comme il faut, ne se servent plus de l'ancienne devise de Voltaire: *Ecrasez l'infâme*, mais qu'ils ont adopté la nouvelle devise: *Ecrasez la canaille;* qu'enfin, toutes ces diatribes contre le christianisme sont furieusement *rococo.*

M. Heine prétend que „le dix-huitième siècle a si complètement écrasé le catholicisme en France, qu'il l'a presque laissé sans signe de vie.“ C'est une erreur que cet écrivain partage avec bien d'autres. Quant à nous, nous pensons, au contraire, que le dix-huitième siècle, loin d'avoir écrasé le catholicisme, l'a préservé de sa ruine. Voltaire et ses disciples ont échenillé la religion. D'ailleurs, peu importe à quoi ces philosophes ont visé; il faut voir ce qu'ils ont atteint par leurs efforts. Quand la Providence (M. Heine me pardonnera ce plagiat) a quelque dessein, elle se sert toujours des hommes qui sont les adversaires

de ses desseins; c'est le plus court chemin pour arriver au but. Ce sont les rois qui fondent les républiques; ce sont les incrédules qui rétablissent la religion. De même que la révolution française n'avait point de tendance à bouleverser la société politique et à faire cesser le règne de la loi, comme ses adversaires le prétendent, mais qu'elle n'avait d'autre but que de donner une meilleure constitution à l'Etat; de même, le mouvement en apparence anti-religieux du dix-huitième siècle n'a tenté que de changer la constitution de l'Eglise, de monarchique qu'elle est en une constitution populaire. Dès qu'il n'y aura plus de pape, ni d'évêques mangeurs de budgets, ni d'armées permanentes de moines, ni de gendarmerie noire; dès que le peuple élira lui-même ses administrateurs spirituels, et que l'Eglise sera gouvernée pour et par le peuple, le catholicisme recouvrera sa splendeur et sa force primitive.

Les tendances politiques et religieuses du siècle marchent de front, et ce n'est qu'ensemble et en même temps qu'elles atteindront leur but. Les peuples, pour être libres, doivent être religieux; les peuples les plus libres, les

Suisses, les Anglais, les Américains du Nord, sont les peuples les plus religieux. Leur religiosité n'a pas suivi, mais elle a précédé leur liberté; il faut craindre Dieu pour ne pas craindre les hommes.

A entendre M. Heine se lamenter pitoyablement des jésuites de l'Allemagne, on croirait qu'ils dominent le pays; mais il n'en est rien. Il est bien vrai qu'en Allemagne comme partout où il y a une guerre entre le despotisme et la liberté, les jésuites affluent à chaque combat, comme les corbeaux, qui ont le vent des corps morts, volent au-dessus des champs de bataille: mais ces corbeaux qui mangent les cadavres des deux armées avec impartialité ne décident pas de la victoire. Les jésuites monarchiques ne nous feront plus aucun mal, ils sont trop fins pour ne pas s'apercevoir de la prochaine fin des rois: c'est des jésuites populaires qu'il faut nous garder maintenant. J'accorderai volontiers à la frayeur de M. Heine que les jésuites ont beaucoup d'influence à Munich; mais ce n'est que parce que le roi de Bavière est jésuite lui-même, et que ses serviteurs et ses flatteurs, comme cela se fait toujours, portent la livrée de leur maître.

On ne doit pas en trop vouloir à ce bon roi de s'être fait jésuite; il ne s'est jeté dans les bras des moines et des saints que depuis que les dieux de l'Olympe l'ont trahi et raillé de la manière la plus cruelle. D'abord, Apollon inspira au bon roi de Bavière des vers tellement détestables, qu'on ne peut les débiter publiquement sans faire aboyer tous les chiens à deux lieues à la ronde; puis Vénus, puis Mercure; bref, c'étaient des tours à faire enrager l'homme le plus doux. Aussi le bon roi de Bavière en a perdu la tête, sans compter les autres pertes; et depuis ce temps, il ne sait plus ce qu'il fait, ni ce qu'il veut, ni ce qu'il peut Dans ce malheureux état de son âme et de son corps, il a fait emprisonner les plus honnêtes gens de son royaume et les tient depuis deux ou trois ans dans des cachots affreux, sans accusation publique et sans jugement. Ce bon roi a institué jusqu'à cinquante monastères dans son petit royaume, et il les augmente encore tous les jours. Le gouvernement bavarois est un des chefs-d'œuvre de la politique de M. de Metternich. Cet habile homme d'état a persuadé au roi de Bavière de faire élever sur son propre territoire, et à

ses propres frais, une muraille chinoise flanquée de couvens, et gardée par des capucins, pour défendre les frontières de l'Autriche contre l'invasion des lumières du côté du midi de l'Allemagne.

C'est ce même roi de Bavière que M. Heine a appelé „l'un des plus excellens et des plus spirituels princes qui aient jamais orné un trône,“ et puis, pour se reposer de ses efforts pindariques, il se laisse tomber de tout son poids sur les jésuites inférieurs et leur fait des contusions considérables. Mais est-ce que tout cela nous regarde? C'est une affaire toute personnelle entre M. Heine et les jésuites, avec laquelle le salut du peuple allemand n'a rien à démêler; qu'ils vident leur différend comme ils peuvent. M. Heine se plaint de ce que les jésuites l'ont persécuté à Munich, et l'ont poursuivi jusqu'à Paris; que là ils sifflent autour de lui comme des serpens, et que l'un de ces serpens jésuites l'a mordu au talon, lorsqu'ils se promenait au boulevard Montmartre. M. Heine ne dit pas précisément cela; il n'en parle qu'en général, il dit qu'on pourrait se promener joyeusement au boulevard Montmartre, et inopinément sentir au talon la morsure

d'un jésuite. Mais comme les appréhensions de M. Heine sont toujours historiques, c'est indubitablement lui-même qui a été mordu par un jésuite.

Que M. Heine prenne courage, et quoique je ne haïsse plus les jésuites, depuis que leur ambition a tant dépéri qu'ils se contentent de persécuter un innocent homme de lettres, je me réjouirais pourtant si M. Heine sortait victorieux encore de ce dernier combat. Il n'y a pas encore deux ans qu'il s'est lamenté des cruelles persécutions qu'il eut à essuyer de la part des aristocrates et des républicains coalisés contre lui. Dans son dernier ouvrage, M. Heine ne parle plus ni des aristocrates, ni des républicains, preuve certaine qu'il les a anéantis. Eh bien! il écrasera aussi les jésuites, et peut-être le jour n'est pas loin où M. Heine pourra se promener en toute paix et sécurité au boulevard Montmartre, sans avoir à craindre la morsure d'un petit Loyola bavarois.

Nous ne sommes jamais plus contens de M. Heine que quand il se trouve dans l'erreur, mais malheureusement ce cas est très-rare. M. Heine est rarement dans l'erreur, parce qu'il cherche rarement la vérité. Il est aussi

insouciant de s'en écarter que de s'en approcher, de la trouver que de la manquer. M. Heine ne cherche que l'expression la plus belle possible; la chose à exprimer lui est indifférente. Mais qu'il l'avoue franchement, qu'il le déclare une fois pour toutes, c'est qu'en écrivant il n'a jamais d'autre but que de publier un dictionnaire de beaux et bons mots, en livraisons de deux volumes, et alors nous n'aurons plus rien à lui reprocher. Nous trouverons tout simple que M. Heine mette le *oui* dans la lettre O et le *non* dans la lettre N, et que *Dieu* soit placé plus bas que le *diable;* enfin, nous accorderions volontiers à M. Heine, que la belle plume fait le bel oiseau.

Encore quelques passages extraits de l'ouvrage de M. Heine, pour rendre palpable pour tout le monde de quelle manière cet écrivain se joue, non pas des mots qui lui sont sacrés, mais des choses. Il est souvent si impatient et pressé de se contredire lui-même, et d'annuller sa pensée primitive, qu'il ne se donne pas le temps de l'achever, et se coupant la parole à lui-même, amène de suite l'opinion opposée.

„Les Benthamistes, dit M. Heine, les prédicans de l'utilité, sont des esprits puissans

qui ont saisi le véritable levier avec lequel se peut remuer John Bull. John Bull est né matérialiste; son spiritualisme est en grande partie une hypocrisie de tradition, ou même seulement une résignation stupide; sa chair se résigne, parce que l'esprit ne lui vient pas en aide. „Que l'esprit de M. Heine vienne à l'aide de la chair de John Bull; qu'il se hâte, pour lui former le cœur et l'esprit, d'ouvrir son cours des droits de la chair; mais qu'il n'impute pas à John Bull des défauts contradictoires; l'alibi est là pour le disculper de l'un ou de l'autre crime. Si John Bull est matérialiste, il ne peut être en même temps spiritualiste, et s'il est spiritualiste par hypocrisie, il ne l'est pas par stupidité. Si M. Heine veut faire du galimathias, que du moins il le mette en ordre alphabétique, comme nous venons de dire plus haut.

Et voyez le méchant aristocratisme de M. Heine; voyez un peu comme il méprise l'honnête John Bull. Lui, premier amant, adorateur, tuteur, protecteur et professeur de la matière, s'en dégoûte dès qu'il aperçoit que le peuple se mêle aussi de matérialisme. Quel affreux bouleversement de l'ordre public! Jac-

ques Bonhomme veut être électeur et matérialiste! On n'y saurait tenir, c'est par trop fort! Vraiment, de nos jours, on doit s'attendre à tout; nous verrons encore les temps où la canaille allait décrotter ses souliers sur les tapis rouges des couloirs du théâtre italien; et le lendemain d'une représentation demander tout bonnement sa part des fonds secrets de la Providence! O temps! ô mœurs!

En un autre endroit, M. Heine dit: „De même qu'à Vittemberg on protestait en prose latine, à Rome on protestait en pierre, en couleurs et en octaves rimées. Les énergiques images de maître Michael Angelo, les riantes figures de Giulio Romano, et l'ivresse voluptueuse, la joie de vivre qui règne dans les vers de messire Ludovico Ariosto, n'est-ce pas là une opposition protestante au vieux, sombre et décoloré catholicisme?“ Voilà un raisonnement à faire pâlir les sophistes les plus endurcis et les plus intrépides. Par de pareilles raisons, on peut appeler le blanc noir, en faisant envisager sa blancheur comme une protestation contre sa noirceur; on peut appeler un honnête homme un fripon, en désignant son honnêteté comme une protestation contre

sa malhonnêteté! Et voulez-vous savoir le secret de ces contradictions? M. Heine avait quelques mots sonores au bout de sa plume, et ne pouvait se résigner à les réserver pour une meilleure occasion.

Si M. Heine, à son rare talent de la parole, osait encore ajouter le talent de faire respecter son indépendance, d'avoir des opinions, des sentimens, des pensées à lui; d'avoir une conviction quelconque, mais une conviction ferme et inébranlable, qui résistât aux caprices impérieux des vents, comme aux folâtreries plus dangereuses des zéphirs; si M. Heine voulait ne s'inquiéter que du suffrage des gens honnêtes et éclairés et de l'assentiment de sa propre conscience et ne pas rôder jour et nuit autour de tous les marchands de réputation, il serait alors un écrivain parfait.

III.

Scènes de mœurs et de caractères

au XVIII^e^ et au XIX^e^ siècles;

PAR M^me^ AUGUSTIN THIERRY. *)

Avec peu de fils et quelques couleurs simples, l'auteur de ce volume a su faire des tissus de grand prix et admirablement gracieux. Il est beaucoup à regretter que les contes de madame Thierry ne puissent servir de modèles qu'aux ouvrages dans ce genre qui n'ont pas encore paru. Ils se distinguent par une noble simplicité de récit, par la pureté, on dirait la chasteté du style, et par des caractères correctement dessinés et qui ne se démentent jamais. Les paroles et les actions

*) *Réformateur.*

des personnages ont une clarté et une transparence qui laissent apercevoir les moindres mouvemens de leur cœur. L'auteur n'a jamais recours à ces ornemens oiseux et à ces couleurs éblouissantes qui servent si souvent à cacher ce qui est laid et difforme dans un ouvrage d'art. Ce sont des passions prononcées, simples, sans cette complication qui déroute l'observateur le plus exercé, et qui ont leurs symptômes clairs et non équivoques. Rien de ces vapeurs de l'âme, rien de ces douleurs hyprocrites qui lassent la patience de l'homme le plus indulgent et le plus compatissant. Rien de ce pouls nerveux et capricieux à l'état duquel le médecin du cœur le plus habile ne sait juger la maladie.

Il y a cependent quelque chose dans le premier conte qui me fait trembler pour l'auteur: ce sont trois sœurs, jeunes, belles et bien élevées qui ont l'habitude de s'agenouiller et de faire leur prière du soir, avant de se coucher. C'est une hardie innovation par le temps qui court. Mais j'espère que les lecteurs effarouchés se réconcilieront avec Mme Thierry, quand ils apprendront à la fin que les trois sœurs succombent à leurs passions malgré leur piété.

On aime à trouver encore dans les ouvrages d'art et d'esprit des femmes, les sentimens paisibles, les joies calmes et les douleurs tempérées qui conviennent à leur sexe. Aux hommes appartiennent les passions orageuses et la peinture de ces passions. A eux cet élément dangereux où le cœur fait naufrage en cherchant le bonheur. De cette mer salée et amère, la nature n'a accordé aux femmes que des gouttes, ce sont les larmes; qu'elles s'en contentent. Les mouvemens violens, tant de l'âme que du corps, déparent les femmes. L'équitation, les tragédies, la peinture d'histoire, les poèmes épiques, la colère, la gloire, les satires, la politique appartiennent aux hommes. Les femmes n'y réussiront jamais: et quand elles y réussissent, c'est tant pis pour elles; nous les recommandons pour épouses à tout le monde, excepté à nos amis.

O femmes! ne faites, n'écrivez et ne lisez pas des romans convulsifs, épileptiques, déchirans, suffocans, ensanglantés. Fuyez le genre terrible; ne vous tourmentez pas à deviner les énigmes de la vie, bornez-vous à en donner à vos époux et à vos amans, sphinx que vous êtes. Ne cherchez pas les dangers;

nous avons assez à trembler et à combattre pour nous-mêmes, n'augmentez pas nos soucis et agréez qu'on vous mette en sûreté.

Dans l'intérêt des dames légitimistes, qui depuis cinq ans boudent Paris et habitent la campagne, je finirai par deux moralités que j'ai tirées de l'ouvrage de madame Thierry. Premièrement: on ne doit jamais élever ses filles loin du commerce des hommes aux qualités matrimoniales; secondement: quand une telle éducation champêtre est une nécessité en France, où les éruptions populaires et les tremblemens de rois sont si fréquens, on ne doit jamais amener à ses trois filles, dans leur solitude, un seul cousin; mais toujours trois cousins à la fois. Mères légitimistes, lisez le conte des trois sœurs, et tremblez d'être fidèles et de n'avoir qu'un seul cousin à votre disposition.

IV.

Introduction.*)

La diversité des langues est une funeste suite de la malédiction de la tour de Babel; ce que personne ne peut plus ignorer aujourd'hui, depuis qu'on porte la sainte écriture, imprimée sur papier satiné, à domicile, périodiquement et en feuilles, tout comme le *Charivari* et le *Corsaire*. Dieu qui n'aime pas les centralisations, les systèmes et doctrines exclusifs, les règnes monarchiques dans les actions vitales de l'humanité, a confondu la langue des hommes, pour empêcher leur union et leur uniformité, et pour les conduire

*) Ce morceau forme l'introduction à la *Balance*, revue allemande et française publiée par L. Bœrne. Paris, 1836.

à se disperser sur toute la surface de la terre, à la parcourir dans toutes les directions et à y chercher leur fortune par des voies différentes. Mais, dès que les desseins de la Providence seront accomplis, quand l'œuvre de Dieu sera achevée, alors les instrumens de travaux seront brisés, et il n'y aura plus qu'une seule langue dans le monde, au plus grand déplaisir des interprètes assermentés et de la noblesse allemande, qui sera honteuse de parler la langue des bourgeois et de savoir l'orthographe plébéienne.

La division des travaux, ce grand principe de l'économie politique, a été appliquée à l'homme dès sa création. Les travaux de l'humanité ont été distribués entre les différens peuples et les différens pays. Mais il serait trop fastidieux de développer ici au long cette thèse; nous n'en voulons pas faire le siége régulier, nous la prendrons d'assaut.

Dans les ateliers de l'humanité, il y a deux peuples auxquels la Providence semble avoir donné la tâche de surveiller et de diriger les travaux de tous les autres peuples, de leur assigner leurs journées et de leur payer leur salaire; ce sont le peuple français et le peuple

allemand. Au premier fut confiée la direction des travaux pratiques, des arts et des manœuvres, à l'autre la direction des travaux théoriques, des sciences et des spéculations.

La théorie est craintive et temporisante, la pratique est irréfléchie et précipitée; de là le désaccord entre elles, de là l'incompatibilité d'humeurs et d'esprits entre la nation allemande et la nation française, qui malgré qu'elles se touchent par les frontières, sont séparées par un espace moral immense.

C'est la tâche des Français de détruire, de démolir le vieil édifice social délabré, de déblayer et de niveler le terrain; c'est la tâche des Allemands de fonder, d'élever le nouvel édifice social. Dans les guerres de la liberté, la France sera toujours à la tête des autres pays; mais au congrès futur de paix, où tous les peuples de l'Europe se rassembleront, ce sera l'Allemagne qui aura la présidence.

L'histoire de la France et de l'Allemagne n'est depuis des siècles qu'un continuel effort de se rapprocher, de se comprendre, de s'unir, de se fondre l'une dans l'autre. L'indifférence leur a toujours été impossible, il fallait s'entre-haïr ou s'entre-aimer, s'allier ou se faire la

guerre. Ni le sort de la France ni celui de l'Allemagne ne pourront jamais être fixés et assurés isolément.

Il importe de rendre clair cet instinct obscur des deux nations, il importe de trouver un principe à des faits et à des opinions en apparence contradictoires.

L'Allemagne et la France se trouvent partout entremêlées, sans jamais se confondre. Celui-là serait un habile diplomate qui réussirait à négocier la paix entre les deux nations, en les conduisant à ne former qu'un nouveau composé homogène, sans sacrifier leurs qualités constituantes.

Les hommes âgés des deux pays devraient avoir soin de lier, par une amitié et une estime réciproques, la nouvelle génération de la France à la nouvelle génération de l'Allemagne. Qu'il sera beau le jour où les Français et les Allemands s'agenouilleront ensemble sur les champs de bataille où jadis leurs pères s'étaient entre-égorgés, et prieront en s'embrassant sur leurs tombeaux communs.

L'amitié inaltérable et la paix éternelle entre toutes les nations, sont-ce donc des rêves? Non, la haine et la guerre sont des

rêves dont on s'éveillera un jour. Que de malheurs l'amour de la patrie n'a-t-il pas déjà causés à l'humanité! Combien cette vertu mensongère n'a-t-elle pas surpassé en sauvage férocité tous les vices avoués! Est-ce que l'égoïsme d'un pays est moins un vice que celui d'un homme? Est-ce que la justice cesse d'être une vertu, dès qu'on l'exerce envers un peuple étranger? Quel honneur que celui-là qui nous défend de nous déclarer contre notre patrie, quand la justice est contre elle!

J'aime l'Allemagne plus que la France, parce qu'elle est malheureuse et que la France ne l'est pas; du reste je suis autant Francais qu'Allemand. Quant à moi, Dieu merci, je n'ai jamais été dupe du patriotisme, je ne me suis jamais laissé prendre à ce leurre de l'ambition, ou des rois, ou des patriciens, ou des peuples.

La vie sociale et intellectuelle des Allemands est affectée de maux et troublée par des chagrins, que les Français n'ont jamais sentis ni compris, ou qu'ils ne sentent plus et qu'ils ont oubliés. Cette circonstance pourrait quelquefois entraver nos efforts, et rendre notre situation très-pénible. Les nations ne sont pas

moins égoïstes que les individus; elles font ordinairement bon marché des maux des autres nations, et elles s'ennuient facilement de leurs doléances. Elles sont toujours prêtes à attribuer leur propre bien-être à leur courage, à leur persévérance, à leur adresse; et la mauvaise fortune des autres peuples, à leur faiblesse, leur inconstance ou leur balourdise. Peut-être qu'en France on ne trouverait plus de bon ton de fronder la noblesse, ou de se moquer d'elle; on trouverait peut-être fastidieuses les plaintes des Allemands, sur leur justice criminelle secrète, leur stupide censure, et les offenses insolentes auxquelles leur liberté individuelle est à tout moment exposée. Si cela m'arrivait, si malheureusement je ne réussissais pas à gagner la sympathie des Français pour ma patrie, alors je m'adresserais à leur égoïsme et à leur intérêt, en leur prouvant que leur liberté et leur prospérité ne sont que précaires, tant que celles de l'Allemagne ne seront pas établies, et que ce n'est pas sur la place de la Bastille, mais bien au bord de l'Elbe, que la colonne de la liberté française trouvera un solide fondement.

L'Allemagne forme la chaîne de montagnes

qui sépare la civilisation de la barbarie, les Français des Cosaques. La France n'aime pas la république, on le dit; mais assurément elle aime encore moins les Cosaques, et elle a trop de sentimens d'honneur pour ne pas préférer l'éloquence sanguinaire d'un Danton à la rhétorique insolente d'un hetmann couronné. Eh bien! ce n'est que l'Allemagne qui peut sauver la France du triste choix entre le despotisme populaire et le despotisme monarchique; mais malheureusement cet état de choses a été méconnu par les Français de toutes les opinions et de tous les partis, depuis près de cinquante ans.

L'Allemagne a combattu la révolution française dès son origine et entravé la liberté de la France, d'abord par des menaces, ensuite par la guerre ouverte. L'Allemagne a porté la tête d'un roi bienveillant sur l'échafaud; c'est elle qui a contraint les Français à des crimes et qui a été ou le prétexte ou l'excuse de la terreur. Napoléon a succombé et a entraîné la France dans sa chute, parce qu'il jugeait mal l'Allemagne, parce qu'il prenait la fièvre de domination et l'attachement mercenaire de ses princes pour de l'enthou-

siasme envers sa personne, et qu'il ne voyait plus tard, dans l'enthousiasme du peuple allemand pour l'indépendance de son pays, qu'une fièvre d'insubordination. Il ignorait que les princes de l'Allemagne ne règnent pas par eux-mêmes, qu'ils ne sont que le jouet de l'aristocratie, et, aveuglé par cette erreur, il se laissa bercer dans une funeste sécurité par l'alliance de l'Autriche, comptant s'être attaché le souverain, en s'attachant le père de son épouse.

La Restauration a toujours été sous la tutelle de l'Allemagne, et l'histoire racontera un jour à nos neveux combien les menaces, les promesses et les intrigues des cabinets allemands ont eu de part à l'allure contre-révolutionnaire de Charles X. Jamais assurément ce malheureux roi n'eût osé les ordonnances de juillet, s'il n'eût compté sur l'assentiment et l'assistance des princes allemands.

L'Allemagne monarchique est l'avant-garde de la Russie contre la France, et l'Allemagne populaire est l'avant-garde de la France contre la Russie. Les princes allemands n'ont réellement aucune sympathie personnelle pour le czar moscovite; car ils n'ont pas l'humeur

tyrannique, ils sont trop éclairés et trop humains pour cela. Il n'y a rien à leur reprocher que ce despotisme paternel qui ne va plus ni à leur vieillesse, ni à l'âge viril de leurs peuples. Mais cette omnipotence domestique, cette vieille habitude de jouir d'une domination non contrariée, et de rencontrer toujours une obéissance aveugle, c'est le côté faible des princes allemands par lequel l'aristocratie nobiliaire les prend et les dirige. C'est elle, c'est cette aristocratie insolente et ignorante, qui voudrait venger sur le peuple allemand les affronts et les pertes que ses camarades et amis ont essuyés dans la révolution française; c'est elle qui entraînera toujours les princes allemands à l'alliance avec la Russie, aussi longtemps que le peuple allemand sera trop faible et trop peu encouragé pour contrebalancer son influence sur les gouvernemens.

La France et l'Allemagne unies peuvent tout faire et tout empêcher. Une guerre entre la Russie et l'Angleterre ne pourrait sérieusement troubler la paix de l'Europe, tant que la France et l'Allemagne resteraient neutres, et ni l'Angleterre ni la Russie ne seraient dangereuses pour la France, si l'Allemagne ne

leur prêtait son appui. De l'union de la France et de l'Allemagne, ne dépend donc pas seulement leur propre fortune, mais encore le sort de toute l'Europe.

Mais tous les efforts de la France et de son gouvernement, tous les égards et toutes les prévenances possibles envers l'Allemagne seraient inutiles: la France ne gagnera jamais l'amitié sincère de l'Allemagne officielle, de l'Allemagne gouvernée par l'aristocratie nobiliaire, qui adore dans l'autocrate de la Russie le prophète de Dieu, et qui, sept fois par jour, tourne la vue vers la Mekka du Nord. Le prix impudent que cette Allemagne officielle met à son alliance, non pas seulement à l'égard de la France, mais encore à l'égard de tout autre pays, savoir: le sacrifice de la liberté et de l'honneur du peuple, au nom duquel on traite avec lui, effaroucherait tout gouvernement, quel qu'il fût, et lasserait la complaisance la plus infatigable.

C'est l'Allemagne nationale dont la France devrait rechercher l'alliance, celle-là seule lui est avantageuse, et, pour l'obtenir, elle n'a pas à sacrifier son honneur, elle n'a qu'à abandonner quelques préjugés.

La nationalité allemande, où réside-t-elle? où la trouver? Par quelle expression fait-elle connaître sa pensée et sa volonté? Où est son unité d'action? Quels sont ses organes et ses représentans? Qui est-ce qui traite en son nom? En vérité, tout Allemand doit être un peu embarrassé à répondre à ces questions. Si les réponses n'étaient pas satisfaisantes, elles pourraient bien prêter au ridicule, et pour être satisfaisantes elles exigent de si longues discussions et de si grands développemens, qu'à force d'être complètes elles cessent d'être précises. Cependant nous espérons acquitter les dettes que nous contractons; qu'on nous accorde seulement des facilités pour payer, le crédit nous est indispensable.

La France, qui s'amuse depuis près de cinquante ans à faire aller le monde comme une toupie, a bien le droit de demander à tout peuple qui lui offre son alliance: qu'avez-vous fait? A quoi pouvez-vous nous servir? Quels secours nous portez-vous, quelle garantie nous donnez-vous? Pour dire la vérité, l'Allemagne n'a rien fait depuis trois siècles, et elle a patiemment enduré tout ce que d'autres ont voulu lui faire. Mais, par cette raison même,

les travaux, les passions et les jouissances n'ont pas encore usé les cœurs vierges et les chastes intelligences de l'Allemagne; elle est la réserve de la liberté qui décidera de la victoire. Son jour viendra, et, pour l'éveiller, il ne faut que bien peu, un moment de bonne humeur, un sourire du hasard, une rosée du ciel, une débâcle, un fou de plus ou un fou de moins, un rien; la clochette d'un mulet suffit pour faire tomber l'avalanche. Alors, la France qui ne s'étonne plus de rien, cette France qui, en trois jours, a improvisé l'œuvre laborieuse d'un siècle et qui a cessé de s'étonner d'elle-même, elle s'étonnera du peuple allemand, et cet étonnement ne sera pas seulement de la surprise, ce sera de l'admiration.

La France devrait enfin apprendre à connaître l'Allemagne, cette source de son avenir; elle devrait enfin se persuader qu'elle ne se suffit pas et qu'elle n'est pas seule maîtresse de son sort. Combattre pour la liberté, ce n'est pas être libre, ce n'est que montrer qu'on est digne de l'être. Un peuple qui est obligé de surveiller jour et nuit sa liberté, n'en jouit pas, comme un homme qui est obligé de surveiller sa santé, n'est pas en bonne santé. La

France a usé en moins de cinquante ans la vie de cinq siècles; elle est grande et admirable, mais sa gloire est restée stérile.

La France a toujours mal jugé l'Allemagne; et qui pis est elle ne l'a pas jugée du tout, elle ne s'en est pas inquiétée. L'Allemagne, au contraire, a toujours eu les yeux tournés vers la France, sans pour cela l'avoir mieux comprise. D'abord ce fut l'admiration, ensuite la haine, et en dernier lieu un certain dédain bien ridicule, qui aveuglait son jugement. Les Allemands, qui n'avancent pas, ne sont jamais dans le cas de reculer, et voilà qu'ils reprochent aux Français de rétrograder si souvent!

Quand les Français jugent mal les Allemands, c'est par la stabilité de leur savoir, par l'ignorance des faits nouveaux; quand les Allemands jugent mal les Français, c'est par la stabilité de leurs sentimens, dont ils n'aiment pas à se débarrasser pour faire place à de nouvelles impressions.

Pour un honnête homme, c'est un tourment que d'être obligé, par la vérité, de mal parler de sa patrie; les compatriotes, les étrangers eux-mêmes, n'y voient qu'une coupable trahison. Mais est-ce que la franchise et l'impartialité

cessent d'être des vertus, quand on les exerce envers les objets de son amour? Les Allemands, depuis qu'ils ont combattu avec succès la France, ont gagné une vanité nationale, dont ils étaient exempts antérieurement. La susceptibilité nationale des Français a du moins été précédée par la gloire; sans doute la gloire ne manquera pas un jour aux Allemands, mais jusqu'à ce jour ils n'ont pas encore assez fait pour être sûrs que leur fierté ne sera pas prise pour de la vanterie. En vainquant la France, l'Allemagne n'a fait que remplacer un joug de bois étranger par un joug de bois indigène, et changer le brillant despotisme de Napoléon contre la petite monnaie de ses chétifs tyranneaux. Puis n'y a-t-il pas quelque chose de puéril et même d'insensé dans toute vanité nationale? Un individu peut s'excuser d'être susceptible sur ce qu'on pense et dit de lui, car l'individu ne vaut que ce qu'il est estimé; mais le prix d'une nation étant toujours égal à sa valeur réelle, la vanité de sa part est gratuite, et n'est que de la pusillanimité. Du reste, il serait très-facile de démontrer, que souvent ce que les différens peuples ont fait de grand, ils ne l'ont fait que par leurs défauts,

et ce que d'autres peuples ont souffert, ils ne l'ont souffert que pour leurs vertus; il y a donc dans tout éloge d'un peuple, quelque chose pour modérer sa satisfaction, et dans tout blâme, quelque chose pour adoucir la honte.

La franchise n'est pas seulement un droit, elle est encore un devoir; mais quand même elle ne serait qu'un droit, aucune délicatesse ne nous empêcherait d'en largement user. Les hommes qui craignent de dire leurs pensées secrètes sont ordinairement ceux qui, infatués de leur importance et de la supériorité de leur esprit, se croient les seuls dépositaires de certaines vérités. Mais des hommes, qui sont plus modestes ou mieux avisés, comprennent qu'ils n'ont pas exclusivement la science du vrai, que bien d'autres en sont inspirés; ils ont donc le courage de la franchise, sachant que leurs opinions sont partagées par beaucoup de personnes et qu'ils ne manqueront pas d'assistance dans la lutte contre les opinions opposées.

En comparant l'Allemagne et la France, ce n'est aucunement notre dessein de constater les qualités supérieures ou inférieures de l'une

ou de l'autre, car cela ne servirait à rien. On a l'habitude de sermonner les hommes et les peuples, comme s'il leur était possible de changer de caractère, mais en vérité cela n'est pas. Ni les individus, ni les nations ne peuvent réunir toutes les vertus; il y en a qui sont incompatibles, et il y a certaines bonnes qualités qui sont nécessairement accompagnées de certains défauts. L'enseignement vraiment utile à donner aux peuples ce serait de leur montrer comment, dans les cas extraordinaires, ou pour agir ou pour résister, il leur faudrait de bonnes ou de mauvaises qualités qui leur manquent, ils devraient les aller chercher chez d'autres peuples et s'en servir pour leur salut.

La France et l'Allemagne, pour être fortes et indépendantes, doivent se renforcer l'une par l'autre et dépendre l'une de l'autre. Les services qu'elles doivent se rendre mutuellement sont faciles à formuler. En général, le caractère prédomine chez les Français et l'esprit chez les Allemands; il appartient donc à ceux-ci de décider ce qu'on doit faire, et à ceux-là de statuer sur la manière dont on doit agir.

L'expression la plus fidèle et la plus complète de l'état social, moral et intellectuel de toute nation civilisée, est dans sa littérature, qui est le sang de son âme et plus expressive que son histoire même, car celle-ci ne nous fait connaître que ce qu'une nation a été, elle ne raconte que le passé et l'accompli, tandis que la littérature, à la fois racine et fruit, nous enseigne ce qu'une nation a été et encore ce qu'elle peut devenir. La littérature est le résumé le plus complet de toutes les différences par lesquelles les peuples se distinguent entre eux. Elle est la mer, qui en même temps sépare et unit les pays. L'histoire politique d'un peuple est la biographie de son égoïsme, mais sa littérature est l'histoire de sa vie humanitaire. Elle ne s'arrête ni devant les bornes légales, ni devant les frontières géologiques, elle saute par-dessus les lois, les traités, les douanes, les antipathies et les préjugés.

Rapprocher l'Allemagne de la France, tel est notre but; et la comparaison de la littérature française avec la littérature allemande est notre point de départ. Le choix de ce point de vue est volontaire par rapport à la France; mais, par rapport à l'Allemagne, il

est forcé. Les Français sont un peuple actif; sa littérature est le fruit de sa vie d'action, et ce fruit renferme la graine qui perpétue l'activité nationale. Pour caractériser la France, on est donc libre de monter de la racine aux fruits, ou de descendre des effets aux causes. Mais les Allemands sont un peuple passif; sa littérature est un arbre qui portera un jour des actions, mais ses fruits ne sont pas encore mûrs. Pour faire connaître l'Allemagne, il n'y a donc d'autre moyen que de s'élever de la cause aux effets, c'est-à-dire de caractériser sa littérature. Mais cette inertie des Allemands est en elle-même un fait matériel, important, qui a la plus grande influence, non pas seulement sur la stituation de l'Allemagne, mais encore sur celle de la France et de toute l'Europe.

En Allemagne, la littérature a toujours servi de soupirail à la politique; les architectes de Francfort ont maintenant le dessein de boucher encore cette unique ouverture, afin de rendre au pays toute respiration impossible. Nous verrons alors jusqu'où va l'impassibilité des Allemands, et s'ils aiment mieux mourir dans l'angoisse de la suffocation ou d'un coup de feu expéditif.

Les Allemands ne forment une nation que par leur littérature qui, depuis trois cents ans, est la seul expression de leur vie sociale, et toute leur action de vie est dans la critique. Tout homme est né juge. Juger c'est se placer hors de soi-même, c'est penser avec les pensées, vivre avec la vie des autres. Juger et être jugé, c'est la destination de l'homme. Mais que voulez-vous que les Allemands jugent, sinon les livres et leurs auteurs, les artistes et leurs œuvres, les comédies et le jeu des acteurs? La discussion des affaires publiques leur est interdite. Ils paient des impôts, ils sacrifient le sang de leurs fils sur l'autel de la patrie, comme chantent les poètes, mais cela ne les regarde pas, c'est de la politique. On les emprisonne, eux, leurs pères, leurs fils, leurs frères, pour de prétendus crimes d'état; on tourmente leur âme et leur corps par des injures et des privations, jusqu'à ce qu'ils en perdent l'esprit ou la vie; on refuse cruellement aux prisonniers malades la consolation de voir leurs parens avant d'expirer; ils rendent l'âme dans le désespoir, et on les fait enterrer avant le lever du soleil par des sbires et des geôliers. On les interroge et on les

juge en secret, on ne les juge pas du tout, on les condamne à une instruction à vie; mais tout cela ne les regarde pas, c'est de la politique. On vole leurs pensées, on assassine leurs sentimens, on engraisse avec la sueur de leurs mains des espions affamés, qu'on envoie en France et en Suisse, à la trace de leurs compatriotes exilés; mais cela ne les regarde pas du tout, c'est de la politique. Combien de fois les hommes de lettres allemands n'ont-ils pas déchiré un innocent livre et son auteur plus innocent encore, seulement pour se soulager du dégoût que leur inspiraient leurs stupides maîtres, seulement pour exhaler leur colère! Otez la critique aux Allemands, et vous leur ôtez la vie.

Les Allemands sont les grands maîtres de la critique; ils servent à tout ce qui s'imprime par tout le monde, ou d'avocats, ou de juges; leurs ouvrages originaux mêmes ne sont souvent que des plaidoyers ou des actes judiciaires. Comme ils ont inventé l'imprimerie, ils croient avoir le droit de surveiller l'usage qu'on en fait. Ils sont des jurisconsultes qui connaissent à fond les lois et coutumes qui régissent les sciences et les arts dans tous les pays,

et les changemens que ces lois et coutumes ont essuyés dans le cours des siècles. Ils portent dans leur critique beaucoup de sévérité, mais en même temps une grande loyauté. Quand leur arrive de mal juger, c'est plutôt par entêtement que par ignorance ou partialité. Mais cependant il faut convenir que la sévérité que les Allemands mettent dans leur jugement littéraire est quelquefois farouche, que les œuvres de la critique sont trop souvent des hautes-œuvres et leurs auteurs des bourreaux. Si des Français lisaient par hasard un de ces articles véhémens et impitoyables, ils seraient effrayés; ils prendraient l'auteur pour un homme altéré de sang, pour un exécrable tyran, un véritable Raoul Barbe-Bleue. Mais il n'en est rien, c'est l'homme le plus doux, le plus modeste, le plus poli, le plus timide même. Faîtes sa connaissance, entrez dans sa famille, informez-vous auprès de son épouse sur les humeurs de son mari, et elle vous racontera en souriant certaines particularités qui vous feront sourire vous-même, et vous ne sortirez pas de chez lui sans avoir serré la main au brave homme.

Il faut que les Français n'ignorent pas

cela, pour apprécier à leur juste valeur les jugemens que les hommes de lettres allemands portent de temps en temps sur leur propre littérature comme sur la littérature et les affaires publiques de la France. Si le blâme n'est pas toujours libre d'expressions inconvenantes, s'il y a une certaine rigidité choquante, ce n'est jamais la suite d'un manque d'égards ou le signe de sentimens haineux, ce n'est que la froide impassibilité d'un magistrat qui parle du haut de sa chaire curule.

En France, un homme d'esprit a l'esprit de tous les hommes d'esprit, et un fou a la folie de tous les fous. Quand on lit quelque ouvrage français, quel qu'il soit, on croit l'avoir déjà lu. C'est qu'en France l'esprit est constitué, il forme un corps social qui a ses lois, son administration, sa justice; les folies sont des délits, et les écarts de l'imagination des contraventions aux lois du bon goût. En Allemagne, c'est tout différent. Là règne, dans la littérature comme dans la vie parlée, une démocratie absolue, et les ennemis de cette forme de gouvernement auront autant de raison que jamais de l'appeler anarchie. Chacun y est spirituel ou fou d'après sa

manière particulière. Les Allemands s'impatientent facilement des royautés littéraires, ils se moquent des courtisans du bon goût, et ne cèdent jamais le pas à l'aristocratie intellectuelle. Ce n'est pas que les grands écrivains, les philosophes, les poètes et les artistes du premier ordre, ne jouissent pas de toute l'estime qui est due à leur mérite, et qu'ils soient sans influence dans la société intellectuelle, aucunement; mais le respect qu'on leur porte n'est que volontaire et individuel, et l'on ne se soumet jamais à leur suprématie que conditionnellement et temporairement. On ne leur reconnaît aucun droit, aucun pouvoir légitime. Quand Goëthe a écrit de mauvais livres, on les a critiqués sans hésitation et sans le moindre scrupule. Les ouvrages des grands écrivains ne jouissent pas d'une faveur héréditaire et obligatoire; chaque ouvrage est examiné et apprécié séparément, et le nom célèbre d'un auteur ne décide jamais du sort de ses productions.

En France, où l'état intellectuel a toujours eu une constitution aristocratique, on aura peine à se faire une juste idée d'une société intellectuelle, telle qu'elle existe en Allemagne.

Figurez-vous une démocratie, mais comme il n'en a jamais existé une, ni dans les siècles de l'antiquité, ni dans les siècles modernes, une démocratie, où non-seulement la souveraineté, mais encore le pouvoir législatif et judiciaire réside dans le peuple, et non pas seulement dans le peuple collectif, mais dans les individus, sans distinction de fortune, d'éducation, d'âge et de sexe; enfin où il n'y a pas de lois, où chacun fait, dit et écrit ce qu'il veut et comme il l'entend: voilà l'état de la littérature en Allemagne. Pour la bien apprécier, il ne suffit pas de connaître les auteurs célèbres et les ouvrages distingués, il faut encore se familiariser avec la littérature commune, il faut fréquenter les marchés littéraires et se mêler dans la foule des auteurs du dernier ordre. C'est seulement là où l'on trouve le caractère national de la littérature allemande et cette originalité, cette fierté et cette indépendance qui la distinguent de toutes les autres littératures du monde.

L'Allemagne ne manque pas de grands écrivains justement célèbres, mais elle n'en a pas en aussi grand nombre que plusieurs autres pays. Le mérite et la gloire de

Schiller et de Goëthe n'égalent pas ceux de Shakespeare, de Calderon, de Dante, de Voltaire et de Rousseau. Il est même impossible qu'il s'élève jamais en Allemagne des écrivains de cette considération universelle et séculaire. Voltaire et les autres écrivains nommés, étaient comme les foyers où se concentraient toutes les lumières de leur siècle; ils n'étaient pas seulement riches de leur propre esprit, mais encore de l'esprit de leur pays; ils étaient des rois qui représentaient la communauté intellectuelle. Mais en Allemagne où, il y a trois cents ans, la réforme religieuse a émancipé toutes les intelligences, nivelé le terrain de la science et morcelé les biens intellectuels, les sommités littéraires ne peuvent plus s'élever à une hauteur considérable, et les grandes fortunes de l'esprit ne peuvent pas facilement s'accumuler, et ne se soutiennent pas longtemps. On ne tient compte aux grands écrivains que du mérite qui leur est propre, on ne leur accorde pas une gloire représentative des autres gloires, et lors même qu'ils ont ouvert de nouvelles routes aux sciences et aux arts, on oublie

leur mérite, dès que ces nouvelles routes ont été rendues praticables pour tout le monde.

L'esprit n'a pas de résidence en Allemagne, il n'y a pas de capitale intellectuelle comme la France en a une pour son malheur. Tous les établissemens scientifiques, les académies, les universités, les librairies, les journaux, les tribunaux littéraires sont répandus par tout le pays. La plupart des hommes de lettres et des savans du premier ordre habitent de petites villes. Pour l'ordinaire ils ne se connaissent pas entre eux, ce qui sans doute n'empêche pas toute jalousie de métier, mais ce qui du moins en écarte les influences personnelles, et ces égards réciproques des auteurs qui, par politesse ou bienveillance envers une seule personne, trompent tout le monde et offensent la vérité.

Ces mille foyers intellectuels, ce manque de centralisation donnent, à la littérature allemande, un mouvement plein de vie, et la préservent de cette monotonie et de cette uniformité qui sont l'inévitable suite de tout règne monarchique. La mauvaise littérature même n'est ni sans intérêt ni sans importance, comme rien n'est indifférent de ce qui résulte

de la liberté et de ce qui l'entretient. En Allemagne, les mauvais écrivains surveillent les bons et les empêchent d'abuser de leur influence et d'usurper un pouvoir despotique. D'ailleurs, tous les hommes sensés savent apprécier les mauvais livres, car ils n'ignorent pas combien on y peut trouver d'amusement et combien les écarts de l'esprit sont instructifs.

On s'ennuie aux mauvais ouvrages français, il arrive même qu'on s'ennuie aux bons: qui est-ce qui n'a pas d'esprit en France? mais la raison des hommes d'esprit est toujours si normale, si droite si bien faite, qu'on lui souhaiterait quelquefois une déviation de la taille qui, pourvu qu'elle soit légère et qu'elle ne tombe pas dans le domaine de l'orthopédie, n'est pas sans charmes, ni pour les corps ni pour les âmes. En France, les mauvais livres naissent et meurent dans l'obscrurité, et sont ensevelis dans une fosse commune. Il y a à Paris des faubourgs littéraires, où toute une population d'auteurs-ouvriers végète misérablement. En Allemagne, tout petit écrivain a sa petite ville dont il est le Voltaire, et ni la considération ni la nourriture ne lui manquent. Il marche la tête haute, et il a une

heureuse confiance en lui-même, car il se sent l'égal de Goëthe et de Schiller, non pas de fait, mais de droit; il est juré et juge les plus grands auteurs.

Les fous originaux qu'on ne rencontre en France que dans les petites maisons, on les rencontre en Allemagne dans les petites villes. La folie y est souvent femme de chambre de la philosophie, et elle connaît tous les défauts cachés et tous les secrets de toilette de sa noble maîtresse. Quand on est fatigué de la haute dame, on se délasse en causant avec sa jolie suivante. Que cela est confortant et rafraîchissant! Combien de fois depuis que j'habite Paris, le dégoût pour le bon goût ne m'a-t-il pas ôté tout appétit de la lecture et de la conversation! Combien de fois alors n'ai-je pas langui après une fraîche et savoureuse sottise allemande! Je me rappelle, qu'à une de ces soirées les plus amusantes du monde, où l'on se meurt de plaisir, de soif, de chaleur et de politique, je me jetai pâle et défait dans un fauteuil, et essayai de me remettre en suçant le sucre d'orge que j'avais apporté et en repassant dans mon souvenir la lecture récente d'un ouvrage d'un certain pro-

fesseur à l'université de Halle, où le savant déplore les suites désastreuses d'une population toujours croissante, et propose comme remède à ce malheur public, certains moyens à la fois simples et ingénieux. J'éclatai de rire, au beau milieu d'une contredanse, et j'eus la force d'âme de refuser, à la plus jolie femme de la société, le secret de ma grande statisfaction.

Dans l'article que nous allons finir, nous n'avons voulu qu'esquisser quelques principes qui, dans une série de considérations sur les principaux ouvrages de la littérature allemande et française, se développeront d'eux-mêmes. Mais tout ne dépend pas de nous; il est quelquefois plus difficile de faire sentir certains besoins que de les contenter. Il vaut mieux semer les vérités qu'on croit utiles, que de les implanter avec leurs racines; il vaut mieux faire naître des idées que de les offrir en leur croissance. Il faut commencer par éprouver si le terroir est propre ou non à telle culture. Un journal n'est pas un monologue, c'est une conversation, un enseignement mutuel; c'est à l'auteur à faire le premier pas, mais c'est aux lecteurs à aller à sa rencontre; quand il ne les voit pas s'approcher de lui, il doit s'arrêter.

La sympathie se rend, on ne la prend pas. En publiant la *Balance*, nous n'avons d'abord voulu qu'annoncer sa publication, ses premières livraisons serviront de prospectus. Nous espérons être encouragés à continuer de la part des Français comme de la part de nos compatriotes; mais si, contre notre attente, cet encouragement nous allait manquer, ce ne sera pas notre amour-propre qui se serait trompé dans son calcul, mais notre amour de la patrie, confondu avec notre amour de la France, et nous penserions alors que l'opinion vraie ou fausse, que la gloire et la prospérité des deux pays sont intimement liées ensemble, n'est qu'une conviction à nous, qui n'est partagée ni par les Français ni par les Allemands.

V.

Béranger et Uhland.*)

On a dit, et souvent répété, que la littérature est l'expression de l'esprit public; mais c'est une question à débattre. Selon nous, la littérature est l'expression du temps passé, ou du temps futur, c'est-à-dire de l'opinion publique d'autrefois, ou de celle de l'avenir, mais elle n'exprime jamais l'esprit public contemporain. Et voici par quelle raison. L'esprit public, formé par les opinions et les sentimens de la majorité d'une nation, est en guerre continuelle avec l'esprit privé, formé par les opinions et les sentimens de la minorité. Du côté de l'un est la force, du côté de l'autre est le pouvoir. La minorité sentant sa fai-

*) La *Balance*, janvier, 1836.

blesse, y supplée par l'association, l'organisation et la discipline; elle a sa langue convenue, ses mots d'ordre, ses signes de reconnaissance, ses points de ralliement; elle est armée. Tout cela manque et manquera toujours à la majorité. Celle-là ne pourrait jamais s'associer et se discipliner, parce qu'elle manque d'un lien solide et durable. La minorité a un intérêt matériel assez fort pour étouffer en elle le cri de la conscience qui appelle tout homme à l'amour de l'humanité: l'intérêt de dominer la majorité, c'est-à-dire de vivre et de jouir à ses dépens. Mais la majorité ne peut pas avoir cet intérêt, car les dépouilles de la minorité partagées entre des millions d'hommes donneraient une part trop minime à chacun d'eux Par conséquent, la majorité, jusqu'aux temps éloignés où elle deviendra unanimité, où toutes les exigences de l'humanité seront accomplies, aura toujours à lutter contre la minorité.

Or, les écrivains du parti de la majorité n'ont ni le loisir ni le calme d'esprit nécessaires pour cultiver avec succès la littérature et les arts; car, défenseurs et interprètes de l'opinion publique, ils doivent faire la guerre

contre l'ennemi commun et comme chefs et comme combattans. Par cette raison, les écrivains et les artistes du premier ordre se sont trouvés dans tous les temps parmi les membres de la minorité, parmi les partisans du pouvoir, qui, jouissant des loisirs de la paix, n'étaient pas troublés dans l'exercice de leurs talens, par des mouvemens, des affaires et des passions étrangères à leurs études.

Mais bien que la littérature n'appartienne jamais à l'opinion publique vivante, il y a cependant toujours eu pour le bonheur et la consolation du genre humain, des écrivains isolés qui étaient les miroirs de leurs contemporains, et réfléchissaient fidèlement leurs besoins, leurs joies et leurs douleurs. Quand ces écrivains unissent un noble caractère à un beau talent, alors ils sont des demi-dieux, les héros et les sauveurs de leur pays; ils sont les grands-prêtres d'un temple, où tout un peuple se presse pour offrir au ciel ses craintes et ses espérances, et où les opprimés respirent avec ravissement l'air de la liberté et mêlent de joyeuses chansons au cliquetis de leurs chaînes.

Parmi ces heureux mortels, Béranger est

placé au plus haut sommet de la fortune, et on ne sait pas si l'on doit plus envier son sort, ou celui de la France qui compte un tel homme parmi ses enfans. Non, la liberté ne périra jamais en France; Béranger est l'arc-en-ciel que Dieu, après le déluge de la restauration, a mis dans les nuées, en signe de son éternelle alliance.

Le noble et excellent poète Uhland étant aussi populaire en Allemagne que Béranger l'est en France, la comparaison de ces poètes nationaux devra faire ressortir la différence entre l'esprit public, le caractère et l'état social de la nation allemande, et celui de la nation française. Mais, en comparant la popularité d'Uhland à celle de Béranger, il se présente dès ce premier rapprochement une différence notable entre les deux pays. La popularité en Allemagne est tout autre qu'en France; elle est moins étendue et moins profonde. Les Allemands exercent une noble justice envers tout ce qui est grand et beau, dans tous les genres, dans tous les pays et dans tous les temps, et ils partagent leur amour et leur admiration entre tous les mérites, avec une sévère et admirable impar-

tialité. Par ces raisons, la popularité de qui que ce soit doit toujours être restreinte. Les Français, au contraire, aiment à accumuler leurs sentimens sur une seule personne, et vraiment on les soupçonnerait d'avoir le cœur et l'esprit très-monarchiques. Ensuite, ce qu'on appelle *peuple*, a, en France, tout un autre sens qu'un Allemagne. Le peuple, en France, en attendant qu'un autre Sièyes le déclare pour nation, est le *quatrième état;* il compte le dernier, mais enfin il compte; on ne respecte pas sa volonté, mais on s'en informe et on s'en inquiète. Mais dans cette signification il n'y a pas encore de peuple en Allemagne. Là, le peuple c'est le tiers-état, qui ne descend pas même jusqu'aux petits industriels, qui forment en France le mur de clôture de la bourgoisie.

Uhland a moins de lecteurs que Béranger, quoique l'instruction soit aussi répandue et descende plus bas en Allemagne qu'en France. Mais là on n'écrit pas encore pour le peuple. Les écrivains, les poètes, n'ont ni la bonne volonté ni le talent d'instruire ou de divertir les classes inférieures; ils ne tâchent que d'instruire les classes instruites et d'amuser ce

grand monde qui a déjà abondance de distractions.

Les chansons d'Uhland sont composées pour les yeux, celles de Béranger pour les oreilles.

> Vos orateurs parlent à qui sait lire,
> Toi, conspirant tout haut contre les rois,
> Tu marias, pour ameuter les voix,
> Des airs de vielle aux accens de ta lyre.

Le poète français devra donc avoir plus d'auditeurs que le poète allemand n'a de lecteurs. L'esprit des gens instruits est dans leurs yeux, l'esprit des gens du peuple est dans leurs oreilles. Les premiers jugent par la vue ce qu'ils ont entendu, les autres ne voient bien que ce qu'ils entendent; ils ne s'effraient que du tonnerre, ils ignorent que c'est l'éclair qui frappe.

Dans les poésies d'Uhland et de Béranger se trouve le plus haut perfectionnement des deux langues. Le poète français ne s'est pas laissé entraver par ce langage conventionnel et cette étiquette de mots qui, souvent, en France, repoussent les plus nobles pensées et les plus riches sentimens, quand ils ne sont pas habillés à la mode du jour. L'habillement

que Béranger donne à ses inspirations est large, adapté à la température des sentimens, et gracieux de cette grâce toujours fraîche, qui ne dépend pas des caprices d'une modiste et qu'on ne trouve pas au Longchamps des poètes.

Les Français, qui se familiarisent avec les poésies d'Uhland, apprendront à aimer une langue pour laquelle jusqu'alors ils n'ont eu peut-être qu'une estime de curiosité. Depuis le balbutiement d'un enfant jusqu'à l'éloquence d'un orateur, depuis les simples accens d'une jeune villageoise jusqu'aux cris passionnés d'une reine en colère, depuis les refrains vermeils du moyen âge jusqu'aux dictons ridés des temps modernes, Uhland a rassemblé tout ce que la langue allemande a eu dans tous les siècles de beau, de riche et de grand. Grâce, flexibilité, douceur, force, sublimité, profondeur, unies à une liberté sans borne, vous trouverez tout cela dans la langue qui obéit à Uhland. Ni Goëthe, ni Schiller ne suffisent pour faire connaître aux étrangers le goût et la richesse de la langue allemande. Le style de Goëthe est froid, lapidaire, il n'est pas pittoresque. Goëthe n'aime pas que vous soyez trop familiers avec lui: il vous défend de l'approcher

en ce joyeux tumulte du cœur, qui est toujours excité par la véritable poésie. Il est ordonné de par le roi des poètes d'entrer dans son palais, comme les Parisiens entrent aux spectacles; la foule de vos sentimens est parquetée dans d'étroites galeries, formées de lourdes poutres; ils sont placés deux de front, des gendarmes les surveillent, et puis ils entrent les uns après les autres. *Calme et ordre poétique*, c'est la devise de Goëthe: aussi la garde nationale de la littérature bourgeoise l'a nommé son commandant. Le style de Schiller a le défaut contraire; il est trop philosophique, trop fondu, ses dessins manquent souvent de correction. Goëthe et Schiller sont des poètes d'un plus vaste génie que Uhland; mais dans son genre, Uhland est plus grand que l'un et l'autre.

Béranger plaît au peuple quoiqu'il soit sublime. Je ne m'exprime ainsi que pour être compris de tout le monde. Si cela n'était pas, je dirais: Béranger plaît au peuple, parce qu'il est sublime. Uhland n'a pas cette élévation d'âme qui, comme le ciel, entoure tout ce qui est au-dessus de nos têtes, en même temps que tout ce qui est au-dessous de nos pieds.

Ses pensées et ses images sont plus brillantes et plus nobles que celles du poète français; mais dans cet éclat, il y a quelque chose de faux diamans, et dans cette noblesse il y a beaucoup d'une noblesse de naissance. En Allemagne, certaines idées et certains sentimens ont un pouvoir héréditaire; ils nous imposent, ils nous entraînent, nous les respectons, et leur obéissons par habitude. Mais quand nous scrutons leurs droits et leur force réelle, nous avons un peu honte de notre faiblesse, de notre timidité et de notre superstition. Dans les chansons d'Uhland, il y a beaucoup de douleurs et de joies factices, il y a des sentimens trop raffinés et un luxe de cœur qui appauvrit l'âme. Tout cela est doux, soyeux, mais a l'air maladif. Toutes les images du poète ont quelque chose d'angélique, qui nous remplit d'un saint frissonnement, mais qui nous fait peur, et nous sommes à notre aise si un chien aboie ou si notre voisin passe et nous dit: bon soir.

Béranger chante comme une alouette qui, en saluant les premiers rayons du soleil, éveille les hommes par ses cris d'allégresse, et les appelle aux travaux, aux combats et

aux plaisirs. Uhland chante comme un rossignol dans l'ombre des bosquets, qui nous invite au repos et aux rêveries: une douce léthargie frappe nos sens, et nous voudrions dormir, éternellement dormir. Les chansons de Béranger vivifient, celles d'Uhland assoupissent.

Dans les chansons de Béranger, la douleur est pleine de vie, car elle est pleine d'espérance; même à la plus profonde mélancolie, se mêle encore un peu de gaieté. Béranger est un poète païen, Uhland est un poète chrétien; chez le dernier, les plaisirs mêmes ont l'air abattu; ce sont les joies d'une mère qui est dans les douleurs de l'enfantement. La céleste musique de Mozart vous a souvent enchantés; dans ses airs les plus joyeux, ce n'est pas une joie terrestre qui résonne, ce sont les plaisirs et les folâtreries d'un ange. Quand don Giovanni, ivre de vin, d'amour et d'allégresse, chante des airs frivoles, est-ce que nous ne sentons pas sur le cœur une oppression que nous désirerions soulager par des larmes? La musique de Rossini vous ravit également; quand on entend ses chants plaintifs de l'amour malheureux, ou ses chants héroïques de

combats et de carnage, est-ce qu'ils vous remplissent de tristesse ou de terreur? Non; notre cœur ne palpite pas, il danse; nous ne pouvons pleurer, nous rions de plaisir.

Quand Béranger pleure, il ressemble à Rossini; quand Uhland sourit, il ressemble à Mozart.

Les hommes de Béranger sont pleins d'allégresse et d'espérance, ce sont des Titans qui escaladent le ciel en poussant des cris de joie. Les hommes d'Uhland sont pleins de tristesse et de désespoir, ce sont des anges tombés qui pleurent le paradis perdu. Le poète allemand nourrit son peuple affamé d'aïeux, avec les souvenirs du moyen âge. Le moyen âge était la jeunesse des Allemands, comme de toutes les nations modernes; mais les peuples sont maintenant tous dans un âge avancé, et, il y a vingt ans, lorsqu'on vit les Allemands, après leur délivrance de la domination française, se cramponner au moyen âge, on était souvent tenté de railler ce ci-devant jeune peuple, comme on raille le ci-devant jeune homme sur la scène française.

Aux yeux des Français et de leur poète, tout est terrestre: le bon Dieu lui-même est

notre voisin, et ses anges sont nos camarades de plaisir. Aux yeux des Allemands et de leur poète, tout est céleste, tout est saint. Uhland chante la sainteté de la jeunesse, du printemps, du vin, de l'amour et des femmes. Pour les Français, l'amour est un amusement; pour les Allemands, c'est un culte, et les baisers sont des prières. La divinité d'Uhland est la fidélité, la sainte fidélité; la divinité de Béranger est l'infidélité.

Si les hommes étaient toujours heureux, Béranger serait leur apôtre, et ses chansons leur serviraient d'évangile. Si les hommes étaient toujours malheureux, Uhland serait leur prophète, et sa morale poétique leur servirait de sainte écriture. Mais comme la vie est mêlée de plaisirs et de douleurs, il faut vénérer et Béranger et Uhland, s'édifier alternativement par la lecture de leurs ouvrages, tantôt être Français, tantôt Allemand, aimer Dieu et Lisette. Au printemps de la vie et aux beaux jours du premier amour, on suffoque d'être Allemand; mais quand le temps est froid, vos cheminées et vos sentimens humides ne vous donnent qu'une chaleur optique.

Qu'alors vous trouveriez bienfaisant un poêle et un cœur allemand!

La jeunesse allemande devrait lire les chansons de Béranger, et la vieillesse française les chansons d'Uhland.

Béranger est aimable, et Uhland est respectable: ils sont de leurs pays; les Français sont libres et heureux, et les Allemands méritent de l'être. Il serait à désirer que les Français fussent quelquefois moins aimables, et que les Allemands fussent un peu moins respectables. Si, un jour, les Allemands, trompés par les mensonges et les ruses de leurs princes, la puérilité de leurs poètes et l'ignorance de leurs savans, s'animaient une seconde fois d'une haine suicide contre la France, la lecture des chansons de Béranger éclaircirait et désarmerait leur colère. Si les Français étaient poussés de nouveau par leur vanité nationale ou par l'ambition d'un chef belliqueux contre l'Allemagne, qu'ils lisent alors les chansons d'Uhland, pour apprendre qu'une nation qui met sa gloire dans la justice, et à laquelle le droit sert de bouclier, ne peut jamais être subjuguée, et que son amitié est plus avantageuse que la victoire même.

Le vin allemand est grave, froid et âpre; il ne sourit pas; mais sous son air grondeur, il cache une âme de feu. Ce n'est pas un plaisir que de boire du vin allemand, mais on est heureux après l'avoir bu. Le vin de France est babillard, aimable, caressant; mais sans vérité et sans persévérance. Boire, c'est pour les Allemands une affaire, une étude, un service divin; pour les Français, boire est un plaisir, un amusement. Le Français sait nager dans le vin, l'Allemand n'a pas ce talent, et quand la bouteille est profonde, il s'y noie facilement. L'Allemand ivre perd la tête, le Français ivre perd le sentiment. L'ivresse qui rend les Allemands sincères et intraitables, rend les Français doux et condescendans. Quand l'Allemand a bien bu, il a une patrie, il a des sentimens publics; les anciens Germains tenaient leurs assemblées nationales dans l'ivresse. Si tous les Allemands étaient ivres trois jours de suite, ils seraient libres pour toujours; si tous les Français l'étaient trois jours seulement, ils perdraient leur liberté pour longtemps. Dans l'ivresse, les Allemands oublient leur amour pour leurs dominateurs, et les Français leur haine contre eux.

Les chansons à boire des deux nations diffèrent entre elles comme leurs vins. Dans celles des Allemands, c'est l'homme déjà ivre, dans celles des Français, c'est l'homme buvant qui chante. Quand un Allemand chante: versez-moi à boire! il a déjà trop bu. L'Olympe de Béranger est un caveau, l'air même y est ivre; mais les Dieux, accoutumés à cette atmosphère, ne chancèlent jamais et sont toujours polis. La *Bacchante* de Béranger elle-même n'est pas ivre, elle feint seulement de l'être pour avoir un prétexte et une excuse à ses exigences et à ses facilités amoureuses.

Les poésies d'Uhland n'ont que deux chansons à boire. L'une est âpre comme le vin qui l'a inspirée, l'autre est pleine de feu, mais sauvage. Patrie, liberté, honneur, combats, tempêtes sur mer, le plaisir bruyant de la chasse, le dernier jugement, la résurrection, et une confusion de vertus et de voluptés, tant mâles que chrétiennes, y résonnent et font un tintamarre épouvantable. Mais on ne doit pas boire pour se sentir homme, on doit boire pour oublier qu'on est homme.

De l'amour du vin à l'amour de Dieu, le pas n'est pas aussi immense qu'on le penserait.

Le vin dégage le corps de l'homme de sa gravitation, il brise les chaînes de la personnalité; la religion ouvre à l'âme de l'homme le cachot de son individualité, et la rend à l'air et à la lumière de l'immensité.

Si Béranger est le miroir fidèle de l'esprit public de sa patrie, il faut convenir qu'il n'y a presque plus de religion en France. L'école philosophique de Voltaire, dans laquelle les hautes classes de son temps puisaient la science anti-religieuse, est descendue par degrés, jusqu'à ce qu'elle soit devenue une école primaire, où s'instruit le peuple du dix-neuvième siècle. Tout ami de la France doit s'attrister de cette observation. Le bonheur domestique est le fondement du bonheur public; mais sans religion, il n'y a pas de bonheur domestique. Le même lien qui attache l'homme au ciel, l'attache à sa famille. Mais en pleurant ce malheur public de la France, il y a une compensation qui nous console. La religion, chez un peuple aussi peu instruit que le peuple français, ne serait que superstition, qui fournirait de dangereux instrumens aux despotismes sacrés et profanes. Il vaut mieux encore être sans religion que sans liberté.

La nation allemande est éminemment religieuse, et vous trouvez dans Uhland cette douce et aimable piété qui est l'amie du plaisir et la confidente de l'amour. De même que les lois sont le plus respectées dans les états où la justice n'est pas représentée par des hommes, de même la religion est le plus respectée dans les pays où Dieu n'est pas représenté par des hommes. Chez tous les peuples de l'Europe, le zèle pour la religion est en rapport avec les distances des différens pays à Rome.

Béranger était petit-fils et élève d'un tailleur, il est sorti du peuple, et il aime à se rappeler sa noble origine avec une juste fierté. Dans la patrie et dans la jeunesse du poète, le peuple était roi et faisait trembler le peuple des rois. Comme Franklin, Béranger se destina à la typographie, et apprit à manier ce plomb mortel aux tyrans et à leurs ruses. Uhland est né dans l'aisance; fils d'un savant, il se destina au barreau et devint avocat. Dans la patrie du poète allemand, les grands sont tout, le peuple n'est rien, et les bourgeois sont quelque chose. Mais comme le peu est plus près du tout que du rien, la classe moyenne,

en Allemagne, sympathise plus avec ses supérieurs qu'avec ses inférieurs, et elle a autant de froideur et de dédain pour les derniers, qu'elle a d'amour et de vénération pour les premiers. Uhland, quoique grand poète, a des sentimens parfois très-prosaïques. Le peuple est la source inépuisable de toute poésie, car il représente la nature pure dans l'état social factice, il est d'une éternelle jeunesse, tandis que celui-là grandit et vieillit. Quand on ne comprend et qu'on n'aime pas le peuple, on peut être un poète estimable et estimé de ses contemporains, mais on ne sera jamais un poète immortel.

Dans les poésies de Béranger et d'Uhland, retentissent les chansons dont a bercé leur enfance. Le fils du tailleur chante au seuil des chaumières:

Ma muse et moi nous portons pour devise:
Je suis du peuple ainsi que mes amours.

Il chante pour les pauvres, pour les petits, pour les mendians, il pleure et rit avec eux. Il les console, les caresse, les égaie:

Au toit du pauvre il répand l'allégresse.

Il flatte leur misère et même leurs vices.

Est-ce que les vices du peuple ne font pas partie de sa misère? Est-ce que ses crimes ne sont pas les œuvres des riches? Les vols, les brigandages, les meurtres, ne sont-ils pas exécutés par les bras décharnés des malheureux affamés? Et le sang versé sur les échafauds ne se mêlera-t-il pas au sang versé dans l'ombre de la nuit et des forêts, pour demander vengeance à la justice éternelle contre la justice des hommes. Le noble Béranger est l'ami du braconnier, du contrebandier, il pleure avec la veuve du pauvre Jaques; mais il ne verse pas seulement des larmes de pitié, il verse aussi des larmes de colère sur l'insensibilité des riches et des puissans.

Uhland, le fils du savant, chante le soleil, les rois et les héros; tout roi est un soleil sans tache, et tout héros un roi sans couronne. Il ne se lasse pas d'admirer les actions héroïques des princes et des nobles chevaliers, il chante leurs plaisirs, leurs amours, et leur prête les plus heureux mots, les plus fines railleries. Malheureusement, Uhland n'est pas toujours l'Homère des Achille, des Hector, et des Agamemnon; quelquefois il ressemble à un poète de cour, et nous montre l'exaltation sincère,

mais servile, d'un courtisan favori à l'égard de son maître. Tous ces princes sont si humains, si excellens, si majestueux, qu'on se jetterait par terre pour baiser le chemin où un roi a passé. Les tyrans mêmes sont sublimes. Les princesses ressemblent aux perles, et répandent une douce clarté de lune; les princes ressemblent aux rubis, et leur lumière est effrayante comme celle de l'aurore boréale.

Tous les personnages du poète allemand qui ne sont pas princes ou nobles, sont d'un bas commun et ridicule; ils sont vilains et très-vilains; et quand ils sont malheureux, il y a en eux une lassitude de vivre, un assoupissement, un lâche désespoir, qui fait mal au cœur et repousse la piété. Comparez *la chanson d'un Pauvre* d'Uhland, avec le *Jacques* de Béranger. Le pauvre français maudit la voracité du fisc, l'impôt sur le vin, sur la viande, sur le sel, qui l'ont plongé dans la misère. Le pauvre allemand ne sent pas moins son malheur, et le pleure amèrement: mais il enssuie ses larmes et rend grâce à Dieu de tous les biens qu'il a voulu lui accorder; savoir: l'église qui appartient au pauvre comme au riche; le soleil, la lune et les étoiles qui lui-

sent pour le mendiant comme pour le roi; le tombeau, cette chambre à coucher commune; et enfin le paradis. Et ce bon pauvre allemand est si bon, qu'il ne ferme pas même le paradis aux riches, qui cependant leur a été défendu par notre Seigneur miséricordieux. Cette stupide résignation suce comme un vampire le sang et le courage des Allemands, pendant qu'ils dorment et rêvent. L'imbécille mendiant est si heureux avec son église, ses étoiles, son tombeau et son paradis, qu'on hésite à lui donner l'aumône, de peur de troubler sa félicité.

Uhland qui a puisé ses inspirations dans les histoires et les mœurs du moyen âge, et qui a fait broder sur sa bannière en lettres d'or et de perles: *féodalité et fidélité,* ne peut s'imaginer rien de beau et de grand, qui ne soit associé à un prince ou à un héros. Vraiment, quand on est plébéien et qu'on se sent du peuple, on ne peut voir sans envie et sans dépit, le roi régnant des poètes verser toutes ses faveurs et toutes les richesses de sa brillante imagination sur les nobles et leurs alentours. Pas une goutte, pas une seule pauvre goutte, ne nous est réservée pour rafraîchir

notre vanité bourgeoise. Est-ce que le peuple allemand du moyen âge, est-ce que nul plébéien n'a jamais rien fait de grand, qui méritât d'être chanté et célébré?

Dans les poésies d'Uhland, il y a beaucoup d'amours et de mariages, mais les cœurs sont toujours bien assortis; jamais une mésalliance pour rompre la triste monotonie de l'étiquette. Une seule fois, nous espérons nous être tompés sur l'inflexible aristocratisme du poète, et nous sommes prêts à lui demander pardon de nos jaloux soupçons. C'est dans la chanson *le Jeune Roi et la Bergère*, dans cette délicieuse chanson qui exhale l'haleine la plus suave de l'amour, et que nous voudrions presser contre nos lèvres. Tout y est *wonne* et *seligkeit.* Mais hélas! mes joyeux Français, vous n'avez ni ces mots dans votre langue, ni ces sentimens dans vos cœurs. Que Dieu vous bénisse et vous donne bientôt les uns et les autres!

— Voilà que dans la saison des fraises et des rossignols, sir Goldmar, un beau jeune roi, passait à travers une riante vallée. Un manteau de soie rouge lui tombait des épaules, et il portait une couronne d'or sur la tête.

Le prince descendit de cheval, l'attacha à un tilleul, et fit prendre le devant à sa brillante suite. Il y avait là dans un frais buisson une limpide fontaine; là les oiseaux chantaient à ravir, là les fleurs brillaient de tout leur éclat. Pourquoi chantaient-ils aussi clair? Pourquoi brillaient-elles avec tant de splendeur? C'est qu'auprès de la fraîche source était assise la plus belle des bergères.

Sir Goldmar perce les haies, les feuilles frémissent, les agneaux s'effarouchent et fuient vers la bergère. — Bon jour, ma belle enfant, est-ce que tu as peur? Vraiment, cela me ferait de la peine. Oh que non! je n'ai pas pâli, je te le jure, je pensais que c'était un léger oiseau qui passait à travers le buisson. — Veux-tu bien me rafraîchir dans ta cruche, je t'en remercierais comme de la plus grande faveur?

La bergère se baisse et donne à boire au roi, qui, vaincu par l'amour, lui dit: Que tu es belle, on dirait que tu viens d'éclore avec les autres fleurs! — Il met son manteau de soie autour de ses blanches épaules, il met sa couronne d'or dans ses cheveux châtains. — Et lorsqu'elle lui rend en riant ses ornemens

royaux, il jette la couronne au fond de la source. — Je te confie ma couronne en gage de mon cordial amour, jusqu'à ce que je te retrouve après bien des peines. Un roi est enchaîné depuis seize longues années, son pays a été envahi par ses ennemis. Je vais sauver son pays avec le secours de mes fidèles chevaliers; je vais briser ses chaînes, afin qu'il revoie le printemps. J'aurai de chaudes journées. Parle, voudras-tu me récréer après la victoire dans cette fraîche fontaine? — Je puiserai pour toi tant que la source suffira, et tu recevras ta couronne aussi luisante qu'elle est aujourd'hui.

Voilà donc un roi qui est homme, qui s'incline devant la majesté de l'innocence, et qui n'est pas effronté avec une fille du peuple! Voilà donc une bergère qui ne se trouble pas à la vue et aux paroles d'un prince, et qui se joue avec sa couronne! Merci, bon et aimable poète!

— Sir Goldmar était le premier des héros auprès des femmes comme sur le champ de bataille. Il escalada le château, y arbora sa bannière victorieuse, et le vieux roi quitta son sombre cachot souterrain.

On célébra la victoire. Le royal vieillard dit à Goldmar: Je donne un tournoi, et le vainqueur recevra ma couronne des mains de la plus belle des reines. — Sir Goldmar renversa tous les vaillans combattans. — Le vieux roi leva le voile de sa fille. Sir Goldmar ne voulait pas même la regarder; il baissa les yeux et dit: Aucune reine, aucune couronne rayonnante ne me tentera jamais; je soupire après la bergère du vallon. J'y retourne, que Dieu vous garde!

Enfin voilà un roi fidèle! voilà une bergère remportant la victoire sur une reine! Merci, bon et aimable poète!

— Mais quelle douce voix résonne à l'oreille de l'amoureux prince? Il croit entendre chanter les oiseaux auprès de la fontaine, il croit voir briller les fleurs de la vallée. Hélas! le ciel a voulu récompenser son dévouement en ne l'acceptant pas. Sir Goldmar leva les yeux, sa bien-aimée bergère, ornée de riches joyaux, et la brillante couronne dans ses mains, était devant lui.

„Sois le bien-venu dans la maison de mon père, très-méchant que tu es, parle: est-ce que tu veux encore descendre dans la verte vallée?

Reprends donc d'abord la couronne que tu m'as laissée en gage; je te récompense avec usure, elle règne maintenant sur deux pays."

Quel désappointement! quelle mortification! Que Dieu vous pardonne, noble poète!

La muse d'Uhland a une seule fois dérogé en mariant un noble chevalier à une fille bourgeoise, mais le poète a réparé de son mieux ce grand malheur. Voyons.

Un gentil chevalier entre dans la boutique d'un orfèvre. — Mon cher orfèvre, faites-moi une jolie petite couronne pour ma douce fiancée. — Lorsque la couronne fut achevée, Hélène, la jolie fille de l'orfèvre, étant seule, la suspendit à ses bras, et dit tristement: Heureuse la fiancée qui portera cette couronne! Que je serais pleine de joie, si mon bien-aimé me donnait seulement une couronne de roses! — Le chevalier revint une autre fois. — Mon cher orfèvre, faites-moi une petite bague d'or, garnie de diamans, pour ma douce fiancée. — La bague faite, Hélène la mit à son doigt, et dit avec tristesse: Bienheureuse la fiancée qui portera cette bague; si mon bien-aimé ne me donnait qu'une boucle de ses cheveux, je serais trop heureuse!

Peu après, le noble chevalier rentra dans la boutique. Il dit: Je suis content de vos ouvrages, mon cher orfèvre; mais afin que je sache comment cela va à ma douce amie, approche, belle Hélène, que j'essaie sur toi les ornemens de ma fiancée, tu es aussi jolie qu'elle. — C'était un dimanche matin: Hélène avait mis sa plus belle parure pour aller à l'église. Rougissante de pudeur, elle se plaça devant le chevalier, qui lui mit la couronne d'or sur la tête, et la bague au doigt, et dit: Assez plaisanté, c'est toi qui es ma douce fiancée; tu as grandi entre l'or, les perles et les diamans; c'est ce qui te devait servir de présage que tu entrerais dans les grands honneurs avec moi.

Fleur de la chevalerie! très-noble et très-plaisant seigneur! la Lisette de Béranger vous aurait ri au nez, et se serait moqué de l'*honneur grand* que vous lui faites en voulant l'épouser.

Les Français ont la patrie dans leurs maisons; leurs sentimens domestiques se confondent avec leurs sentimens patriotiques, et les mêmes chansons les animent à table et sur les champs de bataille. La patrie des Alle-

mands est dans la rue; le patriotisme est pour eux une affaire; et rentré dans sa maison, l'Allemand n'est plus citoyen, il est père de famille. Le père, le mari, l'amant n'étant jamais avec le citoyen, les hymnes patriotiques des Allemands sont froids et secs, c'est la partie officielle d'une gazette d'État mise en musique par le maître de la chapelle du prince, et chantée par des conseillers de la cour.

Gloire, patrie, liberté, ces austères et sombres déesses, qui demandent à ceux qui prient devant leurs autels de sanglans sacrifices, l'enchanteur Béranger ne les a-t-il pas changées en de souriantes grâces, qui n'exigent d'autres offrandes de leurs adorateurs, que des chants, des danses et des fleurs? Oui, certainement, l'aimable poète a flatté la France; mais il ne l'a flattée que dans l'infortune. Il n'a pas célébré la France victorieuse et dominatrice, ni la liberté sanguinaire, ni la patrie frivole et égoïste; il a chanté le courage malheureux, la liberté en deuil et la patrie humiliée.

Dans les poésies d'Uhland, la gloire, la patrie et la liberté sont des déesses sévères, chagrines, aux sourcils froncés. On se proster-

nerait à leurs pieds pour baiser le bord de leurs robes grises; mais jamais on n'aurait ni l'envie, ni le cœur de leur sauter au cou. La liberté, c'est une charte vermoulue, *le vieux bon droit;* la gloire, c'est la justice, la légalité, la soumission muette aux lois aveugles; la patrie. . . Mais qu'est-ce que la patrie du poète allemand? Tantôt c'est le petit royaume de Wurtemberg, qui n'a pas deux millions d'habitans, tantôt c'est l'empire de Charlemagne, tantôt, et par capitulation, c'est l'ancien empire germanique, dont l'Alsace, la Lorraine et la Bourgogne faisaient partie. Il faut connaître à fond l'histoire et la géographie du moyen-âge pour être un bon patriote allemand, d'après Uhland.

En France, la gloire est roturière, c'est le beau et fier refrain de toutes les chansons de Béranger. Napoléon ne fut que le premier, entre un peuple de héros, avec lequel il partagea en butin l'honneur de la victoire. En Allemagne, la gloire est un droit régalien, religieusement respecté par Uhland. Quand le peuple allemand a vaillamment combattu la France, c'était pour venger les affronts de ses princes. On ne lui défend pas d'assister

aux réjouissances de la victoire, et de s'amuser en silence aux spectacles royaux, dont il a payé l'entrée avec son sang, mais jamais il ne paraît en acteur sur la scène triomphale.

La vanité nationale des Français, c'est d'avoir la puissance; la vanité nationale des Allemands, c'est d'avoir la justice de leur côté. Quand Béranger, dans ses touchantes élégies, pleure la défaite des Français lors de la chute de l'empire, il est trop fier pour faire valoir les forces supérieures des ennemis, l'alliance de tous les princes de l'Europe contre la France, comme la cause du malheureux succès de ses armes. Il préfère s'en prendre à la colère du ciel, à la trahison, à l'or de l'Angleterre:

L'or que pour vaincre ont mendié les rois.

Les Allemands, au contraire, quand ils se vantent de leurs victoires remportées sur les Français, aiment à parler de la justice de leur guerre, et se complaisent à faire l'énumération de tous les peuples qui, convaincus de cette justice, avaient embrassé leur cause, et les avaient assistés contre Napoléon. Ils ne songent pas, qu'en comptant le grand nombre de

leurs alliés, ils rabaissent leur propre gloire. Juste jusqu'à l'injustice, c'est la devise de ces honnêtes Allemands. Et quand tous leurs princes eurent trahis la France, en rompant leur alliance pendant la guerre et quand plusieurs d'entre eux eurent déserté le drapeau français sur le champ de bataille même, ils n'y trouvèrent jamais rien à redire.

Dans le poème *Vorwaerts!* (en avant), l'un de ces chants dits patriotiques, où une piété filiale envers les puissances de la terre, plus encore que les ciseaux de la censure, avait coupé les ailes à l'imagination du poète, Uhland avait varié ce refrain guerrier, ce cri d'alarme et de combat, que tous les peuples de l'Europe, l'un après l'autre, avaient élevé contre la domination française. L'avalanche qui s'était détachée de la région glaciale de la Russie, roula de pays en pays, jusqu'à ce qu'en tombant elle écrasa l'empire. Le cri en avant résonna de peuple à peuple, fut traduit de langue en langue, Uhland, quoique Allemand, accorde à la Russie la glorieuse initiative. Ce n'est que justice, car, en vérité, la Russie fut après l'Espagne, le premier pays qui donna l'exemple d'une résistance populaire

à une agression monarchique. Mais Uhland ne devait pas rappeler à l'Allemagne qu'elle ne s'était pas suffi à elle-même. Il est beau d'être juste, mais la justice ne sied bien qu'à un peuple fort, libre et indépendant, qui aurait le pouvoir d'être injuste.

Uhland chante:

En avant! et sans repos!
La Russie dit ce fier mot:
En avant!

En avant! résonne l'écho,
La Prusse entend le joyeux mot:
En avant!

de cette manière le poète envoie ce mot de peuple à peuple, jusqu'à ce qu'il arrive enfin aux Espagnols et aux Anglais.

En avant l'Espagne, l'Angleterre,
Donnez la main à vos frères,
En avant!

Et remarquez que le poète ne s'adresse pas aux Allemands formant un corps de nation, mais seulement aux peuples divers qui composent la nation; et qu'il ne s'adresse pas même à ces peuples, mais seulement à leurs provinces. Il ne dit pas: Prussiens, Autrichiens, Saxons, Bavarois, mais il dit: la

Prusse, l'Autriche, la Saxe, la Bavière. C'est qu'à ses yeux les peuples n'ont de valeur que par leur existence individuelle monarchique.

Uhland envoie ce cri de guerre *en avant!* même à l'Alsace, à la Lorraine et à la Bourgogne. C'était, il y a vingt ans, la folie des Allemands, alors antiquaires passionnés. Le peuple s'est depuis guéri de cette folie; mais dans les chambres obscures de la puérile diplomatie, les ombres de ces folles chimères amusent encore aujourd'hui la haine des princes du Nord contre la France, et leur envie de sa liberté et de sa prospérité.

Dans une autre chanson patriotique: *le Dix-huit octobre*, Uhland a voulu célébrer l'anniversaire de la bataille de Leipsick. Cette journée de Leipsick fut regardée alors par les Allemands comme leur 14 juillet, comme leur prise de la Bastille. A cette époque, tout le monde rêvait liberté. Les hommes studieux et observateurs, qui ont l'habitude de se lever de bon matin, furent éveillés de leurs songes, aussitôt après minuit par le chant du coq; les dormeurs furent éveillés un peu plus tard, par le chant des alouettes. Aujourd'hui personne ne rêve plus en Allemagne. La chanson du

Dix-huit octobre commence par la strophe qui suit: et dont une pâle traduction ne pourrait jamais rendre fidèlement la vigueur.

„Si aujourd'hui descendait un esprit, à la fois poète et héros, un de ceux qui sont tombés dans la sainte guerre sur le champ de la victoire, il chanterait sur le sol germanique un chant tranchant comme un glaive, non pas tel que moi je le chanterais, non, mais fort d'une force céleste, pareille à la foudre!“

Eh bien! le poète qui se sentait inspiré d'une si céleste inspiration, n'avait pas le courage d'accomplir sa mission divine et de manifester toutes ses pensées. Il baisse ses ailes, et dit d'une voix larmoyante, comme du haut d'une chaire, aux princes allemands: „Est-ce que vous avez oublié cette journée où vous tombâtes à genoux pour offrir vos hommages à la suprême puissance? quand les peuples ont vengé votre honte, quand vous avez éprouvé leur fidélité, il ne vous sied pas de leur donner des espérances; il faut accomplir vos promesses. „Mais ce n'est pas de cette manière-là qu'on doit parler aux puissans quand ils sont injustes; alors on ne doit pas

leur parler du tout, il faut leur imposer et les effrayer, car la crainte est leur seule justice, et la peur est toute leur morale.

Et puis, après avoir réprimandé ainsi les princes qui avaient manqué à leur parole, Uhland se met à dire aussi au peuple ses vérités. C'est le jeu de bascule favori du plus grand nombre des écrivains libéraux de l'Allemagne. Ils tiennent d'une main tremblante la balance de l'impartialité entre le pouvoir et le peuple; mais ce n'est que la crainte de faire tort au premier, qui les fait trembler. Par cette raison, dès qu'ils ont jeté une poignée de vérités dans le bassin des souverains, ils en jettent aussitôt une poignée dans le bassin des sujets. Ces bonnes gens oublient, que le poids n'étant pas égal originairement entre les deux, l'équilibre ne pourrait jamais être rétabli, par une égale répartition des reproches et des réprimandes.

Les Français n'ont pas souvent haï leurs rois, mais en tous temps ils se sont moqués d'eux, de ceux même qu'ils aimaient. Cet esprit de raillerie est une précieuse garantie, autant pour le pouvoir que pour le pays. Quand le pouvoir est juste, la moquerie le

fortifie, comme les injures de l'air rendent les corps sains plus robustes encore; quand il est injuste, la moquerie le rend circonspect et le fait réfléchir. Les Allemands ne se moquent jamais de leurs maîtres, même quand ils les haïssent; car, aux yeux des Allemands, toute autorité est une émanation de Dieu, chose sainte, et même la haine contre l'autorité a quelque chose de religieux, qui défend toute plaisanterie. Uhland chante:

L'Allemand vénère plein de foi
De ses princes le saint emploi.

Dans la langue allemande, c'est beau, mais en français c'est ridicule, et cela serait digne de servir à une devise de bonbons.

Cette disette de bonnes plaisanteries dans les manifestations politiques du peuple allemand, peut un jour rendre la situation de ses princes très-périlleuse. Comme il n'y a pas de transition apparente entre la défaveur et la haine, comme on ne trouve ridicule l'autorité qu'après l'avoir trouvée haïssable, le pouvoir sera un jour surpris par un mécontentement général et irrésistible, qu'aucun signe n'aura présagé.

Les Allemands aiment cependant la plai-

santerie passive; ils ne se moquent pas de leurs oppresseurs, mais ils aiment à se moquer d'eux-mêmes et de leurs infortunes. Ils ne sont jamais plus gais, que quand, après une étourderie, ils ont été bien fustigés par leurs maîtres. Mais qu'on se garde bien d'y voir un signe de pusillanimité; c'est au contraire l'un des traits les plus touchans et les plus nobles du caractère allemand. Les Allemands sont si pieux et si humbles de cœur, que dans l'adversité ils aiment mieux accuser leur maladresse que l'injustice du ciel.

Les Allemands, quand ils sont irrités par l'arbitraire et la violence de leurs maîtres, ont plus de courage à agir qu'à parler contre eux. L'exaspération leur délie plus facilement les bras que la langue. N'est-ce pas chose très-remarquable, que les Allemands, aussi vaillans sur le champ de bataille que le plus vaillant peuple du monde, et qui pourraient appeler les plus braves en témoins de leur bravoure, soient si timides devant les grands, et si embarrassés pour s'expliquer en hommes de cœur avec leurs supérieurs?

Tous les pays conquis autrefois par les anciens peuples germaniques, l'Angletterre, la

France, l'Espagne ont brisé peu à peu leurs fers, effacé les honteuses traces de la servitude, et recouvré enfin leur liberté. Mais les peuples conquérans eux-mêmes, les peuples germaniques, sont restés jusqu'à ce jour sous une domination absolue. L'Italie a, de notre temps, du moins essayé sa délivrance, et l'on peut prédire qu'elle sera libre avant l'Allemagne. D'où vient donc, que le peuple qui a renversé la domination romaine et subjugué le monde alors connu, n'a pas su renverser la tyrannie qui le domine lui-même et s'est laissé subjuguer dans sa patrie?

Montesquieu a dit que la liberté était sortie des forêts de la Germanie, c'est vrai, mais elle n'y est pas rentrée depuis. Un ancien chroniqueur, cité par M. Thierry dans son excellente histoire de la conquête d'Angleterre, fait une remarque curieuse qui se rapporte à notre sujet. „Tous les Gaulois, sans exception, dit cet historien, même dans les rangs les plus bas, ont reçu de la nature une grande volubilité de langue, et une extrême assurance à répondre devant les princes et les grands; les Italiens et les Français paraissent avoir la même faculté, mais on ne la trouve ni chez

les Anglais de race, ni chez les Saxons de la Germanie, ni chez les Allemands. On alléguera sans doute pour cause de manque de hardiesse chez les Anglais, leur servitude actuelle, mais telle n'est point la vraie raison de ces différences, car les Saxons du continent sont libres, et l'on remarque en eux le même défaut."

Nous croyons qu'on peut résoudre de la manière suivante ce problême, qui, comme nous venons de voir, a déjà occupé l'intelligence d'un observateur du moyen âge. Les peuples des pays conquis doivent naturellement haïr leurs oppresseurs. Or, la haine est eloquente, et d'autant plus que le pouvoir d'agir et de se venger lui manque. Mais cette éloquence d'un peuple opprimé, forme un assemblage et une association formidable de toutes les pensées, de toutes les douleurs et de toutes les plaintes individuelles, qui, avec le temps, doit se changer en agression matérielle. Puis, quand la résistance d'un peuple opprimé à tout-à-fait cessé, quand la paix est rétablie dans les pays conquis, quand la spoliation est consommée, la violence, la rapacité et l'esprit de domination des conquérans, manquant d'autres

objets d'action, s'exercent contre les conquérans mêmes. Le roi opprimera les hauts barons, les barons opprimeront leurs vassaux, et tout inférieur sera vexé par son supérieur. Alors, les faibles, les opprimés d'entre le peuple conquérant, feront cause commune avec les opprimés d'entre le peuple conquis, et ils s'associeront avec les anciens habitans du pays, pour s'opposer à la tyrannie. C'est ce qui est arrivé en Angleterre, où les barons, c'est-à-dire les anciens conquérans, se sont alliés avec les communes, c'est-à-dire avec les descendans du peuple subjugué, pour restreindre le pouvoir royal.

Mais chez les peuples conquérans dans leur propre pays, le seul lien qui attache l'un à l'autre, les inférieurs aux supérieurs et ceux-ci à leur chef de guerre, c'est la discipline. Or, la discipline est muette. Dans un tel pays le despotisme peut tout oser, car les opprimés, façonnés à une obéissance passive, ont appris à regarder la plainte seule comme une rébellion. Là, on appelle la discipline fidélité. Quand même le mécontentement serait universel, il ne pourrait pas éclater, car les citoyens ne parlant et ne se plaignant jamais

publiquement, chacun croit être le seul mécontent, et il ignorera toujours que ses opinions personnelles sont celles de tout le monde. En outre, les mécontens ne trouvent pas, comme les conquérans dans les pays conquis, des alliés parmi les opprimés originaires, de sorte que manquant de courage et manquant d'encouragement, ils ne sauront pas secouer leur joug.

C'est précisément le cas des Allemands modernes. Ce sont d'anciens soldats, licenciés, il est vrai, mais qui n'ont pas encore perdu l'habitude de la discipline. Quand un vieux soldat, quoique rentré dans la vie bourgeoise, voit passer un officier, il se tient droit et le salue à la façon militaire, même sans y penser. Tout Allemand voit dans son supérieur un officier. Il pourrait le tuer dans la colère; mais il ne se permettra jamais une raillerie familière avec lui.

Uhland lui-même est sujet à cette funeste illusion des cœurs allemands. Il ignore qu'en chantant ce qu'il appelle fidélité, il ne chante que les devoirs violemment imposés, accablans et peu poétiques de la discipline militaire.

Combien les chansons de Béranger ne doivent-elles pas avoir rafraîchi les exilés fran-

çais, altérés de leur patrie! Combien ceux-ci, aux lointains rivages, ne doivent-ils pas s'être réjouis, en voyant leurs méchans et stupides ennemis exposés aux persifflages de tout un peuple, depuis le grave législateur jusqu'aux gamins de Paris! Mais le sort disgracieux n'a pas voulu accorder de tels adoucissemens aux peines des Allemands expatriés. Leurs compatriotes, conscrits réfractaires de la liberté, en aimant cependant le butin de sa victoire, se sauvent dans l'Amérique du Nord, ou soupirent après la lune, où ils espèrent, après leur mort, goûter la plus grande félicité politique, et jouir des douceurs de la liberté de la presse avec accompagnement. Ils manquent ou de courage, ou de loisir, pour consoler des hommes de cœur dans leur adversité, et qui ne souffrent que pour leur amour de leurs ingrats concitoyens.

Béranger chante les malheureux et les vaincus, et quand il chante les victoires, ce sont des victoires remportées par la liberté; Uhland chante les héros et les vainqueurs, et il ne chante que les victoires des rois. Mais ne croyez pas que cela soit par manque de généreux sentimens, dont personne au monde

n'est plus riche que Uhland, ou que cela soit par une basse flatterie et un vil intérêt, aucunement. En Allemagne, le génie est chaste et vertueux, et l'on n'y réussit à corrompre que les écrivains qui ne valent pas le prix de la séduction. Mais Uhland, et, comme lui, la plupart des esprits du premier ordre en Allemagne, ne trouvent grand et admirable que ce qui a été grand depuis des siècles, et ce qui a été admiré par une suite de générations. Tout ce qui est moderne, ils le dédaignent comme éphémère; et s'ils eussent assisté à la création du monde, ils se seraient moqués de l'œuvre de Dieu, comme d'une innovation, d'une mode du jour. Ils ne vénèrent que la grandeur et la gloire anciennes, héréditaires, et même la liberté qui n'est pas traditionnelle, n'a aucune valeur à leurs yeux. On a beau leur représenter que les grandeurs de leur prédilection sont des chênes effeuillés, ébranchés, mutilés par les siècles et les orages, morts enfin, ils secouent la tête en nous montrant leurs racines profondes et étendues, en nous vantant la patrie souterraine encore solide d'un édifice en ruines.

Ces poètes et ces écrivains que nous venons

de désigner, ont une déplorable influence sur l'esprit public du peuple allemand. Ils ne comprennent pas leur sainte mission de travailler à l'éducation du peuple et de le préparer à sa vie d'avenir. Ils prennent part à ses jeux d'enfance, ils rient et ils pleurent avec lui; mais il rient d'une joie folle et puérile, et ils pleurent comme des femmes. De braves gens ne doivent pas jouer en ce sérieux siècle, ne doivent pas rire dans un temps aussi triste; ils ne doivent pleurer que de colère, et ne point verser de douces larmes d'attendrissement poétique.

Les temps d'ailleurs dont Béranger et Uhland ont, dans leurs poésies, représenté l'opinion publique, sont passés. Les Français, faute de satisfaction actuelle, jouissent encore des espérances que Béranger leur a données; les Allemands, faute d'espérances se plaisent encore aux souvenirs que Uhland leur a offerts. Mais en Allemagne on n'aime plus le moyen âge, et en France on ne hait plus les jésuites et les mirmidons; l'amour là, la haine ici, ont changé d'objet.

Dans ses ballades et romances, Uhland n'est surpassé par aucun autre poète de l'Alle-

magne, et il n'y est égalé que par Goëthe, et pas même toujours. Les paroles sont si harmonieuses, les stances si mélodieuses, qu'en les lisant, on est presque contraint de les chanter. Les cordes de la lyre d'où résonnent ces incomparables stances, ressemblent aux rayons dorés et ardens d'un soleil de juillet. Quand la littérature allemande n'aurait d'autre fortune que les seules poésies d'Uhland, même alors, la peine d'étudier une langue qui a pu suffire à la plus brillante des imaginations et aux largesses du plus généreux des cœurs, serait encore richement récompensée. Nous traduirons une de ses admirables ballades, non assurément avec l'espérance d'en donner une fidèle silhouette, mais seulement en signe de traité, pour arrhes, qui doivent engager les Français à les lire dans la langue originale.

La Malédiction du Troubadour.

On voyait aux vieux temps un château élevé et superbe, qui luisait au loin sur tous les pays, jusqu'à la mer bleue; et tout autour, une couronne de jardins odorans, où jaillissai-

ent de fraîches fontaines en couleurs de l'arc-en-ciel.

Là résidait un roi fier, riche en terres et en victoires. Il était assis sur son trône, sombre et pâle, car ce qu'il médite est terreur, et son regard lance la fureur, et ses paroles sont des fléaux, et ce qu'il écrit est du sang.

Un jour, deux nobles troubadours s'acheminèrent vers ce château; l'un aux boucles dorées, l'autre aux cheveux blancs; le vieillard, avec sa harpe, montait un gentil destrier, son beau et jeune compagnon marchait à ses côtés.

Le vieillard dit au jeune homme: Maintenant, sois prêt, mon fils! médite nos airs les plus graves, choisis les accens les plus sonores, rassemble toutes tes forces, tes joies et tes douleurs! Il nous importe aujourd'hui de toucher le cœur de roche du roi.

Les deux troubadours sont debout entre les colonnes de la salle voûtée, et sur le trône était assis le roi avec sa compagne; le roi terrible et magnifique comme le rouge sanguin de l'aurore boréale, la reine douce et bénigne comme le sourire de la pleine-lune.

Le vieillard toucha les cordes, il les toucha

merveilleusement, les sons s'enflaient et montaient de plus en plus vers l'oreille. Puis, s'éleva comme une source jaillissante la voix céleste et claire du jouvenceau; le chant du vieillard s'y maria comme la voix sourde d'un chœur souterrain.

Ils chantent le printemps, l'amour, les jouissances de l'âge d'or, liberté, vertu, fidélité et sainteté. Ils chantent tout ce qui est doux et ce qui agite le sein de l'homme, ils chantent tout ce qui est grand et tout ce qui élève le cœur des mortels.

La foule des courtisans à l'entour oublie toute raillerie, les guerriers hautains du roi s'inclinent devant Dieu; la reine, pénétrée de douleur et de joie, détache la rose de son sein, et la jette aux pieds des troubadours.

„Vous avez séduit mes gens, et vous séduisez encore mon épouse?“ s'écria le roi en fureur; il tremble de tout son corps, il lance son épée flamboyante, qui perce le sein du jouvenceau, d'où jaillit, au lieu des chants d'or, un rayon élevé de sang.

Et comme dispersée par l'orage est la foule, l'adolescent expire entre les bras de son maître; celui-ci jette autour de lui son manteau, et le

met sur le cheval; il l'y attache debout, ferme, et quitte avec lui le château.

Mais devant la tour élevée, là s'arrête le vieux troubadour, là il saisit la harpe, la gloire de toutes les harpes, il la fracasse contre une colonne de marbre, puis il s'écrie d'une voix qui retentit effroyablement à travers le château et les jardins:

„Malheur à vous, portiques superbes! que jamais doux sons ne retentissent dans vos espaces, ni cordes, ni chants, non! rien que des soupirs et des gémissemens et de craintifs pas d'esclaves, jusqu'à ce que le génie de la vengeance vous brise et vous réduise en boue et en poussière.

„Malheur à vous, jardins odorans, colorés par les doux rayons de mai! Je vous montre les traits défigurés de ce mort, que sa vue vous dessèche, que toute source tarisse, qu'aux jours futurs vous soyez incultes et déserts.

„Malheur à toi, atroce assassin! exécration des chantres et des poëtes! que tu aspires en vain aux couronnes d'une gloire ensanglantée, que ton nom soit oublié, plongé dans une éternelle nuit, qu'il expire comme un dernier râlement dans l'air vide.“

Le vieillard a maudit, le ciel l'a entendu, les murs sont renversés, les portiques en ruines, une seule colonne élevée atteste la splendeur disparue, celle-là même, déjà crevassée, peut tomber d'ici à demain.

Et tout autour, au lieu de jardins odorans, s'étend une déserte bruyère, nul arbre ne répand l'ombre, nulle source ne perce le sable, aucune chanson, aucune tradition héroïque ne rappelle le nom du roi; disparu et oublié! c'est la malédiction du troubadour.

— Ceux des lecteurs d'Uhland, qui sont peut-être fatigués de la muse immaculée du poète, peuvent se délasser en lisant la romance: *le comte d'Eberstein*. Après l'avoir lue ils diront: mais cependant il est des nôtres!

VI.

Gallophobie de M. Menzel. *)

M. Menzel, de Stuttgart, est l'un des littérateurs les plus distingués de l'Allemagne. Sans compter quelques œuvres d'imagination justement estimées, cet auteur s'est fait une réputation méritée par la publication d'une *Histoire des Allemands* et d'une *Histoire de la littérature allemande.* Dans la première, l'auteur a montré qu'il savait maîtriser un sujet récalcitrant, et donner une unité épique à des événemens éparpillés et à des époques incohérentes. En même temps il a eu l'art d'orner par une narration pure, chaleureuse et souvent brillante, le résultat de ces recherches labo-

---

*) *La Balance*, janvier 1836.

rieuses, minutieuses et arides qu'on exige en Allemagne avec tant de rigueur, de tout historien. Aussi son ouvrage est les plus populaire et le plus répandu de toutes les histoires de l'Allemagne. Par son *Histoire de la littérature allemande*, M. Menzel a répondu à un besoin généralement senti, mais avec tant de succès, qu'il n'aurait pas eu à craindre la rivalité qui lui a manqué. Tous les autres ouvrages dans ce genre sont, ou incomplets en ne traitant que quelques époques ou quelques branches de la littérature, ou ne sont que des aperçus chronologiques, sans âme et sans vie. M. Menzel a été le premier et est resté jusqu'à ce jour le seul, qui ait tracé un tableau animé de la littérature de sa patrie, représentant fidèlement l'image de la nationalité germanique. Tout étranger qui s'applique à la littérature allemande, doit lire et étudier l'excellent ouvrage de M. Menzel, dont une nouvelle édition a paru il y a peu de temps.

Le même écrivain rédige depuis plusieurs années une *feuille littéraire*, qui exerce une grande influence sur l'opinion publique, et qui décide souvent du sort des auteurs et de leurs œuvres. La critique en Allemagne est depuis

trente ans, ou dans les mains de la populace plumassière, qui se met au gage des libraires, et qui sans instruction, sans goût et sans conscience, accueille les nouvelles productions par des injures ou par de folles acclamations, et les juge au gré de ses caprices ou de ses passions; ou bien elle est dans les mains des hauts barons de la littérature, qui avec leur impassibilité officielle et leur froideur diplomatique, ne se soucient pas de répandre les connaissances, mais seulement de les accumuler dans leur classe et de les concentrer dans l'étroite sphère des savans. Cette critique aristocratique consiste à écrire sur de grands livres inintelligibles, de petits livres plus inintelligibles encore; loin de servir à diriger le jugement des lecteurs, elle ne sert qu'à le confondre; elle dégoûte des études les classes illettrées, et n'ajoute absolument rien à la richesse intellectuelle du pays. Ces grands juges de la littérature ne déposent jamais leur morgue doctorale, et ne daignent parler même d'un roman que dans un style de chancellerie.

Par sa *feuille littéraire,* M. Menzel a changé la face de la critique en Allemagne. Voilant son érudition sous le bon goût d'un homme

du monde et le langage d'un poète, il a servi de modèle à un grand nombre d'imitateurs plus ou moins heureux. Depuis lors, la connaissance de ces lois du beau et du vrai qui ont toujours servi de règles aux jugemens littéraires, mais qu'un style de barreau avait rendues énigmatiques pour la plupart des lecteurs, est devenue accessible à tout le monde. En même temps, M. Menzel a donné l'exemple d'une rare impartialité. Il n'a jamais abusé de sa position et de son influence, il n'a jamais ménagé ses amis, ni accablé ses adversaires; la justice, ou ce qui lui a paru tel, l'a toujours guidé dans ses jugemens.

En parlent du mérite de M. Menzel, nous n'avons voulu, quant à présent, que faire sentir combien les opinions d'un tel savant doivent avoir d'influence sur ses compatriotes, et constater, que nous nous comptons parmi ses appréciateurs, et qu'il doit nous en coûter beaucoup de lui reprocher des défauts, qui sans doute n'annulent pas ses bonnes qualités, mais qui en absorbent une grande partie. Nous parlons de sa haine aveugle contre la France, de cette funeste passion qui enveloppe son brillant esprit d'une légère vapeur de niai-

serie. On ne trouve qu'en Allemagne de ces hommes qui sont en même temps spirituels et imbécilles.

Si cette passion haineuse de M. Menzel n'était qu'une passion politique, alors il n'y aurait pas nécessité, du moins il n'y aurait pas urgence à la combattre. Tout le monde a appris depuis quarante ans à calculer l'effet que l'esprit de parti exerce sur les opinions même des plus honnêtes gens. Mais cette haine de M. Menzel est une passion scientifique, philosophique, religieuse et même mystique, d'autant plus dangereuse, que celui qui en est animé a la conscience pure et qu'il ne soupçonnerait jamais qu'on voulût exploiter sa doctrine, pour faire réussir des desseins funestes à sa patrie.

M. Menzel, quand il juge la France, est en arrière de vingt ans par rapport à l'état social de ce pays, et en arrière d'un demi-siècle en ce qui regarde son état moral. Il ne connaît d'autre France politique que celle de l'empire, et d'autre France intellectuelle que celle de Voltaire. Nous aimons à croire que c'est cette ignorance qui trompe sa religion. Mais son aveuglement est tel, que peut-

être il ne s'est pas aperçu lui-même que c'était sa haine contre la France qui l'avait guidé dans sa polémique violente, injuste et insensée contre la *Jeune Allemagne*. Cette affaire de la *Jeune Allemagne* est l'un des événemens les plus importans et les plus significatifs, qui se sont passés en Allemagne depuis vingt ans. Dès que cette sottise politique aura atteint une certaine maturité, nous en parlerons au long dans une de nos livraisons. Les journaux français s'en sont occupés, et, à cette occasion, notre étonnement a été grand de voir que même les journaux, ordinairement si méfians envers le pouvoir, et qui devaient avoir appris à comprendre l'argot de police de tous les pays, s'étaient contentés de répéter les journaux censurés de l'Allemagne, en racontant à leurs lecteurs que la *Jeune Allemagne* était une association secrète. Il n'en est absolument rien. En Allemagne, toutes les fois que trois personnes émettent les mêmes opinions, la terreur s'empare aussitôt des trente-quatre princes et des quatre-vingt-dix ministres, dont Dieu a gratifié ce pays, ils rêvent association, conspiration, révolution et subversion, et ils s'arment de tout leur pouvoir pour

dissoudre la trinité dangereuse. M. Menzel n'a pas à se glorifier de sa victoire remportée sur la *Jeune Allemagne*, la dénonciation du plus insignifiant de tous les agens de police aurait suffi pour éveiller les soupçons de ces malheureux trembleurs, que la conscience de leur trahison et de leur parjure ne laisse jamais dormir en repos.

Nous donnerons quelques petits échantillons des principes de M. Menzel, et de sa manière d'envisager les rapports sociaux entre l'Allemagne et la France. Nous les tirons de la *feuille littéraire* rédigée par lui. Mais il faut observer d'abord, que nous sommes en doute si M. Menzel est l'auteur des articles en question. Le cachet de son talent ne s'y trouve pas; mais comme ils portent l'empreinte de ses opinions, et que M. Menzel est responsable de ses collaborateurs, il est indifférent qu'il ait écrit ou non ces articles.

Il s'agit de deux œuvres poétiques, l'une par le Baron *Gaudy*, allemand, l'autre par M. *Dietz*, français alsacien, mais également écrite en langue allemande. Le premier chante les exploits de Napoléon, l'autre la gloire de la France. Nous n'avons pas lu ces ouvrages,

et les critiques de la *feuille littéraire* ne nous les font pas connaître. Ils n'ont dû servir à M. Menzel, ou à un de ses disciples que de prétexte, pour émettre les plus étranges opinions sur l'honneur national des Allemands et sur leur devoir religieux et politique de haïr la France.

Voici de quelle manière on annonce l'ouvrage de M. de *Gaudy.*

„Un baron allemand qui chante Napoléon! »Cela est-il honnête? Si c'est un malheur „pour nous de ne pas compter parmi les nôtres „un grand homme tel que Napoléon, eh bien! „envions les Français; mais du moins, ne nous „prêtons pas à augmenter encore leur triomphe „par de honteuses acclamations. Ce Napoléon „nous a déshonorés; mais des peuples qui sont „en jubilation quand on les déshonore sont „des prostitués *(feile Hetaeren).* N'y a-t-il „donc dans ce peuple allemand, n'y a-t-il parmi »nos poètes, aucun sentiment virginal qui ré„pugne à une telle ovation? Celui qui s'amou„rache de l'aimable Napoléon, n'a qu'à le „suivre à Paris, comme l'a fait Heine; mais la „malédiction du tyran au cœur de bronze est „tracée en lettres de sang sur le sol germanique,

„et malheur au poète allemand qui déshonore „son luth et n'a pas honte de chanter le tyran „qui nous a outragés, et qui ne fut pas seule-„ment notre plus grand ennemi, mais encore „celui qui nous méprisait le plus.“

Comment! vous êtes un peuple de trente-trois millions, et vous vous plaignez d'avoir été outragés et méprisés par Napoléon? Mais vraiment vous êtes trop modestes. Est-ce que Napoléon avait aussi méprisé les Anglais et les Espagnols qui étaient ses ennemis? Est-ce qu'il avait méprisé les Polonais qui étaient ses alliés? Mais apaisez-vous, malheureux eunuques de l'honneur national, qui ne vous appartient pas, et que vous ne gardez que pour l'usage de vos sultans; ce n'était pas vous, le peuple allemand, ce n'était que les princes allemands que Napoléon a méprisés, ces princes de la confédération du Rhin qui rampaient devant lui, qui veillaient dans son anti-chambre, comme des valets, qui, pour des titres de rois, de grands-ducs, de ducs, qui, pour la permission de s'emparer des pauvres débris de liberté qui restaient encore à leurs sujets de tout leur héritage et pour celle de jouer les despotes dans leurs préfectures, lui vendaient leurs

peuples, afin de l'aider à subjuguer leurs compatriotes, à renverser la Prusse qui les avait protégés contre l'Autriche, et l'Autriche dont ils étaient les vassaux. C'étaient ces princes que Napoléon avait justement, mais pour son malheur, trop méprisés, car il s'est laissé tromper par eux.

— Voici maintenant le tour de M. Dietz:

„Ces poésies sont originairement écrites en „langue allemande, elles ne sont pas traduites „du français; et cependant la patrie, sur l'autel „de laquelle M. Dietz fait brûler son encens, „n'est pas le pays de sa langue maternelle, „mais la France. Un poète allemand chante „en vers allemands sa patrie, et cette patrie „n'est pas l'Allemagne! Que faut-il de plus „pour exciter notre plus profond mépris? „Nous avons dû souvent supporter le dédain „des Français; au moins, ce sont des Français, „nos ennemis héréditaires; ils ont le droit de „se réjouir, quand ils peuvent nous opprimer, „nous ne nous en étonnons pas. Mais ce qui „est chose horrible, c'est que les Allemands, „soumis par la violence et les plus infames „ruses, à la domination française, n'ont aucun „scrupule de se faire passer pour Français, et

„qui pis est, de se regarder comme tels et de „célébrer en langue allemande une patrie „étrangère. Une telle lâcheté est inouie dans „l'histoire des peuples; jamais aucune nation „n'est tombée si bas dans l'estime de soi-même. „Le poète alsacien a perdu tout sentiment de „honte; il ne lui vient pas même en pensée „de quelle épouvantable ignominie il charge „le nom allemand, en célébrant en langue „allemande sa patrie française. Un grand „nombre d'Alsaciens se sont acquis de la gloire, „au service de la république française et de „Napoléon. En vérité, cette gloire est une „honte, car ils combattaient, quoique Allemands „d'origine, contre l'Allemagne; mais du moins „ils désavouaient leur nationalité, ils avaient „la délicatesse de ne parler que français, de „ne vouloir être que Français et de vivre „comme tels. On peut leur pardonner leur „crime contre leur patrie, puisqu'ils obser„vaient assez les convenances pour ne com„mettre ce crime que sous le nom de Fran„çais. Mais ce poète alsacien a l'audace de „parler en langue allemande de sa patrie, et „cette patrie est la France! Une telle stupi„dité est inouie, jamais elle ne s'est rencontrée,

„et nous nous contenterions volontiers de ne „la trouver que ridicule, si elle ne devait pas „nous irriter comme un suicide de l'honneur „national. Qu'un véritable Français doit rire „en voyant la rampante servilité de semblables „Allemands, qui ont une si grande envie de „s'attacher à lui comme des parens. Mais pré„cisément parce que le Français en pourrait „rire, nous devrions en pleurer, ou plutôt, car „pleurer serait d'une femme, nous devrions en „être courroucés!"

C'est fort bien! ne pleurez pas, car pleurer est d'une femme, mais décharger sa colère en injures n'est pas moins d'une femme. Emportez-vous comme des hommes, comme des braves. Armez-vous, nobles défenseurs de l'honneur national, reconquérez l'Alsace sur la France; mais hâtez-vous, l'affaire est pressante. Bientôt les forteresses de Spielberg, d'Olmutz, de Spandau, de Magdebourg, d'Ehrenbreitenstein, de Hohenasperg ne suffiront plus aux besoins paternels de vos gouvernemens, allez prendre Strasbourg d'assaut, et il y aura alors une citadelle de plus pour servir de prytanée à votre patriotisme. Mais avant de vous exposer aux dangers de la gloire, demandez d'abord aux

Alsaciens s'ils consentent à redevenir Allemands, s'ils seraient heureux d'échanger leur roi contre un des princes de la confédération germanique, leur chambre des députés contre la diète de Francfort, la liberté de la presse contre l'infame censure, la garde nationale contre la gendarmerie, la publicité des débats judiciaires contre des tribunaux secrets, le jury contre des juges dépendant du pouvoir, et l'égalité des conditions contre la morgue et l'insolence de la noblesse et des satrapes. Adressez-leur un peu ces questions et ils vous répondront: nous sommes les plus chauds et les plus fidèles patriotes d'entre tous les Français, précisément parce que nous sommes limitrophes de l'Allemagne.

Le poète alsacien Dietz, ou un de ses aïeux, est-il responsable de la paix de Westphalie? L'un d'eux a-t-il assisté comme plénipotentiaire au congrès de Munster? Tenez-vous en aux ancêtres de vos princes, qui, pour de vils intérêts particuliers, ont consenti au démembrement de l'empire germanique, en ont cédé une partie à la France, une autre partie à la Suède, et qui, pour être les maîtres absolus de leurs sujets, n'ont jamais refusé à devenir les

sujets de maîtres étrangers. Était-ce une bassesse de la part de la France, d'avoir accepté l'Alsace? Est-ce qu'on vole des peuples et des provinces honteusement comme un mouchoir? S'il y a déshonneur à être vendu et troqué comme des troupeaux, la honte n'en tombe pas sur ceux qui les achètent, mais sur ceux qui les vendent, et plus encore sur les peuples moutonniers qui se laissent vendre. Allez donc, maladroits dilettanti de l'honneur national! C'est un malheur, mais ce n'est pas une honte d'avoir été vaincu par des peuples étrangers; cela est arrivé à tous les peuples et aux plus braves, mais c'est une honte d'être esclave dans son intérieur. Le vainqueur étranger nous reconnaît du moins le droit de le haïr et de nous venger de lui, en nous subjuguant et nous accablant, il ne nous demande pas notre amour et notre respect, mais les tyrans domestiques nous forcent à baiser la main qui nous fustige. L'honneur d'une nation est de savoir être libre, un peuple laquais n'a aucun droit au respect. Qu'avez-vous besoin de reculer de deux siècles pour aller chercher en Alsace votre déshonneur national? Il est sous vos mains, il est d'hier. La liberté de

la presse est établie en Espagne, dans la patrie de l'inquisition, et la censure règne en Allemagne, dans la patrie de Luther! Vous êtes affamés d'honneur national, vous vous repaissez de la victoire d'Arminius remportée sur les Romains il y a dix-huit siècles, vous vous nourrissez misérablement de la cendre de votre gloire, et les Varus de Francfort vous outragent et vous menacent journellement! Sachez que là est la honte, et que là serait l'honneur.

VII.

Les Chants du Crépuscule,

PAR V. HUGO.*)

Ce qu'ils appellent l'esprit des temps, c'est le propre esprit de ces Messieurs, dans lequel les temps se mirent.

FAUST.

Si la poésie est l'histoire universelle du cœur de l'homme, la poésie lyrique en est la chronique et le journal. Elle n'embrasse pas les saisons et les grands mouvemens de l'âme, elle ne calcule pas les révolutions planétaires des destinées humaines; mais elle observe la température variable des sentimens; elle chante l'espérance du matin, la lassitude du midi et les illusions du soir; elle compte les battemens du cœur, et ces piqûres d'épingles et

*) *La Balance*, mars 1836.

ces minutes célestes, qui souvent entre deux aspirations changent la vie, d'un paradis en un enfer, ou d'un enfer en un paradis. On ne demande pas au poète lyrique une majestueuse inflexibilité, un œil toujours serein, des doctrines inexorables, de la constance dans les opinions ou des points de vue fixes. Non, qu'il soit le camarade de toutes les folies, qu'il entre dans toutes les faiblesses, les douleurs et les plaisirs de l'homme enfant; qu'il s'égare avec les égarés, qu'il pleure avec les affligés, qu'il partage leurs craintes et leurs espérances. Mais en tendant la main à ceux qui trébuchent, il ne doit jamais perdre lui-même l'équilibre, ni abdiquer sa liberté, en se mêlant avec ceux qui sont les esclaves de leurs passions. Qu'il se fasse petit, comme une mère qui se prépare à recevoir son enfant lorsqu'il court se jeter dans ses bras, puis se relève et porte l'enfant sur son sein; mais il ne doit pas s'accroupir et demeurer dans cette attitude pour se mettre à la taille de nain des circonstances. Le vrai poète, celui qui n'est pas seulement un homme poétique, n'est jamais affecté des maux qu'il veut guérir, ni des douleurs de l'âme qu'il veut consoler. Plus vieux que le

passé et plus jeune que le jour, où nous vivons, l'image de Dieu et le cadran de l'éternité, il ne s'impatiente et ne se désespère jamais. S'il succombe lui-même aux faiblesses dont il doit relever les autres, il essaiera alors en vain d'expliquer et d'excuser les siennes; rois et poètes qui s'excusent et s'expliquent, abdiquent leur dignité, et soumettent leurs couronnes et leurs lauriers à la juridiction capricieuse de la multitude.

Mais vraiment nous sommes tout honteux d'oser parler ainsi en présence du plus beau génie de la France, que nous admirons et aimons jusqu'en ses défauts. Est-ce à nous, pauvres gens de la prose, à réveiller l'imagination engourdie d'un grand poète, qui se ressent du lendemain d'un jour d'ivresse? Non, sans doute. Mais il ne s'agit ici ni du poète, ni de nous: il s'agit de toute autre chose. Ce Chants du Crépuscule sont des enfans de la dernière révolution, et ils ont tous les traits de leur mère: la réalité a été plus forte que l'imagination, le poète a succombé à l'homme, et l'homme à son époque. M. Victor Hugo a jugé son temps, nous jugeons son jugement: voilà ce dont il s'agit.

Que voyons-nous dans cette nouvelle production de M. Victor Hugo? Le feu du génie souvent obscurci par la fumée du chagrin; une hâte inquiète, comme si la fin prochaine du monde menaçait de couper la strophe entre deux rimes; le poète indécis ignorant où il va, d'où il vient, ce qu'il veut enfin, et, faute de pensée unique, n'ayant pas pu donner de titres à beaucoup de chants, qui, ainsi sans nom, ressemblent à des enfans trouvés; une imagination fatiguée, bâillant d'ennui, qui chancelle entre la veille et le sommeil, entre la poésie et la prose; des mots, des idées, qui, habitués à la discipline poétique, se rangent d'eux-mêmes en lignes métriques, faute de commandement; une malédiction farouche jetée sur un malheureux suicide avec une sombre colère, qui nous a plus émus que le cadavre hideux sur lequel elle se déchaîne. Ceux qui ne savent pas pardonner aux morts, sauront-ils jamais pardonner aux vivans?

Le poète, en ses chants où l'amertume abonde,
Reflétait, écho triste et calme cependant,
Tout ce que l'âme rêve et tout ce que le monde
Chante, bégaie ou dit dans l'ombre en attendant!

Mais si le poète avait la bouche amère, s'il était malade? Si en se guérissant lui-même il guérissait le monde? Rempli d'une sombre tristesse sur cet étrange état crépusculaire de l'âme et de la société dans le siècle où nous vivons, il déclare ignorer si c'est un jour qui finit ou un jour qui commence. Mais dans l'empire de la poésie, le soleil ne se couche jamais; le monde de la poésie est de cristal, transparent, et le poète n'a pas besoin d'en faire le tour pour arriver à l'autre hémisphère, pour vivre dans l'avenir. L'homme vulgaire épouse l'espérance, la mère du désespoir; mais la certitude est la compagne du poète et du prophète.

Nous devons renvoyer le poète au précepte qu'il nous a donné, mais dont il n'a pas profité lui-même:

Marchons les yeux toujours tournés vers le soleil,
Nous ne verrons pas l'ombre!

Nous lui adressons ces vers, bien qu'il les ait tout autrement appliqués:

Ils tombent comme nous, malgré leur fol orgueil
Et leur vaine amertume;
Les flots les plus hautains, dès qu'il vient un écueil,
S'écroulent en écume.

Jadis, prisonniers de l'école classique, aujourd'hui, geôliers de l'école romantique, vous avez considérablement perdu en insouciance et peu gagné en liberté. Si la poésie était une maladie de l'âme, les souffrances classiques seraient de beaucoup préférables aux souffrances romantiques. Celles-là sont simples, peu compliquées, faciles à reconnaître, et faciles à guérir. L'amour, la haine, la jalousie, l'ambition et le fanatisme, voilà la pathologie presque complète d'un hôpital classique. Mais quel remède porter à un mal qui, à chaque quart d'heure, fait le tour du compas? Comment vous consoler, quand vous ignorez vous-mêmes ce que vous avez, de quoi vous vous plaignez? Mais non, la poésie est la santé de l'âme: vous croyez être malades, vous ne l'êtes pas: vous êtes hypochondres. Parlons un peu de cela; nous autres Allemands, nous en savons quelque chose.

L'exercice vous manque, vons ne donnez pas assez de mouvement à vos âmes. Vous sortez de la Chaussée-d'Antin pour traverser le Palais-Royal et aller aux Tuileries, et puis vous quittez les Tuileries pour retourner, par le même chemin, à la Chaussée d'Antin. Et

puis, dans votre intérieur, vous êtes prisonniers de votre jolie petite langue, qui vous prend en riant dans un filet de soie, où vous voltigez de maille en maille, en vous moquant du reste du monde, qui est si dur, si raboteux, tout de bois et de pierre. Osez vous rendre libres, tâchez d'oublier le Dictionnaire de l'Académie française et d'apprendre les langues étrangères. Quittez Paris, voyagez, mais ne voyagez pas comme vous avez l'habitude de le faire, à reculons, ayant toujours la vue tournée vers Paris. Si vous allez puiser des inspirations dans la Méditerranée, seulement pour en arroser les planches de la Porte-Saint-Martin; si, au sommet de la montagne des Olives et sur le bord du cratère de l'Etna, vous n'osez avoir que des pensées à la Renduel, alors autant vaudrait rester chez vous.

Nous, qui sommes avancés en âge, et qui cependant aimons et respectons l'humanité, nous devons être étonnés de ces jeunes poètes, romanciers et philosophes, qui, à trente ans, ont déjà l'hiver dans le cœur, et qui s'enveloppent de leur mépris des hommes comme d'une fourrure. Non, ces trois arrondissemens de Paris, qui constituent votre univers, ne sont

pas Paris, et Paris n'est pas la France, et la France n'est pas le monde. Nous, qui ne sommes pas attachés à la glèbe de tel ou tel quartier; nous, qui ne sommes inféodés à aucune revue, à aucun feuilleton, nous savons qu'il y a encore des vertus parmi les hommes, des mœurs, du désintéressement, de la sincérité, de la franchise, de la foi, des convictions, de l'amitié et du bonheur. Nous aussi nous doutons souvent, mais le doute à nous ne nous paraît pas une *lie affreuse* que la conviction dépose dans tous les cœurs: nous le regardons comme un nuage qui obscurcit quelque temps la lumière, et puis tombe en pluie pour arroser et féconder le sol de la vérité. Vous vous désespérez en ce temps calme où nous vivons, que ferez-vous donc quand l'orage éclatera? Si vous ne savez pas supporter votre bonheur, comment supporterez-vous le malheur? C'est la vie sociale qui envenime votre vie domestique; mais qu'est-ce que la vie sociale? qu'est-ce que la cité? Les pères de familles forment la communauté, les maisons forment la rue, et vous l'avez dit vous-même:

Il est plus difficile, et c'est d'un plus grand poids,
De relever les mœurs que d'abattre les rois.

Si vous n'êtes pas contens de l'héritage que vous ont laissé vos pères, vous êtes bien ingrats. Cet héritage qui vous est venu en dormant, est cependant assez riche; s'il ne vous suffit pas, travaillez comme ont fait vos pères, et puis, si le ciel vous refuse votre salaire, alors, mais seulement alors, vous aurez le droit de gronder contre lui.

Quand, dans la solitude de vos pensées, vous vous demandez: Pourquoi n'avons-nous pas réussi? pourquoi de si grands efforts ont-ils été inutiles? pourquoi tant d'espérances ont-elles été trompées? alors cette voix de la conscience, que le bruit du monde peut longtemps étouffer et faire taire, mais qui ne ment jamais quand elle parle, vous répondra: Vous avez tort de vous plaindre. Non, toutes les promesses ont été accomplies, vous n'avez été frustrés d'aucunes des vos espérances, vous avez atteint le but que vous vous étiez proposé en partant; mais, si au milieu du chemin, vous avez changé de dessein sans changer de route, et si vous l'avez manqué, ce n'est pas votre mauvais sort, mais vous-mêmes que vous

devez accuser. Désirer seulement, ce n'est pas vouloir: vouloir, c'est pouvoir. Tout homme, et à plus forte raison tout peuple, peut ce qu'il veut. La fortune rebute les mendians, mais elle accorde toujours ce qu'on lui demande impérieusement.

Le dix-huitième siècle n'a pas menti au dix-neuvième, il a accompli tous ses engagemens: vous n'avez rien de plus à lui demander. Son gigantesque programme a été solennellement déroulé sous vos yeux jusqu'au dernier tableau. La littérature d'alors a fait son effet; ce qu'elle a semé, vous l'avez recueilli; si vous désirez d'autres fruits, il vous faut d'autres semences et de nouveaux labeurs. La philosophie de Voltaire, cette source de l'histoire contemporaine, est épuisée, elle est à sec. Les disciples de l'auteur de la Pucelle ont vaincu, les actionnaires de l'Encyclopédie ont fait leurs affaires: de quoi se plaindre? S'il y a des désappointemens qui ne sont pas seulement de nos jours, qui sont anciens, c'est qu'il y a des illusions qui sont anciennes. Il est bien vrai que certains besoins sociaux qui attendent encore aujourd'hui leur satisfaction, ont déjà été sentis dans les premiers temps de la révo-

lution; mais alors comme aujord'hui, ce n'était que l'exaltation d'esprits clairvoyans et prophétiques, lé bouillonnement de cœurs généreux, ce n'était que de l'écume, c'étaient des bulles creuses. Le véritable enthousiasme qui renverse tous les obstacles, est le débordement de la conviction de tout le monde; mais il faut une longue croissance avant que les opinions des individus deviennent celles d'une nation, avant que ces opinions se changent en convictions, et que celles-ci surmontent leurs digues.

Les opinions qui devancent l'état de choses existant, combien comptent-elles d'adhérens? Très-peu; et si elles en comptaient beaucoup, ce serait tant pis, car alors il serait facile de prouver que les partisans des idées avancées ignorent eux-mêmes le nombre et la force de leur parti, parce qu'ils ne sont pas d'accord, et qu'ils ne se sont pas comptés. S'ils étaient d'accord et s'ils se sentaient en force, pourquoi seraient-ils aussi découragés? Nous acceptons avec peine cette explication de certaines circonstances de nos jours.

L'état des littérateurs était autrefois un sacerdoce; aujourd'hui, c'est un métier. Les

hommes de lettres du dix-huitième siècle ne couraient pas après la fortune, c'était la fortune qui venait les chercher. Lorsque les tuteurs de l'humanité demeuraient encore au galetas, les rois montaient pour les voir; depuis qu'ils occupent des appartemens à la petite maîtresse, ce ne sont plus que des laquais qui viennent chez eux, pour leur remettre des invitations lithographiées pour tout le monde, et remplies selon le caprice de tel ou tel nom. Les hommes de lettres, en descendant les étages, ont descendu de leur gloire. Lorsqu'ils étaient encore pauvres, les rois mendiaient leurs suffrages, et ne les achetaient pas. Autrefois, quand un homme de lettres distingué entrait dans une société du grand monde, c'était un événement qui faisait changer le cours de la conversation et des amusemens; aujourd'hui, une femme ne tourne pas même la tête quand on annonce le nom d'un poète célèbre, et personne ne laisse fondre sa cuillerée de glace pour écouter les oracles du premier philosophe de son pays.

Au dix-huitième siècle, les hommes de lettres avaient une place si élevée dans l'estime de leurs contemporains, qu'ils n'avaient qu'à

laisser tomber leurs opinions, et tout le monde accourait à l'envi pour les ramasser. Aujourd'hui qu'ils se sont mis au niveau de tout le monde, leurs opinions se colportent lentement de maison en maison, et ne montent qu'avec peine jusqu'aux classes élevées, qui, par leur situation, ne leur doivent pas être favorables, et qui, ordinairement, les renvoient avec dédain. Autrefois l'on s'arrachait des mains toutes les nouvelles productions d'un auteur distingué, aujourd'hui il faut des primes de soixante-quinze mille francs pour encourager le monde à lire des chefs-d'œuvre. Être mis en loterie, c'est une humiliation et un châtiment significatifs pour des hommes qui courent après la roue de la fortune.

Les hommes de lettres devraient songer à recouvrer leur ancien pouvoir en recouvrant leur ancienne indépendance; quand on est régenté par ses propres passions, c'est une ridicule hypocrisie que de régenter les rois. Abandonnez le champ de la politique au mauvais vouloir des ennemis des progrès; leur force vient de leur union, et leur union vient de votre opposition. Depuis vingt ans votre attitude menaçante vis-à-vis des exploiteurs de

l'humanité, les a contrains à vivre en paix ensemble, à se ménager les uns les autres, et à montrer, pour leurs prétentions réciproques, une condescendance qui est sans exemple dans l'histoire. Retirez-vous pour les mettre aux prises entre eux-mêmes, et alors la victoire reviendra sans combats du côté de la bonne cause. Rajeunissez vos cœurs de fraîches espérances, retrempez vos âmes amollies par des études sérieuses et consciencieuses. L'esprit peut se former dans le commerce du monde, mais l'âme ne se forme que dans la solitude; les Philippiques des Démosthènes modernes ne sentent plus la lampe, mais aussi elles restent sans effet.

Croyez, travaillez et espérez! et si vous êtes impatiens de l'avenir, et si vous ne savez pas croire, aimez en attendant.

Heureux qui peut aimer, et qui, dans la nuit noire,
Tout en cherchant la foi, peut rencontrer l'amour!
Il a du moins la lampe en attendant le jour.
Heureux ce cœur! Aimer, c'est la moitié de croire.

VIII.

(Wally, die Zweiflerin.)

Wally la sceptique.

ROMAN PAR C. GUTZKOW. *)

Par une belle matinée d'été, une superbe amazone souabe se promenait à cheval, suivie d'un nombreux cortége d'adorateurs, dans le bois de Boulogne d'une des petites résidences de l'Allemagne. Un jeune homme, qui était venu à pied pour respirer l'air frais de la forêt romantique, vit passer la cavalcade en soupirant d'envie. Au moment où ses yeux rencontrèrent le regard de l'amazone, celle-ci donna un petit coup de cravache à sa haquenée, et laissa tomber en même temps quelque

*) *La Balance*, mars 1836.

chose de brillant dans l'herbe. Le jeune piéton se baissa pour le ramasser. Un, deux, trois, quatre, cinq: c'étaient cinq anneaux d'or, ni plus, ni moins. La dame sarrêta, attendant qu'on lui remît ses anneaux; mais le jeune monsieur, qui n'avait pas plus de conscience qu'une pie voleuse, les mit dans sa poche et s'en alla. L'excellent jeune homme était prédestiné par son nom à voler sans être pendu, c'est-à-dire à être un conquérant. Il s'appelait César, la dame se nommait Wally.

Wally imposait à chacun de ses amans, à tour de rôle, le tribut mensuel d'un anneau d'or, et elle avait l'habitude d'enfiler ces anneaux de redevance dans sa cravache. Elle était athée, aimable créature d'ailleurs, et passablement bête. Elle jouait au pharaon, et n'avait point d'enthousiasme pour la nature, point de sentiment pour les fleurs, qu'elle mâchait sans pitié quand il en tombait dans ses mains. Elle disait: „Religion, immortalité, „sottise que tout cela! une robe rouge ou une „robe bleue? Une coiffure à la Madeleine ou „à la Chinoise? Danser, ou jouer des prover- „bes? voilà la question"

César, selon l'expression pittoresque de M.

Gutzkow, venait d'entrer dans *le second tiers de ses vingtaines*, ce qui veut dire en termes d'arithmétique vulgaire, qu'il était âgé de 24 ans, ou à peu près. Mais malgré sa jeunesse, César était un homme accompli. Son front était sillonné de rides où l'expérience et la sagesse avaient jeté leurs semences. Sa vie passée était un cimetière peuplé d'illusions mortes. Il n'espérait et ne craignait plus rien, il n'aimait que lui-même, et ne haïssait que Dieu.

César et Wally ne tardèrent pas à lier connaissance ensemble, mais de la façon qui convenait a des sages comme eux. Ils se moquaient des six lendemains que Voltaire dans sa Pucelle avait eu l'indulgence d'accorder à l'agonie d'une vertu de femme: ils commencèrent leur semaine d'amour par le samedi. A quoi bon, disaient-ils, toutes ces façons, toutes ces ridicules hésitations? Ne sommes-nous pas l'un et l'autre des êtres humains, nés pour le bonheur? ne suis-je pas ton frère, n'es-tu pas ma sœur? La nature ne nous a-t-elle pas accordé les droits sacrés de la chair? Allons donc! mort à la pudeur, et vive le roi des ribauds!

Mais, hélas! que les femmes les plus courageuses sont encore craintives! combien les esprits forts parmi elles sont encore faibles! Wally elle-même, avec toutes ses excellentes qualités, Wally qui jouait au Pharaon, qui ne croyait ni en Dieu, ni à la vertu, qui se moquait de la pudeur, l'honneur des femmes, était quelquefois obligée de donner des coups de cravache à sa conscience rétive, et sans le secours de César, peut-être n'aurait-elle pas toujours réussi à la faire avancer. Qu'une femme est heureuse, dans une telle situation, d'avoir auprès d'elle un habile écuyer comme César, qui lui enseigne les subtilités du manége et l'art de mettre au grand galop la vertu la plus quinteuse. Nous donnerons un petit échantillon de l'habileté et du savoir-faire du Lovelace allemand.

Wally étant sur le point de partir pour un long voyage, César, à la dernière entrevue qu'il eut avec elle, lui demanda un petit souvenir en signe d'estime et d'amitié. Il existe, dit-il, un charmant poème allemand du moyen âge, le *Titurel*, dans lequel on raconte une ravissante tradition de *Tschiotulander* et de *Sigune,* deux jeunes personnes de différens sexes,

qui s'aiment et qui s'adorent réciproquement. Tschiotulander, un certain jour, avant d'aller en guerre, pria Sigune de se déshabiller devant lui, pour le rendre invulnérable. La douce Sigune consentit avec plaisir à servir de Styx à l'Achille sicambre, et Tschiotulander se plongea dans ses charmes, et partit invulnérable. Lui, César, ne trouvant rien de plus délicieux que d'être invulnérable, parce que cela dispense d'être un héros, et étant précisément dans la situation de Tschiotulander, parce qu'il avait le dessein d'aller aux eaux de Schwalbach, où le danger d'être blessé au cœur est imminent, il osa prier mademoiselle de Wally de se mettre toute nue devant lui, pour réjouir ses yeux et approvisionner son imagination pour tout le temps de la longue séparation.

„Wally regarda fixement César pendant „un moment; puis elle se leva fièrement, et „quitta la chambre sans dire un mot.

„La contenance de César manifesta une „expression de douleur. En demandant une „chose révoltante avec la belle naïveté et l'in„nocence touchante d'un enfant, il avait révélé „toute la sublimité dont son âme était capable; „mais la honte qui l'enflamma d'abord s'éclip-

„sa devant sa fierté, tant César paraissait noble „et pur à ses propres yeux.“

„Elle est sans poésie, elle est niaise, je la „hais! s'écria-t-il avec violence, en trépignant „de colère. Ce n'est pas moi, c'est la poésie „qu'elle a offensée: elle me donne du dégoût. „Et il fit le serment de ne jamais remettre le „pied dans sa maison.“

Nous voudrions pouvoir féliciter mademoiselle de Wally d'avoir su échapper à la poésie *descamisada* du naïf, innocent et sublime César; mais, hélas! elle fut bientôt vaincue. „A peine „s'était-elle éloignée, qu'elle jugea avoir été „bien bête avec sa vertu. Elle sentait que la „véritable poésie est irrésistible, et qu'elle a „sa place au-dessus de toutes les lois de la mo„rale et de la convention. Elle sentait com„bien on est petit quand on résiste à la poésie. „L'idée d'être inférieure à la poésie, et au „fond moins innocente qu'elle, l'accablait. Elle „paraissait méprisable à sa propre conscience, „depuis qu'elle devait s'avouer qu'elle n'était „pas faite pour la poésie transcendante.

„Combien de fois elle avait rencontré César! „Lui, il avait le regard fier! il avait une mo„rale supérieure à celle de Wally. Lui, il pou-

„vait lever ses yeux, que l'idéal ennoblissait! „Wally n'avait pas le droit d'être fière, c'était „son tour d'éprouver de la honte: elle craig- „nait César. Toute sa vertu lui paraissait „mesquine, depuis qu'elle avait déclaré que la „vertu ne pouvait subsister qu'habillée, qu'elle „ne pouvait pas être nue. Elle avait perdu „aux yeux de César ses charmes poétiques."

Wally mue par un touchant repentir et par une vraie et sincère contrition, résolut de réparer sa faute, de demander pardon de son offense envers la poésie, et de se débarrasser de sa chemise prosaïque. Elle écrivit donc à César le charmant billet que voici:

„Je vous ai offensé, César. Demain soir à „dix heures, venez à l'hôtel de l'ambassadeur „de Sardaigne. Vous serez conduit par ma „femme de chambre à un lieu que vous ne „devrez pas quitter. Jurez-moi de ne pas „vous avancer au-delà du rideau que vous „aurez la bonté de tirer à dix heures dix mi- „nutes! César, jurez-le-moi. Je suis honteuse „d'avoir eu de la honte."

César ne manqua pas au rendez-vous. Le jour des noces de l'ambassadeur de Sardaigne, il se rendit à l'hôtel du diplomate, et à dix

heures dix minutes précises, il tira le rideau et eut le bonheur de voir la vertu de Wally sans vilain accoutrement. Le moderne Tschiotulander s'en retourna tout chancelant d'ivresse. Survint alors l'ambassadeur de Sardaigne qui embrassa sa jeune femme sans lui chiffonner le moindre petit ruban : le bonhomme qui n'avait jamais entendu parler du *Titurel*, ne soupçonna rien du tout. Le secret fut gardé.

Wally après avoir vécu selon la loi de la chair, et assommé d'ennui ses lecteurs, se rend justice à elle-même, en terminant sa vie par un suicide. Ce serait un très-grand bonheur, si le vice n'était jamais plus aimable, ni l'incrédulité jamais plus spirituelle qu'ils ne se manifestent dans les paroles et les opinions de Wally et de César. Cet ennuyeux roman aurait suffi pour changer Voltaire en dévot, et toutes les femmes galantes de l'ancien régime en prudes. A l'exception des critiques qui, comme les vautours et les corbeaux, s'attachent à la charogne, la lecture de Wally dégoûtera tout le monde.

Nous aurions honte d'entrer avec César dans une sérieuse discussion sur ses opinions morales et religieuses. Il est incrédule par

forfanterie, et vicieux pour singer les mœurs du grand monde; des miettes tombées de la nappe de Voltaire, il s'est composé une petite doctrine du plus mauvais goût; il croit être philosophe, il n'est que ridicule.

Et voilà ce fameux roman qui a servi d'*attentat Fieschi* à la diète de Francfort, qui lui a fourni un prétexte pour faire exécuter contre la presse des mesures préparées de longue main! Mais ne croyez pas qu'on se soit contenté de singer les lois d'intimidation: la sérénissime diète rougirait de honte, si elle se voyait contester l'originalité en matière de despotisme brutal! Elle s'est moquée de ces lois d'intimidation françaises, qu'elle regarde d'un air de pitié comme des lois d'encouragement; elle n'a pas voulu les imiter, mais les rendre ridicules, en montrant combien leurs auteurs ont eu l'esprit pauvre et étroit, et combien ils sont inférieurs aux législateurs de Francfort, qui seuls vis-à-vis du peuple ont cette audace et cette insolence qui caractérisent tout véritable homme d'état.

En France où la prise de la Bastille et la Marseillaise ont rendu un peu lourde l'intelligence de tout le monde sur de pareilles ma-

tières, on aura peine à comprendre à quelles nouvelles presécutions la presse pourrait être exposée dans un pays comme l'Allemagne, où la censure a toujours frappé aussi bien la littérature que la politique, les livres que les journaux. Vous ne sauriez jamais concilier la responsabilité d'un auteur avec la censure préalable de son ouvrage. Ne vous creusez pas le cerveau pour pénétrer cette subtilité de la jurisprudence teutonique: le quartier latin en masse y perdrait son latin. Je me rappelle que moi-même, il y a déjà bien des années, j'ai été condamné à une amende pour un article de journal qui avait été censuré, et qu'on ne s'était avisé de trouver repréhensible que six semaines après sa publication. Comme, eu égard à ces circonstances, je déclinais ma responsabilité, on me dit que j'étais doublement coupable: d'acord, pour l'inconvenance de l'article incriminé, ensuite pour avoir induit en tentation l'innocent censeur. Ce mot n'est-il pas joli?

Le cas de l'auteur de Wally était précisément le même. L'ouvrage avait paru avec autorisation de la censure, et il était publié depuis plusieurs mois, lorsque, sur un cri de

détresse poussé par M. Menzel, qui vit dans ce roman un terrible remorqueur, capable de faire avancer la révolution française contre vent et marée vers la forêt noire, le gouvernement du roi de Bavière, ce duc de Modène de l'Allemagne, prit l'alarme et s'adressa à la sagesse et à la vigueur de la diète de Francfort. Celle-ci démasqua aussitôt une de ses batteries législatives de réserve, et fit jouer le gros canon pour tuer la pauvre petite Wally et son amant, le naïf Tschiotulander. M. Gutzkow, après avoir été arrêté provisoirement, fut condamné à un emprisonnement de trois mois, et son roman fut saisi. Mais la diète ne se contenta pas de cette justice vulgaire. Tous les autres ouvrages de l'auteur de Wally, tant ceux déjà publiés que ceux qu'il pourrait avoir le dessein de publier un jour, ses œuvres posthumes probablement sous-entendues, ont été défendus pour l'éternité. Ces mêmes mesures ont été appliquées à quatre ou cinq autres écrivains, auxquels antérieurement on n'avait jamais pensé à reprocher quelque chose, et dont tous les ouvrages, publiés depuis plusieurs années, avaient paru avec autorisation de la censure. De cette manière, la diète de

Francfort a fait de la condition d'écrivain un droit civil et politique, et enrichi le code pénal de la décapitation littéraire. Pends-toi, Figaro, tu n'as pas deviné celui-là!

En vérité, tout étranger, à quelque opinion politique qu'il soit attaché, doit être étonné de cette affaire. Personne ne comprendra comment, aux dix-neuvième siècle, un despotisme aussi ridicule que sauvage ait osé se présenter avec tant d'effronterie en face de la France, de l'Angleterre, de la Suisse et de la Belgique. On se demandera si la diète de Frankfort, en refusant aux Allemands la liberté de la presse, même la plus modérée, a voulu leur rappeler par là que ces peuples n'ont pu jouir de la liberté de la presse qu'après avoir fait une révolution et chassé leurs rois. On se demandera si la sérénissime diète a perdu la raison. A cela nous répondrons que la passion n'a pas de raison, et qu'entre toutes les passions la peur est la plus déraisonnable. Les héroïques princes de la confédération Germanique ont tremblé pendant trois ans de la frayeur que leur avait inspirée la colère du peuple français, laquelle cependant n'a duré que trois jours. Depuis que la France

ne gronde plus, ils se sont remis de leur frayeur et ont pris leur revanche. Les lâches sont toujours les plus cruels à se venger. Après la révolution de 1830, il y avait telle cour en Allemagne où l'on s'attendait à toute heure à une insurrection populaire, et où l'on avait fait tous les préparatifs nécessaires pour une émigration éventuelle. Les effets précieux furent emballés pour être transportés hors du pays; les équipages de voyage étaient prêts; d'augustes personnages s'étaient munis à tout événement de passeports sous des noms empruntés: on était jour et nuit sur le qui vive. S'il arrivait en ce temps que des ivrognes fissent un bruit nocturne dans la rue, le souverain et ses conseillers pâlissaient, son épouse et les chambellans tombaient en défaillance, et les princesses se mettaient à pleurer. Ils croyaient que la révolution venait d'éclater, et que les piques et les bonnets rouges ne tarderaient pas à se montrer. Ce n'est qu'après la chute de la Pologne que la terreur de ces cours s'apaisa, et depuis lors la diète de Francfort s'épuise en galanteries législatives et pénales, punissant les malencontreux bourgeois

de n'avoir fait qu'effrayer les belles princesses et leurs beaux chambellans.

Le reproche qu'on a fait à M. Gutzkow et aux autres écrivains compris sous le nom de la *jeune Allemagne*, de miner la foi chrétienne et de corrompre les mœurs, n'est qu'un prétexte et une hypocrisie. Les hommes d'état influens de la confédération Germanique sont juifs de cœur; ils n'ont d'autre Dieu que l'or et d'autre maître que le roi Salomon: ils se moquent du christianisme. Ils seraient trop heureux de voir les mœurs de la jeunesse se relâcher; la corruption des mœurs serait un gage précieux en faveur de cette servilité qu'on s'efforce de conserver et de perpétuer dans le peuple; elle contribuerait efficacement à propager et établir la religion d'état de l'Autriche, la police secrète, parmi ce grand nombre d'Allemands qui, jusqu'à ce jour, sont encore païens et ne croient pas à la sainteté des révélations. Mais il ne s'agit ici ni de religion, ni de morale; si ce n'était que cela, la censure eût suffi pour supprimer des doctrines dangereuses ou prétendues dangereuses. Les persécutions exercées contre les écrivains de la *jeune Allemagne* a un tout autre motif.

Il importe à la diète de Francfort de frapper ce qu'aucun censeur du monde n'a jamais pu atteindre: l'esprit. Les auteurs mis en interdit ont de l'esprit, et surtout ils ont un beau style: voilà tout leur crime. Cette explication doit paraître bien ridicule aux étrangers; mais pour les Allemands qui connaissent l'allure de leurs gouvernemens, le ridicule de cette explication est une raison de plus pour l'accepter. Voyons ce que c'est.

Au seizième siècle, Luther avait fait pour les princes allemands ce qu'un siècle plus tard le cardinal Richelieu fit pour les rois de France. L'un et l'autre ont été dans leur pays les fondateurs du pouvoir monarchique, en détruisant le contrepoids que le clergé en Allemagne, la noblesse en France, avaient opposé à l'absolutisme des souverains. Richelieu vainquit la noblesse par les supplices et les cachots; Luther vainquit le clergé par la science et la philosophie. Depuis ce temps, l'instruction en Allemagne a été un puissant instrument de gouvernement, et elle a rendu beaucoup plus de services aux princes protestans, que l'ignorance n'en rendait aux princes catholiques. Il n'y a rien de plus curieux que la véritable

rivalité d'artiste qui a toujours existé entre l'Autriche et la Prusse, sur la supériorité de leurs moyens de gouvernement respectif. La Prusse, à la tête du protestantisme, défendait l'excellence de l'instruction; l'Autriche, à la tête du catholicisme, celle de l'ignorance; mais l'une et l'autre avaient le même but: le despotisme. Dans les pays protestans, la science était la seconde force armée: on la mettait en garnison dans les places fortes, appelées universités. Les professeurs étaient les officiers, les étudians les soldats. L'instruction n'avait d'autre but que de former des *serviteurs d'états*, comme en Allemagne on appelle par politesse les serviteurs des princes.

Antérieurement à Luther, tous les livres étaient écrits en latin; depuis lui, les auteurs commencèrent à se servir de la langue vulgaire, ce qui favorisait grandement les desseins despotiques des princes, en rétrécissant de plus en plus la science et la littérature dans la classe des savans, et en empêchant ainsi leur propagation. Si les auteurs eussent continué d'écrire en latin, il se serait rencontré avec les temps des amis du peuple, qui auraient traduit à son usage les livres latins; mais les

professeurs écrivant en allemand, c'est-à-dire en un allemand officiel et détestable, aussi inintelligible que l'hébreu, et que personne ne s'avisait jamais de traduire de l'allemand en allemand, la lecture et l'instruction demeurèrent toujours éloignées du peuple, et les gouvernemens n'eurent plus aucune inquiétude sur la durée de leur omnipotence, garantie par le désarmement général de l'intelligence populaire.

Nous arrivons. De nos jours enfin, des écrivains d'esprit et de cœur, ceux de la *jeune Allemagne*, s'avisèrent de répandre la science, la philosophie, la morale, la politique, en les traduisant de l'allemand des savans dans l'allemand de tout le monde. Les gouvernemens protestans s'en sont épouvantés; à mesure que l'instruction se propage, ils perdent leur plus puissant instrument de despotisme et en même temps leur prédominence sur les états catholiques, et ils sentent qu'il est trop tard alors de remplacer l'instruction par l'ignorance. La Prusse n'a plus de contre-poids à opposer à la puissance de l'Autriche, que l'ignorance de ses peuples rend formidale, et celle-ci triomphe.

La persécution qu'on exerce envers les auteurs de la *jeune Allemagne,* a encore un autre

motif. Jusqu'aux derniers temps, la littérature périodique, en Allemagne, a été, à peu d'exceptions près, dans les mains des écrivains du dernier ordre. Les auteurs distingués, les véritables savans, dédaignaient de prendre part à la littérature périodique, comme autrefois la noblesse croyait déroger en embrassant l'industrie. Les écrivains de la *jeune Allemagne* avaient fondé quelques journaux littéraires estimés, et ils avaient le dessein d'en former encore d'autres. Plusieurs professeurs distinqués de la Prusse s'étaient laissé séduire par l'esprit de ces jeunes écrivains, au point de s'attacher comme collaborateurs à leurs journaux. Le gournement prussien s'est effrayé de cette nouveauté, comme d'un commencement de morcellement des bien-fonds de la science. Voilà pour quelle raison M. Gutzkow et ses complices en beau style, ont été punis de la mort littéraire; je devrais dire, voilà justement ce qui fait que votre fille est muette; car, en vérité, je désespère d'avoir clairement expliqué aux Français le galimatias politique et littéraire de la sérénissime diète de Francfort.